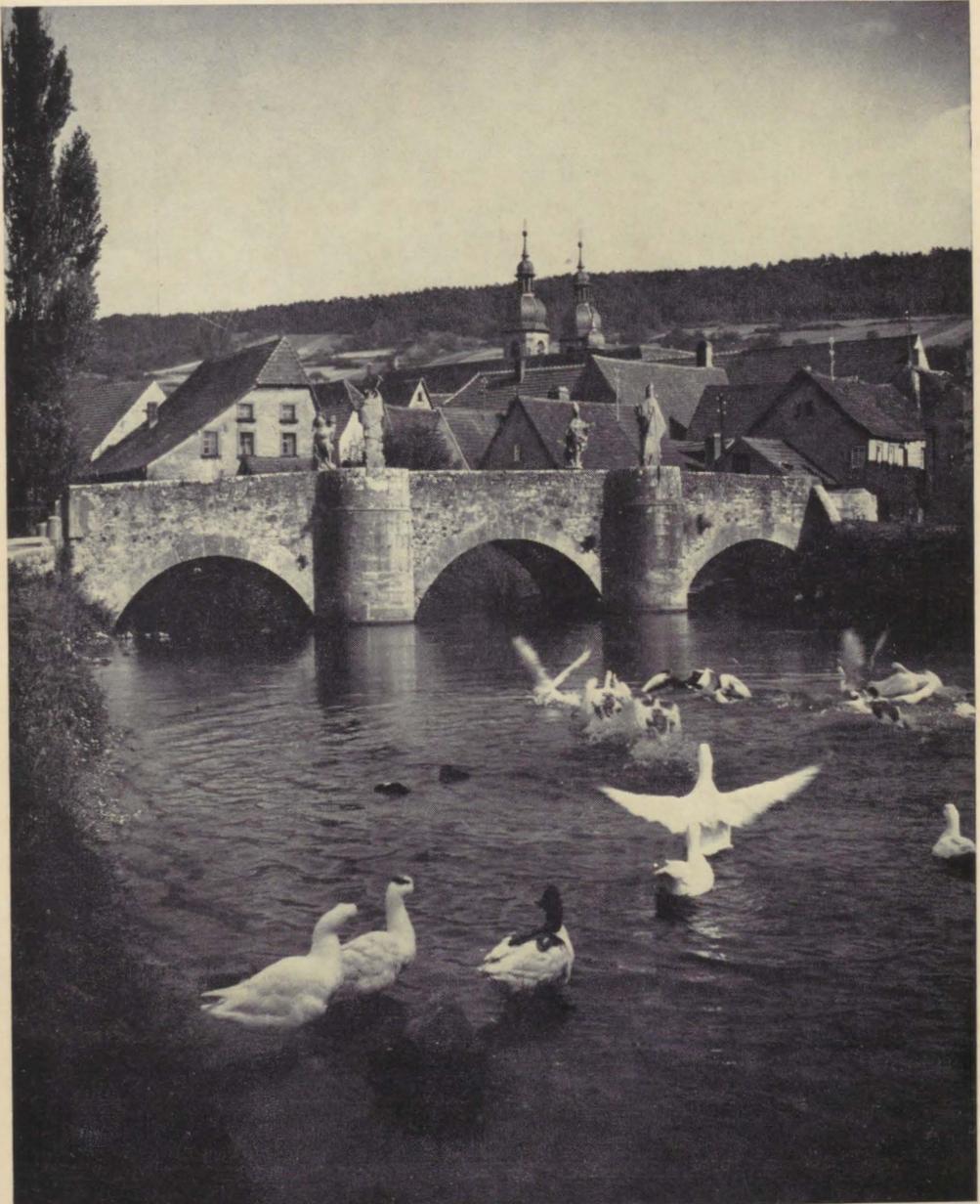


# BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

51. Jg., Heft 3, Sept. 1971

M 1459 F



*Die Wittigbachbrücke in Gerlachsheim*

Foto: Robert Häusser, Mannheim

MEIN HEIMATLAND

51. Jahrgang / Heft 3, Sept. 1971

Herausgegeben im Auftrag des  
Landesvereins  
Badische Heimat e. V.  
für Heimatkunde und Heimatpflege,  
Natur- und Denkmalschutz,  
Volkskunde und Volkskunst,  
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger  
Schriftleitung: Ernst Bozenhardt  
Freiburg i. Br., Tel. 7 37 24  
Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12

Mitglieder des Redaktionsaus-  
schusses: Dr. Otto Beutenmüller,  
Bretten, Dr. L. Döbele, Säckingen,  
Dr. R. Feger, Freiburg, W. Hensle,  
Lahr, Dr. E. Strobel, Karlsruhe, Dr.  
A. Trautmann, Walldürn (Müllheim)

Diese Zeitschrift erscheint viertel-  
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch  
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis  
für Einzelmitglieder. . . DM 18.—

Einbanddecken zu DM 3.50 für die  
Jahrgänge 1968, 1969, 1970 sind  
vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung  
und Verbreitung behält sich der  
Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift  
sind an den Landesverein  
Badische Heimat, Freiburg i. Br.,  
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für un-  
verlangte Manuskripte und Be-  
sprechungsstücke wird keine Haftung  
übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins  
Postsparkonto Karlsruhe 164 68  
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873  
Deutsche Bank Freiburg i. Br. 37 04 37  
Städt. Spark. Freiburg, Girokonto. 200 3201

Gesamtherstellung und  
Anzeigenverwaltung

Verlag G. Braun, 7500 Karlsruhe 1  
Karl-Friedrich-Str. 14-18  
Tel. \*26951 Telex 07826904 vgb d

Klischeeherstellung:  
Schuler & Co., Freiburg/Br.  
Kartäuserstraße 50

	Seite
Bilder aus meiner fränkischen Ahnenheimat. <i>Von Heinz Bischof, Rastatt</i> . . . . .	249
Die Bonifatiuskapelle bei Oberwittstadt. <i>Von Heiner Heimberger, Adelsheim</i> . . . . .	258
Der Odenwald. <i>Gedicht von Arthur Trautmann</i> . . . . .	264
Die St. Erasmuskapelle bei Reinhardsachsen. <i>Von Peter Assion, Freiburg</i> . . . . .	265
Junitag. <i>Gedicht von Hans Babrs</i> . . . . .	279
Klosterkirche zu Gerlachsheim. <i>Von Heinz Bischof, Rastatt</i> . . . . .	280
Das Frankenland und St. Martin. <i>Von Gernot Umminger, Freiburg</i> . . . . .	286
Der verirrte Schmetterling. <i>Gedicht von Richard Gäng</i> . . . . .	304
Der Umschichtungsprozeß in den ländlichen Gemeinden des Baulandes. <i>Von Robert Hensle, Mannheim</i> . . . . .	305
Die Vorwehen des Bauernkrieges im Bauland und Kraichgau. <i>Von G. Ginter, Bretten</i> . . . . .	313
Frühsummer. <i>Gedicht von Friedrich Roth</i> . . . . .	319
Kurfürstin Anna Maria Luise und ihre Stiftung für Schwetzingen. <i>Von Karl Mossemann, Schwetzingen</i> . . . . .	320
Des Sommers Finale. <i>Gedicht von Arthur Trautmann</i> . . . . .	324
Aus der Baugeschichte der Evangelischen Stadt-Kirche Durlach. <i>Von Engelbert Strobel, Karlsruhe</i> . . . . .	325
Ein kleines bißchen Freude. <i>Gedicht von Friedrich Seippel</i> . . . . .	331
Das durch Nidda bekannte Gasthaus zur „Kanne“ in Grötzingen. <i>Von Wilh. Mössinger, Grötzingen</i> . . . . .	332
Sommernacht. <i>Gedicht von Friedrich Seippel</i> . . . . .	343
Der Menzinger-Hof in Rohrbach. <i>Von Karl Heinz Frauenfeld, Heidelberg</i> . . . . .	344
Ein Herbsttag. <i>Gedicht von Arthur Trautmann</i> . . . . .	348
Die ehemalige Pferdebahn der Stadt Wiesloch. <i>Von Hermann Braun, Nußloch</i> . . . . .	349
Die Schwetzingen Ziegelhütten. <i>Von Karl Mossemann, Schwetzingen</i> . . . . .	356
Heidelied. <i>Von Friedrich Seippel</i> . . . . .	365
Der Weiberbaum im Blickfeld der Volkskunde. <i>Von Karl Mossemann, Schwetzingen</i> . . . . .	366
Vergänglichkeit. <i>Gedicht von Richard Gäng</i> . . . . .	368
Vortrag von Dr. h. c. Georg Fahrbach anlässlich der Abschlusskundgebung des Naturschutzjahres 1970 . . . . .	369
Buchbesprechungen . . . . .	375

# BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

51. Jahrg. 1971, Heft 3

## Bilder aus meiner fränkischen Ahnenheimat

Von Heinz Bischof, Rastatt

### Landschaft

Franken, das ist die Welt des Beschaulichen, des bäuerlich Behäbigen. Hier wirkt noch unverfälschte Tradition in einfachen Ursprüngen. Der Alltag gestaltet sich im Rhythmus der Feldarbeit, bestimmt so Zeit und Tagwerk.

Franken, das ist jene Landschaft, gebuckelt und sanftgewellt, die zwischen den großen Flüssen Main, Tauber und Jagst mehr Hochfläche bildet als Kleingebirgsland. Der Waldbogen des Winterhauchs legt die Grenze zwischen dieses Bauernland und den Odenwald. Die Bäche, die hier entspringen, tragen ihre Wasser nach Norden zum Main und nach Süden zur Jagst.

Franken, das ist die Spielwelt des Kleinen, bescheidene Bauerndörfchen mit alten Kirchen, niedere Muschelkalkhöhen mit thronenden Kapellen. Die Gehöfte der Bauern stehen in langen Zeilen an den Straßen, tummeln sich um die Dorfkirchen, deren Turm wie ein Fingerzeig Gottes über Mensch und Landschaft wacht. In Franken herrscht allorten noch tiefgläubige Religiosität. Die Gebetsstationen begleiten den Bauern hinaus zu seinen Feldern und Wiesen, harren steingeworden als fromme Bildstöcke am Rand der Wege, fristen heute ein Dasein des Geduldetwerdens, waren früher Haltepunkte zu kurzer Dankandacht. Franken ist noch ein echtes Bauernland, wenn auch viele Höfe sterben, Äcker einsam werden, weil kein Landmann mehr im gemessenen Säschritt über sie schreitet. Hier sind die Konturen

zwischen dem Ländlichen und dem Städtischen noch nicht so verwischt wie in den Zentren der Industriearbeit. Hier wacht noch Herr neben Knecht, wenn die Diener auch nicht mehr zum Gesinde, sondern zur Familie gehören. Die Bauernrevolution des Jahres 1525 wurde zu einem Aufschrei, der gewaltsam erstickt wurde, keineswegs im Lande verhallte. Der Franke trägt seinen Kopf hoch, weil er sich allezeit als Freier unter Freien wußte.

Das Bauernland Franken hat in seinen Städtchen einen festen Verschworenen gefunden. Nirgendwann wurde diese Gemeinschaft miteinander und die Abhängigkeit voneinander geschichtsträchtiger als damals, da die Hellen Haufen unter Anführung Götz von Berlichingens zum Sturm wider die Zwingburgen der Gewalt antraten. Der Neun-Städtebund wurde zur Verpflichtung des Bürgers. Und als diese Revolution niedergeknebelt wurde, zu Königshofen an der Tauber das Blut der Bauern die sommertrockene Erde des Wartberges tränkte, da litt der Städter mit, eben weil er es gewagt hatte, dem mitzustritten für das Recht der zur Fron Aufgebotenen.

Noch heute fahren aus den Kleinstädtchen Frankens bäuerliche Gefährte hinaus zur Feldarbeit, bergen hohe Scheunen hinter verfallenen Mauerresten ehemaliger Stadtbefestigungen die Gaben und Früchte der Landschaft, die auch der Bauer einholt, wenn Zeit zur Ernte ist. Noch heute öffnen sich die kleinen Geschäfte dem Käufer, wenn der



*Die Wittigbachbrücke in Gerlachsheim*

Foto: Robert Häusser, Mannheim

Bauer aus dem Dorf in seine Stadt kommt, zu handeln und zu feilschen. Als durch die Auswirkungen des technischen und industriellen Fortschrittes die Lage des Bauern-

standes immer schwieriger wurde, die Absatzmärkte für seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse schwanden, waren es die Kleinstädte Frankens, die sich auf ihre Mitt-

lerrolle besannen. Sie boten Industrien durch Bereitstellung von Siedlungsgelände die Möglichkeiten an, Werkanlagen in unmittelbarer Nähe des Dorfes zu stellen. So fand der Bauer eine echte Hilfe, eine wirtschaftliche Aufbesserung durch die freundschaftliche Partnerschaft des durch besondere Privilegienrechte geadelten Städters.

Frankens Städte aber sind klein geblieben. Sie haben sich mit dem begnügt, was ihnen zum Erbe anvertraut worden war. Vielleicht können wir sie deshalb gesund nennen, gesund in ihren ganzen Anlagen. Zwar hat es einmal eine Zeit gegeben, die von solch kleinen Städtchen wenig wissen wollte. Altverbriefte, durch kaiserliche Gunst besiegelte Rechte wurden abgesprochen und der Stand des Erhabenen mit einem Federstrich aus der Welt geschafft. Um so größer dann die Freude der Wiederverleihung von Stadtwürde und Neuauszeichnung in den Jahren nach 1950, als man wieder stolz von diesen bescheiden gebliebenen fränkischen Kleinstädtchen reden durfte.

Franken — ein bunter Bilderbogen von Landschaft und Geschichte, doch hinter diesen glanzvollen Fassaden ein sterbendes Bauernland, seit modernes Wirtschaftsmanagement sich an die Stelle überholter Agrarproduktionen gesetzt hat. Der Franke wird zu einem anderen Auftrag sich besinnen müssen, wenn er diesen Zeiten harter Bedrängnis sich widersetzen kann. So bleibt von dem allem eigentlich nur das Erlebnis der Landschaft, die Wurzel der Heimat schafft Urgrund zur Liebe und zum Verständnis dieses Bauernlandes zwischen den großen Flüssen Main, Tauber und Neckar.

#### Ein Bildstock wacht auf hohem Schaft

Madonnenland nannte einst Hermann Eris Busse Franken. Als er mit seinem Gedankenwanderer Peter Brunnkant unterwegs war, schrieb er in das Romantagebuch: „Ein süßer Trost erblühte mir, als ich merkte, daß ich in ein Marienland geraten war, in eine

kleine, unendlich helle, offene Welt, über welche die Mütterliche regierte. Auf vielen Sockeln thronte sie, durchaus nicht einfach, gütig in mahnender Schlichtheit wie eine Mutter aus dem Volk, sondern herrlich und anmutig, gleich einer weltlichen Königin, trotzdem heilig, schön, mütterlich in ihrer barocken Wucht und ihrer Freude am Heiteren, Vollen, Beschwingten. Diese Madonnen, sie waren alle fruchtbare Frauen mit stolzer Güte und nur verborgen schmerzreich.“

Ob diese Deutung noch in unsere heutige Zeit paßt? Immer wenn ich heimwärts nach Franken fahre, grüßt mich von ihrer hocherhobenen Säule Buchens stattliche Schöne im Goldgewand. Im Volksmund das „Bild“ genannt, mit Renaissanceornamenten reich geziert, stammt die Mariensäule aus dem Jahre 1754. Obwohl Wahrzeichen von Stadt und Madonnenland, wer spürt noch der Tradition nach, die einst — es war die Zeit des Barock — diese Bildstöcke in das Land brachte? Mit Wehmut stellen wir fest, wie sehr der fromme Auftrag der Bildstöcke mehr und mehr schwindet, wie er nur noch im Äußerlichen verhaftet zu sein scheint, drinnen in den abgeschiedenen Winkeln alter fränkischer Bauerngehöftsiedlungen wie draußen auf der Weite fruchtbaren Bauernlandes. Wie verschiedenartig gibt sich doch der Charakter der Darstellungen dieser Marienbildnisse, da die thronende, engelumgebene Himmelskönigin, dort die im Schmerz Gram zeigende Gottesmutter mit dem gestorbenen Sohn auf dem Schoß, hier die Besiegerin von Welt und Sünde auf der mondgegürteten Weltkugel, dort die erdenhaft nahe, daseinsfrohe Mutter mit dem Kind auf dem Arm. Üppige Gestalten in barocker Spielgewandung, wie sie Städtchen und Dörfer Frankens schmücken, Kulsheim an der Hauptstraße das Bild aus dem Jahre 1739, Gerlachsheim die Trösterin der Betrübten aus dem Jahre 1751. Oft schmückt die Säule die Girlande einer Weinrebe. Dann

reden sie in den Dörfern liebenswürdig von ihrem „Trübelesbild“.

Madonnenland, heiliges Land — ist das Franken noch? Wie weh stimmte mich die Kunde, als ich hören mußte, daß eine der seltenen Kreuzträgerstatuen bei einer Straßenerweiterung von einem Bulldozer angefahren und zerstört wurde. Die Trümmer lagen lange achtlos am Wegrand. Niemand vermißte das Bild, schaute mehr auf, wenn er vom Dorf hin zur Flur unterwegs war. Heute ist man die Leere gewohnt. Haben sich so die Zeiten geändert? Bleiben die Bilder nur im Herzen jener so lange erhalten, die aus der Heimat fortzogen? Bei denjenigen, die täglich um die Dinge und mit den Dingen wie selbstverständlich leben, regen sich keineswegs mehr Gedanken und Gefühle für Traditionelles.

Es zählt zu einer der besonders geprägten Eigenheiten des fränkischen Landes, daß an Wegen und Stegen, im Schatten von Büschen und Bäumen, im verträumten Winkel enger Dorfgassen, am staubigen Band verschlungener Feldwege ebenso wie an asphaltierten Landstraßen Bildstöcke stehen. Überall, einsam und verlassen oft, künden und mahnen sie an Vergangenes, bitten, doch meist unverstanden in ihrer wachen Ansprache, um kurze Andacht. Dicht gesät zeigen sie sich um Buchen und Walldürn. Stationen an alten Pilgerpfaden hin zum Heiligen Blut der Wallfahrtskirche wollen sie von Dank und Demut dem Vorüberziehenden berichten, Ehrfurcht bezeugen, da dem Beter in Flur und Natur die Allgegenwart des Schöpfers aller irdischen Dinge bewußt geworden war. Hundheims ältester Bildstock trägt die Jahreszahl 1565, wird das Weiße Bild genannt, steht an der alten fränkischen Weinstraße und mahnt mit der Inschrift: O Gott, du bist mein Herr, zu dir mich armer Sünder bekehr, Balthasar Kesmann zu göttlicher Ehr. Ein Mann in der Tracht des 16. Jahrhunderts kniet zu Füßen des Kreuzes, das auf einem angedeuteten

Berg steht und aus einem Totenkopf mit darunter gekreuzten Knochen herauswächst. Das waren einst die Beweggründe, wenn Bildstöcke errichtet wurden. Man wollte ein Denk- und Dankzeichen sichtbar in der Landschaft erstellen, sein Lippengebet bewußt machen, um zu zeigen, daß man als Franke nicht nur Alltagsmensch, sondern auch sonntagsgeboren ist.

Und zu letzterem gehören diese Gedanken der Frömmigkeit, dieses innige Verhalten mit den Dingen der überirdischen Welt.

Der Wandel wurde offenbar, als Franken nicht mehr nur Bauernland war, die Abhängigkeit nicht so spürbar wurde wie zu jenen Zeiten, da alles, aber auch alles im Leben der Menschen vom Segen des Einen und Einenden abhing. Jetzt sind es nur Wechselschwankungen auf dem Weltwirtschaftsmarkt, die mal Not, dann wieder viel Brot zu bringen vermögen. Braucht man da noch Bildstöcke?

### **Brunnen rauschen ihr ewiges Lied**

Zum Dorf gehört der Brunnen. Er steht meist in der Mitte, nahe der Kirche, an einer Kreuzung, wo viele Gassen aufeinandertreffen. Als mein Heimatdorf auf der Höhe noch keine Wasserleitung kannte, so war dort an der holzgeschäfteten Brunnensäule der Versammlungsort der Gemeinde. Nicht nur sonntags nach der Kirche rief der Bürgermeister seine Mannen zu wichtigen Beratungen zusammen, auch die Frauen hielten ihren Tratsch, wenn sie mit hölzernen Bütten, an breiten Ledergurten festgehalten, auf dem Rücken zu tragen, die schwappende Last köstlich kühlen Brunnenwassers heim zur Küche schleppten, wo sie in einem aus einem einzigen Sandsteinblock gehauenen Trog geschickt, ohne einen Tropfen zu verschütten, ausgegossen wurde. Am Brunnen trafen auch wir uns, die Dorfbuben, meist barfuß, wenn wir die Kühe und Kälber zur Tränke trieben. Dort versammelte sich am Morgen vor dem Auszug und am Abend

beim Heimgang die Herde des Schäfers. Er war Mittelpunkt im dörflichen Gemeinschaftsleben, dieser Brunnen an der Hauptstraße. Heute, da in allen Haushaltungen aus Rohren Wasser fließen kann, fristet er — gleich dem Bildstock gegenüber — nur ein geduldetes, ja fast vergessenes Dasein. Denn wer wird den hölzernen Schaft mal ersetzen, wenn er durchgemodert ist? Und zur Versammlung bestellt der Bürgermeister seine Mannen schon lange zum Rathaus. So weht um den Brunnen ein vergängliches Lied. Niemand will mehr was von der Notwendigkeit dieses einst wichtigen Gesellen im Dorfleben wissen. So wurde er auch jüngst, als man der Hauptstraße einen neuen Belag gab, abgetragen.

Meine Wiege stand in jenem Bauernstädtchen, dem man den Ruf einer Brunnenstadt überschrieben hat. Und als ich vom Frankenland wegzog, war es eine Gemeinde, die in Erinnerung an ihre Zugehörigkeit zum Kloster Bronnbach den dortigen Klosterbrunnen in ihr Wappenschild aufgenommen hat. Wo meine Ahnen wohnen, oben auf der Höhe über der Tauber, da stehen letzte Brunnen mit hölzernem Rohr noch an Straßen und in Höfen. Ich kann also sagen, der Brunnen rauschte mir in der Jugend ein immer waches Lied.

Külsheim ist noch heute mit Brunnen reich versorgt. Der schönste steht nahe der Katharinenkapelle. Er dürfte aus dem 14. Jahrhundert stammen. In drei Schalen fällt das Wasser, springt erst lustig in kleiner Fontäne empor, verteilt sich dann von einem kleinen Becken durch sechs Röhrenöffnungen in ein größeres, das aus acht Röhren das Wasser in die breite, mächtige Schüssel sprudeln läßt. Über zwei Meter ist sie breit, verlockend für uns Dorfbuben, die mit Großvater in die Stadt gefahren kamen, mal dort die staubigen Barfüßchen abzukühlen. Doch wehe, wenn ein Külsheimer uns erwischte! Der Rathausbrunnen ist der größte in dem kleinen Frankenstädtchen. Sein Bassin soll

163 Hektoliter fassen. Unter Amtmann Erstenberger wurde er im Jahre 1573 erstellt. Oben auf dem Brunnenstock hockt der Löwe, das Wappenschild des damals regierenden Kurfürsten von Mainz in den Pranken, der hier in Külsheim seine Kellerei, also seinen weit nach Franken vorgeschobenen Amtssitz innehatte. ALEIN GOT DI ER, lesen wir, geschrieben und eingemeißelt im Jahre 1573. Älter ist der Weedbrunnen, der bereits 1462 den Külsheimern Wasser anbot. Auf der wappengeschmückten Säule steht mit einer Fahne in der Hand Johannes der Täufer. Ursprünglich war hier an dieser Stelle der Teich, in dem die Schafe vor der Schur gebadet wurden. Der Badbrunnen für die Bürger Külsheims befand sich beim Haus des Land- und Centchirurgen. Es dürfte eine der ältesten Brunnenstuben in der Stadt sein.

Heute leben diese Brunnen im Alltag des geschäftigen Kleinstädtchens mit wie lebenswürdige Gestalten aus der Geschichte. Külsheims Brunnen haben gegenüber den Dorfbrunnen draußen im Land den einen Vorteil, daß sie fast alle aus Sandstein gehauen sind. So vergehen sie nicht, sind immer da, rauschen mit ihren Wassern die deutliche Sprache des Lebenden, des Mahnenden und des Hinweisenden.

Ich könnte mir Franken ohne seine Brunnen nicht vorstellen. Irgendwie gehören sie dazu, sind Teil und Inhalt, sind Bestimmung und wollen Achtung erfahren. Külsheim ist so zu einem trauten Klang in den Ohren vieler geworden.

### Wild Wassermann

Reich an Bildern einmalig schöner Ausblicke ist das Land an der unteren Tauber. In den schattendunklen Winkeln des Tales ducken sich die kleinen Dorfschaften. Dort, wo der meergrüne Fluß in weiter Schlinge einen Berg liebevoll umfassen hält, grüßt von steiler Warte aus die Gamburg, die wehrhafte Anlage der Grafen von Ingel-

heim, der Echter von und zu Mespelbrunn. In der Nähe trommelte einst Hans Beheim, das Pfeiferlein von Niklashausen, sein aufputschendes Lied der Bauernrevolution.

Das Wasser des Flusses ist rätselhaft dunkel. Es gurgelt unter der bogengeschwungenen Sandsteinbrücke hindurch. Wenn wir unterwegs zur Amtsstadt waren, so geschah der Vorübergang an dieser Brücke immer mit Frösteln einer schaudererregenden Gänsehaut. Wir lebten damals noch in den einfachen Vorstellungen der Sagen und Geschichten, wie sie uns an frühen Winterabenden von der Großmutter vorgetragen wurden. Was heute in weit schlechterem Maße der Bildschirm an Unterhaltungsstimmung in den Bauernstuben erzeugt, das bewirkte früher das Wort der Erzählenden. Gewiß, sie war eine schweigsame Frau, doch wenn sie mal zum Erzählen kam, dann brach die Stille, verschwand die Einförmigkeit, lebte Geheimnisvolles in dem Raum der Stube, wo sich die ganze Familie aufhielt, die Frauen irgendeiner Handarbeit nachgingen, die Männer vom vergangenen Tagwerk redeten und das morgige besprachen. Wir Kinder aber kuschelten um die Großmutter, die wieder mal unterwegs war in den geheimnisvollen Zeiten des Vorgestern, als das Licht über die nachtdunklen Fluren wandelte oder der Wassermann drunten an der Tauber mal wieder ein Opfer sich holte.

Diese Geschichten verankerten sich fest in unseren Vorstellungen. An der Gamburger Brücke — wie oft standen und staunten wir — glaubten wir jeden Augenblick sein moosüberwuchertes Haupt aus den Strudeln auftauchen zu sehen. Es überrieselte uns unheimliches Schaudern — damals. Und heute?

Auch da ist ein Wandel eingetreten. Gespenster, die uns Schrecken einjagten, wenn ein zum Schließen vergessenes Tor an der Scheune im Nachtwind ächzte oder ein Käuzchen um Mitternacht aufheulte, gibt es heute nicht mehr. Fernsehen raubte mit

seinen Gruselfilmen alle Illusionen. Waren wir damals mit unseren lautereren Gedanken ärmer oder reicher als die Dorfjugend heutiger Zeit? Zur Eulschirbenmühle hin führte manchmal der Weg. Schon der Name weckt geheimnisvolles Ahnen. Auf schmaler Wiesenau steht hart am Fluß das Gebäude. Sagenumwittert ist die Gegend seit altersher. Die Wasser der Tauber treiben die Mühlsteine mit wilder Kraft. Von einem Grafen und einer Wasserjungfrau weiß die Sage zu berichten, einer Melusine, wie sie im badischen Mittelland von dem wackeren Ritter Peter Diemringer von Staufenberg eronnen und niedergeschrieben wurde. Ob sie hier im badischen Tauberfrankenland ihren Ursprung besitzt? Die Wasserjungfer verdrehte dem jungen Grafen den Sinn. Er stieg ihr nach, nahm die in einem Weidenbusch versteckten Gewänder, um die Maid ganz seinem Willen gefügig zu machen. So erhielt er Gewalt über sie. Die Müllersmagd wurde seine Geliebte. Neben der Mühle entstand ein Schloß, in dem Melusine und Graf wohnten. Weilte die Jungfrau im Wasserreich, kehrte der Graf zur Gamburg zurück, erledigte seine Geschäfte und lieh den Rest seiner Liebe seinem angetrauten Eheweib. Dieses schöpfte gar bald Argwohn und spionierte dem Mann nach, wo er so lange weile, wenn er sich tagelang nicht sehen ließ. Aber auch den Müller plagte das böse Gewissen, da er mit ansehen mußte, wie sein Herr und Graf mehr und mehr dem Liebeszauber der Geheimnisvollen verfiel. Er holte sich geistlichen Rat und Beistand bei den Mönchen des Klosters Bronnbach. Ihm wurde ein mit geweihtem Wachs verklebtes Papier übergeben. Damit könne er jeglichen Zauberbann brechen. Der Graf würde wieder von allem Seele und Herz Betroffenen befreit sein. Aber auch die Gräfin hatte sich mittlerweile vergewissern lassen, was ihren Mann so verfremdete. Gemeinsam mit dem Müller heckten sie den Plan aus. Als die Wasserjungfer wieder in das nasse Reich zurück-

kehrte, schlichen sie in das Schloß und legten die Gabe der Bronnbacher Mönche aus. Die Melusine, ahnungslos von dem Geschehenen, trat auf die Treppenstufe, glitt aus, fiel rückwärts und polterte dann die vielen Stufen hinab. Ein schrilles Schreien, dann ein lautes Aufpatschen — und wenige Minuten später plätscherten die Wasser wieder ruhig dahin. Dem Müller und der Gräfin wurde es unheimlich im Schattenversteck. Verstört und wirren Geistes kehrte die Herrin auf ihr Schloß zurück. Der Müller kündigte die Pacht der Mühle. Als der Graf wieder zum Schloß an der Tauber kam, schollen die Wasser so hoch an, daß sie Gebäude samt Mauerwerk und Treppengang überschwemmten und alles in wilder Flut mit sich fort-rissen. Niemand hatte seit diesen Tagen mehr den Grafen gesehen, niemand begegnete mehr der Wasserjungfrau. Wild Wassermann, wie man sich zuraunte, hatte seine Opfer zu sich geholt.

So einfach waren damals die Geschichten. Es passierte eigentlich wenig, nur das Wort lebte und wirkte Spannung. In uns aber übertrug sich das Geheimnisvolle auf eigene Art. Wir waren nicht nur dabei, nein, wir sahen förmlich die Bilder, wie sie in den Geschichten der Erzählenden sich zusammenfügten. Waren wir deshalb ärmer zu nennen als die Jugend heute, die kein lebendiges Wort mehr zu hören bekommt, nur von der Konserve lebt, wie sie an — zeitkritisch besehen — oft sehr fragwürdigen und inhaltsleeren Geschichten des Bildschirms erzeugt werden.

Auch diese Bilder gehören zu meinen Rückerinnerungen an das Gestern, das mich im Frankenland groß werden ließ. Es ist irgendwie der Schluß zur Deutung, daß sich Welten wohl wandeln, daß die Menschen in andere Bahnen gleiten, doch ob sie damit zufriedener sind, wenn sie plötzlich dieses Bannen und Staunen nicht mehr von einem Menschen, sondern von einer Maschine lernen müssen? Wenn ich die Namen fränkischer

Dörfer im Tauberland höre, so verknüpfen sich immer Geschichten, so Höhefeld, wo im Holderbrunnen die Wasserfräulein hausen, den Mümmlein gleich, die im Mummelsee unterhalb der Hornisgrinde ihr Wesen treiben, Reicholzheim, wo bei den Kreuzen der Mord der Vierzehn geschah. Dadurch wird die Heimat abgerundet, erhält einen Sinn vom Gewordenen her, bleibt traut und vertraut, ist Nähe, auch wenn wir in der Fremde weilen. Deshalb wollte ich von dem Wild Wassermann hier berichten. Er gehört einfach dazu, wenn wir von der Heimat reden, wenn wir sie heute nicht vergessen sein lassen wollen, wo wir doch so modern und weltbezogen geworden sind.

#### Was Großvater uns oft zum Lachen und Raten aufgab

Er war ein verschlossener Mensch, kannte nur seine Arbeit, liebte sein Vieh und gab sich zufrieden mit dem, was seine Äcker ihm an Ernte und Ertrag einbrachten. Ich habe ihn — im Gegensatz zu Großmutter — eigentlich, soweit ich mich zurückerinnern kann, nie böse gesehen, daß er mal geschimpft hätte über jemand, der ihn ärgerte. Großvater war Freund und Nachbar zu jedem. Wenn wir mit ihm auf dem Kuhfuhrwerk hinaus auf das Feld fuhren, dann unterhielt er uns mit manchen launigen Sprüchen. Sie waren überhaupt ihm angeboren. Auf alles fand er einen Reim. Wenn er ihn wußte, dann gab er sich zufrieden, mag es Leid, mag es Freud gewesen sein. Er liebte den Trott des Fuhrwerkes, getreu seinem Wort: Gmach könnt mer a wejt! Und dabei kam er immer noch zur rechten Zeit an. Mer muß net höücher schdeiche als der Baam Näschter hot. Großvater war auch im Unglück nicht verzweifelt. So tröstete er sich: Wem's Glück will, dem kalwe die Ochsche! Und wenn wir bei ihm Zuflucht suchten, weil wir gar mal was angestellt hatten und Angst vor Strafe im Herzen hegten, meinte er, mit listigen Augen-

zwinkern, wir wußten, wen er meinte: Em böösche Hund get mer de grööschte Brogge. Oder: Mer muß mit dene Vöchchel flieche, wu mit aam flieche. Ganz grob ausgedrückt kann das auch so gesagt werden: Wer sich unner die Gleiche mischt, den fresse die Säu! Nun fürwahr: Es gejt mancher e Aach drum, wenn der anner koons hätt! So war es immer echt sokratisch, wenn wir mit Großvater unterwegs waren. Damals freilich verstanden wir den verhohlenen Sinn seiner Reden noch nicht recht. Aber später, als wir selber Reime suchten, da fanden wir sie in der Rückerinnerung. Aus dem Sprichwörterreichtum Großvaters hier eine lose Folge von Möglichkeiten des Wenn und Aber, des Tröstens und Zufriedenseins nach echt fränkischer Bauernart: Mer muß net noch alli Grodde schmeiße! Die Reu is en louscher Schelm, si künnt ständi hinnennoch. 'S is gscheider, es schlejcht mi en rechder Gaul als wi e Schindmärke! De reiche Leut ihr Kinn un de arme Leut ihr Säu sin allweil gleich grouß. Kinn un' aldi Leut muß mer butze, die Mamselle un die jungi Maadle butze sich ellaa. Weiwersterbe bringt kaa Verderbe, awwer 's Gäulverege, des senn Schregge. Gwoche un gmesse, des is glei g'fresse. Üwwernumme is net gnumme. E schöner Weg außerüm hot a sei Grün. Heksche gejts kaane awwer bööschi Leut.

War es nicht schön, mit Großvaters Weltweisheit mal wieder erheitert und zum Nachdenken angeregt worden zu sein. Als Vater später Lehrer wurde, da wußte auch Großvater auf mich Buben seinen Reim: Die Pfarrershünd un die Schullehrersbuwe senn die ungezocheschde im Ort!

Er mußte es ja wissen, ich war sein Enkel. Manchmal aber gab er auch Rätsel auf zum Knacken. Etwa folgende:

Hinne Flaasch, vorne Flaasch un in der Mitt' e dörrü Gaaß! Für uns nicht schwer, die wir ihn kannten, den „Spöhbrenner“, der so dünn geraten war, daß man Angst haben mußte, der leichteste Wind würde Groß-

vater umblasen. Hinne Flaasch, das war er, vorne Flaasch, sein Ochsesgespann, die dörrü Gaaß der Pflug in der Mitte. Oder dieses hier: S gejt ebbs die Schdede naus un drabbt net? Ja, das war auch damals noch der Fall, wenn der Rauch statt durch den Kamin seinen Abzug durch das Haus über die Stiege suchen mußte. Oder: S gejt ebbs die Schdede nuff mit sechs Ohrn? Das weiß die Jugend von heute kaum noch. Es war der Bactrog, den Großmutter mit ihren zwei Ohren an den vier Holzgriffen (sinnbildlich für Ohren gesehen) hinauftrug.

So war es immer lustig und alleweil unterhaltend, wenn Großvater Zeit fand, auf dem Weg zum Feld sich mit uns zu unterhalten. Könnte er das heute noch, wenn der Traktor seine Motorgeräusche um uns verbreitet und man mit keiner launigen Langeweile mehr hin zum Acker hastet?

S schnejt, s gejt, s giwwelt, s gawwelt mit der Huddel un Labbe mit der hölzernen Kabbe? — Die Mühle im Lagerhaus drunten, wo uns Großvater oft mitnahm, wenn er im Herbst sein ausgedroschenes Korn ablieferte. Auch anderes Sprachgut blieb im Gedächtnis haften, Kinderverse, die so heimelig traut die Sprache Frankens bewahrt haben:

Eie, bobeeie, schlags Göggerle tot, es legt mir kaa Gaggeli, es frißt mir mei Brot! Eie bobeeie, gege Richelboch zu, do tanze die Weiwer mit hölzerner Schuh. Do kumme die Mannsleut mit Prüchel un Scheiter un welle de Weiwer des Tanze Verleite.

Ich un du un noch en Bu geh'n mitnanner grase, hopfe uff die Äcker rum grad wie junge Hase.

### Dürmer Schißerli und Lebkuchen

Auch die Wallfahrtsstadt Walldürn war Station meiner Jugend im Frankenland. Viele Erinnerungen ziehen dorthin. Lichterprozessionen zur Wallfahrtszeit. Budenstände mit den Wunderseligkeiten von uns fränkischen Dorfbuben. Die Babett mit dem

Lebkuchenstand. Der Kobold — so war sein Name — mit dem Eierkorb auf der Schulter. Dann aber der Ruch der Lebkuchen. Das ging durch Magen und Herz. Aus Honig und Mehl wurde der Teig bereitet, gewalkt, auf Formen gedrückt, die Holzmodeln waren. Die Walldürner Lebkuchnerei reicht bis zur Entstehung der Wallfahrt im 14. Jahrhundert zurück. Ein regelrechtes Hausgewerbe entwickelte sich. Und war mal gerade keine Wallfahrtzeit, so zogen die Hausierer mit ihrer Ware weit hinaus ins Land. Solche Ware mußte gut, dauerhaft, handlich und vor allen Dingen preiswert sein. Sie mußte sich auch zu allen Jahreszeiten verkaufen lassen. Kein Wunder, daß es beim Lebzeltner immer nach Frischgebackenem so herzhaft roch. Er kam auch auf verschiedene Formen, mit denen er seine Käufer und uns Buben immer zu überraschen wußte. Grundform aber waren und blieben die „Hertschlen“. Ab und zu durften wir mit Hand anlegen, wenn eines der mit Rosen und Blüten verzierten Gedenkblätter aufzukleben war: Dein hab ich nicht vergessen, sonst hätt' ich den Lebkuchen aufgegessen! Junfernlieb und Rosenblätter, wetterwendisch wie Aprilenwetter. Gedenke mein bei jedem Bissen, hab für dich viel dulden müssen.

Einmal, so berichten die Urkunden, hat das Lebkuchenbacken amtlich eingeschränkt werden müssen. Das war 1795, als die Fruchtpreise in schwindelnde Höhen für damalige Verhältnisse kletterten.

Wer mit dieser gebackenen Ware unterwegs war, der wurde der Schiffelesklepper genannt. In etwa  $\frac{3}{4}$  Meter weiten Schiffelesmannen wurden Lebkuchen verpackt, kreisrunde, hochwandige Körbe. Die Hausierer — vor allen Dingen die Bawett — brachten das Kunststück fertig, daß sie auf dem Kopf die hochgefüllten Körbe trugen, die schwan-

kende Last, ohne einmal von einem Dorf zum anderen abzusetzen. Man erzählte, sie hätte oft bei ihren Wanderfahrten zur Unterhaltung gestrickt.

Doch nicht nur Lebkuchen waren so auf den Köpfen der Dürmer Hausierer unterwegs. Auch das andere Gebäck, Abfall oder Mißratenes einst, heute Bevorzugtes und Gernegekauftes, die Schißerli oder Nonneförlzi, auch Flintestehli oder Hipperli genannt, kirschgroße, runde Kügelchen mit Anisgeschmack. Die Schiffelen waren schon markstückgroß, viereckig, flach, sind frisch gebacken hart und handlich wie schieferige Plättchen, wovon auch der Name kam. Jener der Schißerli oder Nonneförlzi braucht man wohl nicht zu erklären. Heute ist auch hier ein Wandel vor sich gegangen. Der Lebzeltner ist kein „Handwerker“ mehr. Auch da geht es maschinell zu. Seit vielen Jahren wick das Hausgewerbe dem Fabrikbetrieb. Der Hausierer nimmt zu den Lebkuchen noch andere Ware mit, Gutsele von der Zuckerfabrik, Wachswaren von der Kerzenzieherei, Kurzwaren vom Großhandel. Der Jakob wurde zum Symbol des Jahrmarktes, der Alles- und Nichtsverkäufer. Und die Lebkuchen zieren heute bunte Schleifen, in der Mitte großgeschrieben der Name der Wallfahrtstadt Walldürn.

Franken — ist das nicht die Welt des Bescheidenen geblieben? Selbst heute noch, da wir in die Weite des Weltalls vordringen. Man muß nur um die Dinge wissen, dann lebt man zufriedener, dann gibt man sich dem Einfachen hin als wäre es ein Großes. Denn die Heimat ist das Große in der Welt, hier ruhen Besitz und Erbe, hier wurzeln Glaube und Zufriedenheit, hier bist du geborgen Mensch, halte fest und vergiß nicht zu achten, was die Mutter dich lehrte, als sie zum erstenmal führte dich in das Land, das Heimat sich nennt . . .

# Die „Bonifatius-Kapelle“ bei Oberwittstadt

Von Heiner Heimberger, Adelsheim

Das stattliche Dorf Oberwittstadt (Kreis Buchen) liegt im „Bauland“ am Oberlauf des Hasselbächleins, das von Ballenberg ab mit dem Erlenbach vereint, zur Jagst fließt. Diese Gegend und der damals noch kaum erschlossene, nordwestlich angrenzende „Hintere Odenwald“ gehörten ursprünglich zu dem von Bonifatius 741/42 gegründeten Bistum Würzburg<sup>1)</sup>. Aus jener Zeit ist kein Ortsverzeichnis erhalten geblieben; „Witegenstat“ erscheint jedoch schon 774 erstmals unter den ausgedehnten Besitzungen des Klosters Lorch<sup>2)</sup>. 1008 zählt das Dorf zum „Landkapitel Buchen“, einem Verwaltungsbezirk des Bistums Würzburg<sup>3)</sup>. Zwischen 1050 und 1150 ist es im Besitzverzeichnis des Klosters Amorbach angeführt und zwar als Geschenk des Würzburger Bischofs Adalbero<sup>4)</sup>.

Anteil an der Gemarkung Oberwittstadt hatte auch ein Adelsgeschlecht, das erstmals 1090 beurkundet ist: Die Herren von Wittstadt. Nach ihrem frühen Aussterben (1245) ging der Besitz zunächst an die Herren von Krautheim-Boxberg, später an die von Hohenlohe und Eberstein über. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurden viele grundherrschaftlichen Städtchen und Dörfer im Bauland — unter ihnen auch Krautheim und Oberwittstadt — von den Erzbischöfen von Mainz aufgekauft<sup>5)</sup>. 1464/65 nennt die Würzburger Diözesanmatrikel unter den 64 Pfarreien und 38 Benefizien auch „Superior Witstat“ und „Inferior Witstat“. Bis zu diesem Jahr gehörte Oberwittstadt zur Mutterkirche Ballenberg, von der es dann als selbständige Pfarrei abgetrennt wurde. Unterwittstadt ist dagegen noch heute Filiale von Ballenberg<sup>6)</sup>.

Besondere Zeugen aus der frühen Vergangenheit des Dorfes sind nicht mehr erhalten: weder der Adelsitz der Herren von

Wittstadt, noch die im 15. Jahrhundert erbaute Kirche<sup>7)</sup>. Das alte Rathaus ist schmucklos bis auf das rundbogige Portal mit der Inschrift, die das Baujahr 1601 und die Namen des Schultheißen, des Bürgermeisters und des Baumeisters nennt, dazu zwei Wappen, von denen eines das Mainzer Rad zeigt<sup>8)</sup>. Der Dorfstraße entlang stehen stattliche Bauernhäuser, deren Fachwerk leider verputzt ist.

Auf dem östlichen Talhang, etwa 800 m südlich des Ortsetters, liegt die „Bonifatius-Kapelle“, im Volksmund kurz „Die Kappel“ genannt — eine mundartlich-fränkische Bezeichnung, wie das „Käpple“ in Würzburg. Sie ist im Kunstdenkmäler-Band 4 als ein, aus der gotischen Zeit stammender, unscheinbarer Bau erwähnt, der früher ein sehr besuchter Wallfahrtsort gewesen sei.

Bauuntersuchungen, die Aufschlüsse über das Alter der Kapelle und über mögliche Wandmalereien geben könnten, stehen noch aus. Die Ost-West-Orientierung allein kann nicht als zeitbestimmend gelten. Bei der letzten Renovierung (1877) wurde das breite Kirchtor (mit Rundbogen?) auf der dem Tal zugekehrten Westseite durch unverzierte Sandsteingewände mit geradem Sturz erneuert. Ein zweiter Eingang liegt seltsamerweise nur wenige Schritte vom Hauptportal entfernt an der südwestlichen Ecke. Daß von ihm ein direkter Weg zum nahen Messnerhäuschen führt, kann nicht als Grund für diese Türe angesehen werden. Vielmehr wurden an den Festtagen die im südlichen Kirchhof sich lagernden Wallfahrer durch die geöffnete Türe in den Gottesdienst einbezogen. Dieselbe Aufgabe hatte wohl auch die jetzt zugemauerte Türe auf der Nordseite der Kapelle (0,85 m breit und 1,95 m hoch), die gleichzeitig auch einen stockungslosen Verlauf der Prozession vom Hauptportal



*Bonifatius-Nothelfer-Kapelle bei Oberwittstadt*

Foto: A. Hammer, Karlsruhe

zum Altar und durch diese Seitentüre ins Freie gewährleistete.

Unter dem abbröckelnden Außenverputz kam auf der Südseite eines der alten zugemauerten Fenstervierecke (45/88 cm) mit unverzierter Umrahmung aus Sandstein zum Vorschein. Je zwei dieser Fensterpaare der Längseiten waren 1877 durch 2,10 m hohe neogotische ersetzt worden, die dem Kircheninneren genügend Licht geben.

Ob der Chorraum ursprünglich einen halbrunden Abschluß, oder den heutigen, aus einem regelmäßigen halben Achteck be-

stehenden Grundriß und Aufbau hatte, ist nicht festzustellen. Die Außenwände bestehen aus lagerrechtem Bruchsteinmauerwerk und lassen darauf schließen, daß auch hier bei der Renovierung der Kapelle bauliche Veränderungen durchgeführt worden waren. Das in der Mitte des westlichen Giebeldreiecks eingemauerte kleine Rundfenster aus Sandstein mit Vierpaß-Öffnungen stammt ebenfalls aus dieser Zeit. Den Giebel krönt ein mit Blech verkleideter Dachreiter.

Das Kircheninnere ist schlicht: Die Wände sind getüncht und das Gestühl (1877 er-

neuert) zeigt keine Schnitzereien. Dagegen weist sich der Altar, der auf der alten — nun mit Holz verkleideten Mensa steht, als eine aufwendige, typisch neogotische Arbeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts aus. Er steht in krassem Gegensatz zu den vier, etwa ein Meter hohen Heiligenfiguren (von links nach rechts): Wendelin mit Schäferschuppe, Rochus mit Hund, Kilian mit Evangelienbuch und Franziskus mit Kreuz. Vermutlich handelt es sich bei diesen Statuen um die Ausstattung jenes Altars, der am 13. VI. 1456 vom Würzburger Weihbischof Johannes G. von Emaus geweiht wurde<sup>4</sup>). Sie flankieren ein 160/118 cm großes gerahmtes Gemälde aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, die Gottesmutter, umgeben von den 14 Nothelfern. Dieser Kult — schon im 13. Jahrhundert in Österreich und Bayern belegt — verbreitete sich in Süddeutschland, vor allem im oberen Maingebiet und im Fichtelgebirge. Sein Mittelpunkt ist dort die schon 1448 erwähnte Kirche „Vierzehnheiligen“ bei Lichtenfels, die 1743/1772 durch den großen spätbarocken Prachtbau Balthasar Neumann's ersetzt wurde<sup>9</sup>). Ein weiterer Hinweis auf die „Vierzehn Nothelfer“ ist ein reizvolles Schnitzwerk an der südlichen Innenwand der Kapelle. Es zeigt ihren Obersten, den Kriegsheiligen und Drachentöter St. Georg, wie er von einem Schimmel herab mit eingelegter Lanze auf einen geflügelten Drachen einsticht. Dieses 81 cm lange, 30 cm breite und 75 cm hohe Schnitzwerk stammt aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Der Künstler mußte jedenfalls mit den Einzelheiten an Harnisch und Visier vertraut gewesen sein<sup>10</sup>). Bemerkenswert ist auch ein barockes Ölgemälde (102/130 cm), das die hl. Ursula mit ihren Gefährtinnen darstellt.

Im Kapellenbezirk steht auch ein kleiner Fachwerkbau, das „Messnerhäuschen“, in dem die „Kappelfrau“ mit ihrer Tochter wohnte. Neben der Betreuung des Kirchleins sammelte sie gegen einen kärglichen

Naturallohn vom Frühjahr bis zum Spätherbst am frühen Morgen die Gänse des Dorfes, trieb sie zu den Talwiesen unterhalb der Kapelle und brachte sie am Abend zu dem heimischen Ställen zurück. Als die Messnerin 1907 starb, übernahm ihre Tochter beide Ämter. Seit deren Tod (1918) stand das Messnerhäuschen leer, bis es nach dem Zweiten Weltkrieg Heimatvertriebenen 13 Jahre lang ein Obdach bot. Nun ist es leider dem Zerfall und der Zerstörung preisgegeben.

Die unwägbare Ausstrahlung des Ortes wurde durch ein seltsames Brauchtum gesteigert, das heute nur noch wenigen alten Einwohnern Oberwittstadts in Erinnerung ist: Am Fuße des Kapellenhügels entspringt in den Wiesen eine Quelle, die der „Kindlesbrunnen“ heißt. Sein Wasser wurde mit der Hand geschöpft, oder im Niederknien geschlürft. Es galt als heilkräftig gegen mancherlei Gebrechen, auch blieb die Sehkraft erhalten, wenn die Augen mit dem Wasser genetzt wurden. Vor allem aber sollten es unfruchtbare Frauen trinken, denn „St. Jörg verbürgt Kindersegen“<sup>11</sup>). In diesem alten Querkult verbindet sich Vorchristliches mit Christlichem. Heute ist die Quelle von einem Brückenbogen übermauert und das Rinnsal läuft in einem schnurgeraden Graben dem Haselbach zu.

Veröffentlichungen über die Bonifatiuskapelle sind in der Neuzeit nicht erschienen. Das „Handbuch des Erzbistums Freiburg“<sup>12</sup>) enthält lediglich folgende Angaben:

„St. Bonifatius, dem Bischof und Märtyrer geweiht. Vierzehnnothelfer-Kapelle, erbaut vor 1300. Flächeninhalt 70 qm. 1 Altar. Eigentum und Baupflicht (auch des Messnerhauses): der Kirchenfond. Gottesdienst: im Sommer auf Verlangen an St. Georg, St. Markus, St. Wendelin (Amt)!“

Das Gotteshaus sollte also zunächst die Erinnerung an den irischen Missionar, Bischof von Würzburg und späteren Erzbischof von Mainz in der Bevölkerung wach halten.

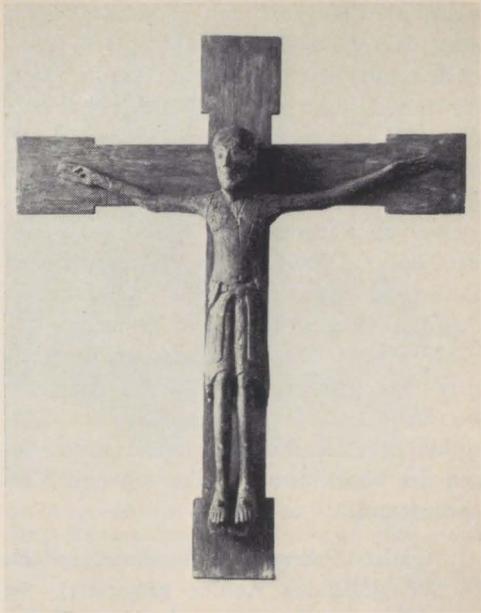
Die kirchenamtliche Deklaration ist insofern von Wichtigkeit, als sie die Vierzehnheiligen-Verehrung bestätigt. Stellvertretend ist allerdings nur ihr Oberster, St. Georg, genannt. Eine ausführliche Beschreibung der Kapelle liegt aus dem Jahr 1643 vor<sup>13)</sup>:

„Die Kapelle, zum Heiligenberg genannt, ist vor unvordenklichen Jahren dahier gebaut, steht auf Joannis Schönauer Acker, da 3 lange Spieß lang vor gemelter Capell vor etlichen Jahren herfür geackert worden: tote Körper, Gebein, Stück vom pacemkreutz<sup>14)</sup>, vergült in Glas eingelegt. Jtem ein alt Crucifixbild, darauf das Bildnuß Christi des Herren mit 4 Nägeln genagelt<sup>15)</sup>. In der Höhe der Kapell oder dem Altar sein zu sehen Krücken, Wachsfigur und andere denkwürdige Sachen, so vor Alters die Andacht der Menschen dahin getragen.

Der Altar in dieser Kapellen ist Anno 1456 an Freitag nach St. Kiliani zu Ehren des hl. Bonifacii, der hl. Jungfraw Maria, der hl. Georg, Leonard, Gangolf, Wendelin, Dorothea, Ottilia, Agatha und der 11000 Jungfrauen geweiht worden durch den obgemelten hochw. Herrn Johannes, Bischof von Emaus.

Patronus dieser Kapellen ist St. Bonifacius, auf welchen Tag die Oberwittstatter einen Feiertag halten. Dedication gemelter Kapell oder Kirchweihstag wird jährlich den Sonntag nach St. Margaretentag gehalten. Am hl. Ostertag rückt man umb die Flur mit dem hochwürdigen Sakrament. Werden unterwegs 4 Evangelian gelesen, das 1. in der Kapell, das 2., 3. und 4. je nach der Flur<sup>16)</sup>. St. Georgii wallen die Oberwittstatter in ihre Kapell zum hl. Berg genannt.“

Es ist ein glücklicher Zufall, daß 203 Jahre später (1846) der damals in Württembergisch-Franken bekannte Geschichts- und Heimatforscher Ottmar F. H. Schönhut, ev. Pfarrer in Wachbach, Krs. Mergentheim, die Bonifatiuskapelle aufgesucht hat. Aus seiner Schilderung<sup>17)</sup> sei folgendes entnommen:



*Kruzifix aus der Bonifatiuskapelle in Oberwittstadt*  
Foto: Karl Alber, Freiburg

„Die Kapelle hat zwei Altäre mit Gemälden und Schnitzbildern. Zwei Holzgemälde vom Jahr 1603, die den hl. Petrus und die hl. Catharina darstellen, ferner einige Schnitzfiguren, besonders der hl. Georg zu Pferd, wohl noch aus dem 15. Jahrhundert.

Seit alten Zeiten war die Kapelle ein besuchter Wallfahrtsort. An den Wänden hängen Gegenstände aller Art, welche an die durch die heiligen Nothelfer geschehenen Rettungen erinnern. Auf der Thür gegen Oberwittstadt hin sehen wir mehrere Hufeisen von den Gläubigen gestiftet, zuweilen aber von Anderen, die sie besser zu verwenden wissen, wieder abgeholt. Noch jetzt wird von Zeit zu Zeit durch den Pfarrer von Oberwittstadt eine Messe in der Kapelle gehalten.“

Von den beiden „Holzgemälden“, die den hl. Petrus und die hl. Catharina darstellen, ist nichts auf die Gegenwart überkommen, weder die Gemälde, noch urkundliche Hin-

weise. In der Ikonographie werden allein acht Heilige des Namens Petrus angeführt, doch kommt nur der Apostelfürst in Frage, der an seinen Attributen, dem Schlüssel oder dem Hahn zu erkennen ist. Bei der Identifizierung der hl. Katharina ergeben sich drei Möglichkeiten. Es kommt jedoch fraglos diejenige von Alexandria in Betracht, die nach der Heiligenlegende auf einem zerbrochenen Zackenrad gemartert wurde und daher in manchen Gegenden zu den Nothelfern gezählt wird<sup>18</sup>). Die im Laufe der Jahrhundert wechselnden Schirmherrschaften der verschiedenen Heiligen ergeben eine aufschlußreiche Übersicht über die Hauptanliegen der bäuerlichen Bevölkerung (mit Verehrungstag):

1. Agatha: Patronin in Feuersgefahr (da auf glühenden Kohlen gemartert). Sie schützt vor Fegfeuer und ewigem Feuer. „Agathenbrot“ wird für das Vieh geweiht. 5. II.
2. Dorothea: Jungfrau und Märtyrerin. Patronin der Wöchnerinnen, schützt vor Dieben und Feuersgefahr „und och umb daz ir libe (Leib) zerzert ward und ungestalt, damit hat sie verdienet, in welchem huse (Haus) sie gebildet (abgebildet) ist und welche frow sie anruoft in ir geburt, der komet si ze hilfe; da wird kein bresthaft kind geborn, weder lam (lahm) noch blind.“<sup>19</sup>) 5. II.
3. Franziskus: Stifter des Franziskanerordens. Mit den Wundmalen Christi, auf der Erdkugel stehend als Zeichen der Weltverachtung. 4. X.
4. Gangolf: Pferdeheiliger und Patron heilkräftiger und Kindersegen bringender Quellen. 11. V.
5. Georg: Oberster der 14 Nothelfer, Kriegerheiliger, Schützer und Helfer der Ritter und Landsknechte, der Waffenschmiede und Büchsenmacher, gelegentlich auch der unfruchtbaren Frauen. 23. IV.

6. 11 000 Jungfrauen: meist zusammen mit der hl. Ursula genannt, die bei Köln den Martertod erlitten. Patronin für eine gute Überfahrt in die Ewigkeit (da sie zu Schiff nach Köln gekommen waren) 21. X.
7. Katharina (von Alexandrien): Märtyrerin, die zu den 14 Nothelfern gehört. 25. XI.
8. Kilian: Der Frankenheiliger und Patron des Bistums Würzburg, zu dem Oberwittstadt gehörte. Als Schutzheiliger der Winzer kommt er nicht in Betracht, da in Oberwittstadt kein Wein angebaut wurde. 8. VII.
9. Leonhard: Patron des Viehs, vor allem der Pferde, ferner der Gefangenen; verehrt von Bauern, Hirten und Reisenden. 6. XI.
10. Maria (Gottesmutter): Universalpatronin, Beschützerin der Kranken, der Reisenden, der Krieger, des Ledigenstandes und der Kinder. 2. II., 25. III., 2. VII., 15. VIII., 8. IX.
11. Markus: Durch seine Attribute Schreibfeder und Tintenfaß ist er der Helfer der Schreibenden. 25. IV.
12. Ottilia: Patronin der Augen, hilft bei Augenleiden (da blind geboren und wunderbarer Weise sehend geworden). Daneben Quellenpatronin (Odilienberg mit Quelle im Elsaß und Odilienquelle bei Freiburg i. Br. und in Hesselbach/Odenwald). 13. XII.
13. Petrus: Apostelfürst und Himmelspfortner, schützt vor Hagelschlag. 22. II. und 29. VI.
14. Rochus: wird oft zu den Nothelfern gezählt, Schützer vor der Pest, daher oft mit Pestbeule am Oberschenkel abgebildet. 16. VII.
15. Wendelin: Patron für Flur und Vieh, schützt vor Viehseuchen. Pest-Patron und Quellenpatron. 20. X.<sup>20</sup>).

In der rein bäuerlichen Dorfgemeinde ist die Häufung von Viehpatronen (Gangolf, Wendelin, Leonhard), andererseits auch die der Quellenheiligen (Gangolf, Wendelin, Ottilia und Dorothea) verständlich. Dorothea ist gleichzeitig auch Patronin der Wöchnerinnen, denn die Quelle bei der Bonifatius-Kapelle soll den Kindersegen fördern. Auffallend ist die mehrfache Aufeinanderfolge von Patronaten: Agatha und Dorothea (5. und 6. Februar) und Wendelin und die 11 000 Jungfrauen (20. und 21. Oktober). Ob mit diesen Terminen bestimmte Weihe- oder Stiftungsfeste übereinstimmten, läßt sich nicht ermitteln.

Erhalten hatten sich bis nach dem Zweiten Weltkrieg drei Feiertage: Die Hauptwallfahrt am „Jörgentag“ (23. April), an dem das Landvolk aus der näheren und weiteren Umgebung in Scharen kam, so daß die Kapelle die Wallfahrer nicht fassen konnte und diese sich bei gutem Wetter um das Kirchlein lagerten. Nach altem Brauch stellte die Messnerin vor der Kapellentüre die St. Georgsgruppe nebst einem Korb auf, in den die Frauen und Kinder Eier als Spende für die „Kappelfrau“ legten. Die zweite und dritte Wallfahrt fand am „Hagelfreitag“, (dem Tag nach Christi Himmelfahrt am 22. Mai) und am „Wendelinstag“ (dem 20. Oktober) statt.

Heute wird in diesen Tagen nur noch eine Messe in der Kapelle gelesen, denn die Wallfahrer kommen nur noch vereinzelt. In Leid- und Notfällen pilgern jedoch einzelne Trostsuchende immer wieder zu dem Bergkirchlein.

Seltsamerweise hat sich der alte Flurname „Heiligenberg“ nicht bis in die Gegenwart erhalten. Im Katasterplan des Dorfes heißt das Gewann „Bei der Kapelle“, der Hang über ihr die „Hälde“. Der bäuerliche Wallfahrtsort wurde 1912 schriftstellerisch bearbeitet. Damals erschien in der Broschüre „Die Sagen des badischen Frankenlandes“ eine Erzählung, die offensichtlich



*St. Georg, der Drachentöter auf dem Schimmel, den geflügelten Drachen mit der Lanze bekämpfend. St. Bonifatiuskapelle bei Oberwittstadt*

Foto: A. Hammer, Karlsruhe

auf dem Bericht von J. Berberich (Anmerkung 13) fußt, zur Bereicherung aber eine Wandersage von der dreimaligen nächtlichen Verlagerung des Bauholzes für die Kapelle beifügt, die jedoch auch den ältesten Einwohnern von Oberwittstadt nicht bekannt ist<sup>21)</sup>.

<sup>1)</sup> Matzat, 1963 Flurgeographische Studien im Bauland und „Hinteren Odenwald“ S. 2 f.

<sup>2)</sup> Eichhorn, 1966, Die Herrschaft Dürn, S. 49 f.

<sup>3)</sup> Albert 1950, Geschichte des Landkapitels Buchen, Buchen, S. 5

<sup>4)</sup> Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, 1898, 4. Bd. II. Abt., S. 143

<sup>5)</sup> Humpert, 1913, Die territoriale Entwicklung von Kurmainz zwischen Neckar und Main. Archiv des Hist. Vereins v. Unterfranken u. Aschaffenburg. S. 50

<sup>6)</sup> Matzat, a.a.O., S. 24 (und Kartenskizze S. 25)

<sup>7)</sup> Lacroix-Niester, Kunstwanderungen in Baden, Stuttgart 1959, S. 404

<sup>8)</sup> Die Deutschen Inschriften. 8. Bd., Stuttgart 1964, S. 38

<sup>9)</sup> Dünninger J., Die Wallfahrtslegende von Vierzehnheiligen. Festschrift Wolfgang Stammeler. 1930, S. 192—205. Harmening D., Heiligenleben u. Wallfahrtsfrömmigkeit. Uni.-Bibliothek Würzburg, Katalog 1967. S. 35—37

<sup>10)</sup> Diese Plastik wurde kurz vor Weihnachten 1970 gestohlen; nur der Drache blieb erhalten.

Die polizeilichen Nachforschungen waren bis jetzt leider ohne Erfolg.

<sup>11)</sup> Zahlreiche Auskünfte über das Brauchtum verdankt der Verfasser vor allem Frau Anna Weiler, Oberwittstadt. Siehe auch: Walter, Max: Die Wallfahrt zum hl. Amor. Kath. Pfarramt Amorbach, Amorbach 1953

<sup>12)</sup> Handbuch des Erzbistums Freiburg. I. Bg. Realschematismus 1939, S. 284, Pfarrei Oberwittstadt.

<sup>13)</sup> Berberich J., Geschichte der Stadt und des Amtsbezirks Tauberbischofsheim. Tauberbischofsheim 1895. S. 372—374

<sup>14)</sup> Nach freundl. Mitteilung von Herrn Dr. Dr. G. Wagner, Paterborn, handelt es sich bei dem „Pacemkreuz“ um ein „Pax-Kruzifix“ aus Metall, oder auf einer Holztafel, oder um ein kleines Christusbild („ecce homo“). Mit diesem liturgischen Gerät wird heute noch mancherorts (bis vor einem Jahr auch noch im Paterborner Dom) im feierlichen Hochamt der „Friedenskuß“, die „Pax“ weitergereicht. Einer der Geistlichen bringt die „Pax-Tafel“ zu den im Chor anwesenden anderen Geistlichen und Alu-

men, die sie küssen. Seit dem 13. Jh. ist der Brauch nachgewiesen, mittels der „Pax-Tafel“ den „Pax-Gruß“ vom Altar aus an die Laien weiterzugeben.

<sup>15)</sup> Dieses Kruzifix wurde vor 1900 in das Augustiner Museum in Freiburg Abb. verbracht. Es ist eine romanische Holzschnitzerei von hohem Wert. Die Pfarrei Oberwittstadt erhielt einen Gipsabguß des Kunstwerkes, der an der Nordwand der Kapelle aufgehängt wurde.

<sup>16)</sup> keinesfalls in der Brachflur

<sup>17)</sup> O. F. H. Schönhuth, Crautheim samt Umgebung. Mergentheim 1846, S. 84 f.

<sup>18)</sup> Zahlreiche Hinweise verdankt der Verfasser Herrn Pfarrer Laning, Oberwittstadt

<sup>19)</sup> Handschrift Cgm. 257 der Staatsbibliothek München (15. Jh.) Blatt 36. Freundl. Mitteilung von Herrn Dr. P. Assion, Leiter der Bad. Landesstelle für Volkskunde, Freiburg i. Br.

<sup>20)</sup> Wimmer O., Die Attribute der Heiligen, Innsbruck 1966

<sup>21)</sup> Hofmann Karl, Die Sagen des bad. Frankenlandes. Buchen 1812, S. 56

## Der Odenwald

*Zwischen Neckartal und Main  
Glänzt auf freien Höhn  
Hell ein Land im Sonnenschein  
Unaussprechlich schön.*

*Froher aus des Sängers Brust  
Klingt der Heimat Lied,  
Wenn er dort mit Wanderlust  
Seine Straße zieht.*

*Burgen, ein Jahrtausend alt,  
Stehen hoch im Tann.  
Mächtig zieht der Odenwald  
Dich in seinen Bann.*

*Seine Wälder rauschen leis  
Wie in alter Zeit  
Ihre weltverloren Weis'  
Heil'ger Einsamkeit.*

*Wenn der Glocken Feierklang  
Ringsum widerhallt,  
Geht der Herrgott seinen Gang  
Durch den Odenwald.*

*Arthur Trautmann*

# Die St. Erasmuskapelle bei Reinhardsachsen

Von Peter Assion, Freiburg/Walldürn

Wo im Nordosten Badens der Odenwald ins Kalkgebiet des Baulandes hinüberlappt, dehnt sich nördlich der Stadt Walldürn die waldreiche Hochfläche des „Walldürner Odenwaldes“ oder der „Walldürner Höhe“ hin. Im Westen durch das Marsbachtal begrenzt, nordöstlich in die „bayerische Höhe“ übergehend, schließen hier oben, hart an der Landesgrenze zum bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken, landschaftliche und politische Grenzen sechs „Höhenorte“ ein: Glashofen (mit Neusaß), Gerolzahn, Gottersdorf, Reinhardsachsen, Kaltenbrunn und Wettersdorf. Verwaltungsmäßig haben diese Gemeinden von jeher zusammengehört. Erst im 11. Jahrhundert im Rahmen der Missions- und Siedlungstätigkeit des Klosters Amorbach gegründet und von dessen Vögten und Untervögten (vgl. die Ortsnamen) als Lehensträgern besiedelt, zinsten die hier ansässigen Bauern unter mainzischer Landeshoheit (Amtsvogtei Walldürn) ins Kloster Amorbach; nur Gerolzahn und Gottersdorf zählten zu dem würzburgischen Ämtchen Rippberg. Nach der Säkularisation kamen alle Gemeinden zum neuen badischen Bezirksamt Walldürn, und von Walldürn aus wurden die meisten bis zur Gründung einer eigenen Pfarrei Glashofen (1905) auch seelsorgerlich betreut. Reinhardsachsen — vor Gründung der Amtsvogtei Walldürn schon Mittelpunkt einer eigenen mainzischen Zent<sup>1)</sup> — war zusammen mit Gerolzahn, Glashofen, Neusaß, Kaltenbrunn, Reinhardsachsen und Wettersdorf Filiale der Pfarrei Walldürn, die daher in den meisten Orten auch zu einem Drittel am großen und kleinen Zehnt beteiligt war<sup>2)</sup>. Die Verbindung zum Hauptort Walldürn war seit jeher durch die alte Straße Walldürn — Miltenberg gegeben, die über die Höhe führt und heute, nach

dem Ausbau der Straße durch das Marsbachtal im vorigen Jahrhundert, als Landstraße zweiter Ordnung eingestuft ist. Die neuerdings in Gang gesetzten Schul- und Verwaltungsreformen haben sowohl die alte Zusammengehörigkeit der Gemeinden untereinander (Schulort ist nun für alle Glashofen), als auch die Bindung an Walldürn (vorgesehenes Schul- und Verwaltungszentrum), erneut zu Tage treten lassen.

Es ist das Schicksal von Randgebieten, auch von der Wissenschaft vernachlässigt zu werden, und davon macht die „Walldürner Höhe“ keine Ausnahme. Max Walter war der einzige, der sie auf seinen Wanderungen durchstreift hat und als Kenner ihrer Besonderheiten gelten darf. Historische und volkskundliche Beiträge sind von dort jedoch erst kaum erbracht, so daß sich dieser Landstrich noch weitgehend als eine „terra ignota“ darbietet. In Baden kaum bekannt dürfte so auch ein dort befindliches Pilgerziel sein, das doch schon durch sein seltenes Patronat Aufmerksamkeit verdient und im ganzen Südwesten nicht seinesgleichen hat: die St. Erasmuskapelle bei Reinhardsachsen. Der religiösen Volkskunde ist sie bisher entgangen, so daß für die volkstümliche Erasmusverehrung jüngster Zeit stets nur die gleichfalls singuläre, wenn auch bedeutendere Erasmuswallfahrt von Heiligenberg in Niederbayern namhaft gemacht werden konnte. Von der Erasmuskapelle auf der „Walldürner Höhe“ aber ist bisher nirgends gehandelt worden<sup>3)</sup>. Die folgenden Ausführungen wollen dieses Versäumnis nachholen und mit einem weiteren Gnadenort des Frankenlandes bekannt machen, das an Kultstätten dieser Art — vgl. Heiner Heimbergers Bericht über die Bonifatius-Kapelle bei Oberwittstadt in diesem Heft — von jeher besonders reich gewesen ist.

Von den Bewohnern der Höhenorte abgesehen, dürfte die St. Erasmuskapelle am ehesten den Pilgern bekannt sein, die alljährlich im Frühsommer zur Hl. Blut-Wallfahrt nach Walldürn ziehen. Sofern sie auch heute noch zu Fuß gehen und aus dem Maintal kommen (wie etwa auch die bekannte Kölner Fußprozession), nehmen sie bei Miltenberg den Weg über die steil aus dem Maintal emporführende Pilgersteige und folgen dann der erwähnten Straße, die über die Höhe nach der Wallfahrtsstadt führt. Vier Fußstunden bemißt ein alter Wegweiser bei Walldürn für diese Strecke. Auch nach dem Ausbau der Talstraße sind die über Miltenberg eintreffenden Prozessionen ihrer Tradition treu geblieben und ziehen nicht durch das Marsbachtal, sondern über den alten Höhenweg zum Gnadenort<sup>4</sup>). Zahlreiche Bildstöcke, Wegkreuze und Kapellen, z. T. von Wallfahrern errichtet, kennzeichnen ihn als sakrale Straße: ausgezeichnet durch das Ziel, zu dem er führt. An dieser Straße, etwa acht km vor Walldürn, befindet sich auch die St. Erasmuskapelle. Die Pilger finden den kleinen weißverputzten Bau zu rechter Hand, wenn sie vom Geisenhof her in ein Waldstück auf Reinhardsachsener Gemarkung eintreten. Nicht selten macht man dort Halt zu Gebet und Rast, ehe der Weg weiterführt, Wiesen und Äcker den Blick auf Gottersdorf, sodann Gerolzahn freigeben und vorbei an der „Mainzer Kapelle“ von 1715 und der „Aschaffener Kapelle“ von 1656 (renoviert 1892)<sup>5</sup>), die zu Ehren des Heiligen Blutes errichtet sind, bald die Türme der Walldürner Wallfahrtskirche den Schritt beschleunigen lassen.

In umgekehrter Richtung war die St. Erasmuskapelle gerne Nebenziel jener Pilgergruppen, die früher zu Fuß aus der Walldürner Gegend und den Baulandorten zum Engelsberg gezogen sind, dem Marienwallfahrtsort bei Miltenberg über dem Main. Auch sie nützten die Gelegenheit zu einem Gebet an den Patron der Kapelle, den

hl. Erasmus oder (mundartlich) „Rassimus“, und dies um so mehr, wenn sie eines jener Anliegen vorzubringen hatten, für die der Heilige als zuständig gilt: Erkrankungen des Unterleibes. So sehr die Kapelle auch allgemein von vorbeiziehenden Pilgern profitiert hat: vor allem diese Anliegen waren es, die ihr fortdauernde Beliebtheit sicherten und die auch einen eigenen kleinen Kult um die „Rassimuskapelle“ entstehen ließen, so daß sie bis heute immer wieder zugleich das Hauptziel für Hilfesuchende aus dem weiteren Umkreis bildet. Über diesen Kult und seine hagiologische Begründung gibt das Innere der Kapelle Aufschluß.

Vier Stufen führen zu dem wichtig wirkenden kleinen Bauwerk hinauf (siehe Abbildung). Seine 60 cm dicken Mauern umschließen einen rechteckigen, 415 cm breiten und 402 cm tiefen Grundriß mit dreiseitigem Chor-Anbau (Mauerbreite je ca. 175 cm). Ein steiles Satteldach, vorne ein Giebfeld umschließend, nach hinten gewalmt, sitzt auf den 340 cm hohen Mauern auf. Eine breite Türe gewährt Zutritt, je ein rechteckiges Fenster in den beiden Seitenwänden und ein Rundfenster im Giebfeld lassen Licht ins Innere. Laut Inschrift auf dem Türsturz ist das schlichte Bauwerk 1727 erbaut worden, und aus dieser Zeit dürfte auch die Altar-Anlage stammen. Ein einfacher barocker Holz-Aufbau mit flankierenden Säulen (siehe Abbildung) umfaßt als Altarbild ein Ölgemälde, das die hl. Familie darstellt<sup>5a</sup>). Als Maler des Bildes hat sich in der rechten unteren Ecke ein „A. Bauer/Rippberg“ verewigt, der sich als der Rippberger Laienmaler Josef Anton Bauer (1869 bis 1939) ermitteln ließ. Vor etlichen Jahrzehnten malte er, von Beruf Tüncher, Ölbilder nach Postkarten und sonstigen Druckvorlagen. Die Signatur auf dem Altarbild scheint auch dieses als sein Werk auszuweisen; die Eigenart der Bildkomposition, vor allem der mit Architekturmalerei gefüllte Hintergrund, legen jedoch die Vermutung

nahe, daß Bauer nach einer älteren Vorlage gemalt hat, die er kopierte oder auch nur übermalte, dennoch dann als Maler zeichnend.

Weit mehr Interesse dürfen indessen die beiderseits des Altares angebrachten Relief- tafeln beanspruchen, die nach volkstümlicher Meinung Leben und Martyrium des hl. Erasmus zeigen und in je zwei rechteckige Felder eingeteilt sind. Sie bilden den eigentlichen Anziehungspunkt der Kapelle. Aus zusammengefügteten Holzteilen geschnitzt und farbig gefaßt, lassen sie trotz Erneuerung der deckenden Rückwand und häufiger Übermalung erkennen, daß sie nicht ohne weiteres mit dem Erbauungsjahr der Kapelle datiert werden dürfen. Sie machen vielmehr einen weit älteren Eindruck und lassen — auch bei Berücksichtigung ländlichen Hinter- herhinkens hinter der allgemeinen Stilent- wicklung — mindestens das späte 16. Jahr- hundert als Entstehungszeit vermuten. Dafür spricht die Kleidung der im Zeitkostüm dar- gestellten Personen (gebluste Hemden, enge Beinlinge und Barette der Henkersknechte), davon zeugen auch stilistische Einzelheiten (geknitterter Faltenwurf), die den ansonsten recht derb arbeitenden Meister dieser Tafeln noch mit der Hochkunst des ausgehenden Mittelalters verbinden. Gleichfalls ins Ge- wicht fällt die ursprüngliche Funktion dieser Tafeln. Wie noch im Zusammenhang mit der Stifterfrage des Bauwerks zu erörtern sein wird, sind die Tafeln nicht eigens für die 1727 erbaute Kapelle geschaffen worden. Ganz offenbar handelt es sich um die Sei- tenflügel eines spätgotischen Schreinaltares aus dem ländlichen Bereich, die hier zum Schmuck der Kapelle eine neue Verwendung erfahren haben.

Was stellen die vier Szenen auf den Ta- feln in Wirklichkeit dar? Das links ange- brachte Stück (74 cm b, 156 cm h, siehe Abbildung) zeigt in der unteren Hälfte das Martyrium des hl. Erasmus, der als Bischof in Antiochia (Kleinasien) gewirkt hatte, bei



*Die St. Erasmuskapelle bei Reinhardtsachsen*

Foto: P. Assion

der diokletianischen Christenverfolgung (303) mehrfach gemartert wurde, jedoch erst später in Formiä in Italien den Tod erlitt, als ihm nach der Legende die Därme aus dem Leib gewunden wurden. Die Le- bensbeschreibungen des Heiligen wissen von dieser Todesart aber erst seit dem 14. Jahr- hundert zu berichten. Offenbar sind damals mündliche Berichte ausschmückend in die Legende aufgenommen worden, wobei je- doch die Ansicht der älteren Forschung, das Windenmartyrium sei aus einem binnen- ländisch mißverstandenen Schiffswinden- Attribut hergeleitet<sup>6)</sup>, heute mit Recht ab- gelehnt wird. Daß Erasmus ursprünglich als Schiffspatron verehrt worden sei und man ihn daher mit der Schiffswinde dargestellt habe, ist keineswegs bewiesen, die freie Wei- terdichtung seiner Legende aber sehr wahr- scheinlich<sup>7)</sup>. Seit ca. 1430 wird Erasmus

mit dem Attribut der um die Winde gewickelten Därme dargestellt<sup>8</sup>), und seit dem Spätmittelalter wurde auch wiederholt in krasser Weise das Martyrium bildlich geschildert. Berühmt sind ein Mosaik in der Peterskirche zu Rom und ein Wandgemälde im Dom zu Limburg (16. Jahrhundert); auch Holzschnitte, u. a. von Lukas Cranach, verbreiteten das Motiv<sup>9</sup>). Ein solcher Holzschnitt könnte etwa dem ländlichen Meister der Reinhardsachsener Tafeln als Vorlage gedient haben.

Der Maler, der die Tafeln zuletzt farbig gefaßt hat, gab der Mitra des hl. Erasmus die gleiche Farbe wie derjenigen des bischöflichen Heiligen, der im darüberliegenden Feld dargestellt ist. Auch in diesem wird heute St. Erasmus gesehen, doch finden die zusätzlich dargestellten Personen — drei kniende Gläubige, zwei liegende Kranke — keine Entsprechung in der Erasmuslegende. Da dem Heiligen selbst ein kennzeichnendes Attribut fehlt — das Kirchlein, das einer der Knienden im Arm hält, wird wohl nicht als solches zu werten und etwa auf St. Wolfgang zu beziehen sein —, könnte ebenso gut auch ein anderer der zahlreichen heiligen Bischöfe (St. Martin, St. Erhard usw.) gemeint sein. Wir lassen die Frage nach der Bedeutung dieser Darstellung vorläufig offen.

Eindeutig erscheinen hingegen die beiden Reliefs auf der rechten Tafel (73 cm b, 149 cm h, siehe Abbildung). Das obere stellt die Steinigung des hl. Stephanus, das untere die Marter des hl. Laurentius auf dem glühenden Rost dar: den Tod der beiden Heiligen, die die katholische Kirche als Erzmärtyrer verehrt. Nicht wenige Gläubige, die zur Erasmusverehrung hierher kommen, sehen freilich auch in diesen Bildern Szenen aus dem Erasmus-Leben und finden etwa die Rost-Marter dort literarisch vorgegeben. In der Tat soll Erasmus bei seinen Martyrien in Kleinasien ebenso auf glühende Kohlen gelegt, ferner in kochendes

Öl gesetzt, durch Pfrieme, unter die Fingernägel getrieben, und zahlreiche weitere Torturen gequält worden sein<sup>10</sup>). Daß aber diese hier nicht gemeint sind, erhellt nicht nur aus der ikonographischen Parallelität von Stephanus- und Laurentius-Marter, sondern auch aus dem Umstand, daß der Schnitzer hier auf jeden Hinweis zugunsten des hl. Erasmus verzichtet hat. Bei der Darstellung des Winden-Martyriums hat er dem entkleideten Heiligen hingegen sogar naiv seine Mitra belassen: als Hinweis auf den bischöflichen Rang des Gemarterten.

Die Bedeutung, die den Tafeln vom Volksmund zugesprochen wird, läßt die zentrale Geltung des Erasmus-Bildes erkennen, das sich so eindrucksvoll erwies, daß daran auch eine besondere Erasmusverehrung angeknüpft hat und sich zu einem kleinen Lokalkult verdichten konnte. Eine allgemeine Verehrung dieses Heiligen fand hier ihren Kristallisationspunkt, die im 14. Jahrhundert von Italien ausgegangen ist und auch in Franken schon im Mittelalter Fuß gefaßt hat. Aufgrund des Winden-Martyriums wurde dem hl. Erasmus Hilfe bei allen Unterleibsbeschwerden, bei Magen- und Darmleiden, bei Koliken und bei Geburtswehen zugeschrieben<sup>11</sup>). Als mächtiger Helfer einer leidenden Menschheit ist er in die Gruppe der Vierzehn Heiligen Nothelfer aufgenommen, deren Verehrung sich nach 1445 besonders von Kloster Langheim in Frankenthal ausgebreitet hat, wo sie dem Klosterschäfer erschienen sein sollen<sup>12</sup>). Vierzehnheiligen ist bis heute ein bekannter Wallfahrtsort, die Nothelferverehrung erhielt von dorthin immer wieder neuen Auftrieb, so daß auch die Erinnerung an Erasmus lebendig blieb. Zusammen mit der Vierzehner-Gruppe ist er mit dem Winden-Attribut häufig auf Bildstöcken dargestellt. Nimmt man jedoch Einzeldarstellungen zum Maßstab, wie eine solche von 1483 etwa einem noch in Erlach begegnet<sup>13</sup>), so hat es den Anschein, daß die Erasmusverehrung nur



Blick ins Innere der St. Erasmuskapelle

Foto: P. Assion

sporadisch das Spätmittelalter überdauert hat, im Barock nur vereinzelt wiederbelebt wurde. Bilder und Statuen des Heiligen aus den letzten Jahrhunderten stellen im deutschen Südwesten Seltenheiten dar, was auch damit zusammenhängt, daß ihm nur wenige Kirchen und Kapellen geweiht sind. Zu spät kam offensichtlich die Erasmusverehrung nach Norden, um sich noch in der Patrozinienwahl dokumentieren zu können. In der Erzdiözese Freiburg besitzt nur die Pfarrkirche von Ballrechten im Markgräflerland, ferner eine Kapelle in Raßbach (Untermettingen bei Waldshut) ein Erasmuspatriat (in Raßbach als Doppelpatrozinium von Erasmus und Antonius dem Eremiten). Für das alte Bistum Würzburg bietet die Arbeit von Gerd Zimmermann<sup>14)</sup> Fehlanzeige. Nur in Preunschen, einem kleinen Odenwalddorf bei Amorbach, wurde die 1783 erbaute Filialkirche dem Schutz des hl. Erasmus und des hl. Antonius von Padua unterstellt; wohl aufgrund von Frömmigkeitsintentionen, deren Ursprung im Kloster Amorbach

zu suchen sind. Eine 105 cm hohe hölzerne Rokoko-Figur des Heiligen, im Arm das Winden-Attribut, schmückt dort den Hochaltar<sup>15)</sup>. Zur gleichen Zeit waren auch noch (bzw. wieder) kleine tönerner Andachtsbilder des Heiligen auf dem Walldürner Wallfahrtsmarkt erhältlich<sup>16)</sup> — bemerkenswertes Zeugnis dafür, daß der Erasmusverehrung doch da und dort noch eine neuzeitliche Nachblüte beschieden war, und wertvoll insofern, als es aus nächster Nachbarschaft der Kapelle bei Reinhardsachsen stammt. Die Gegenreformation hatte für den Kult der alten volkstümlichen Heiligen ein günstiges Klima erzeugt, das offenbar auch der fränkischen Erasmusverehrung zugute gekommen ist.

Insbesondere zeugt von dieser Reaktivierung die genannte Kapelle, die solchen Frömmigkeitsstrebungen einen bis heute festen Anknüpfungspunkt bot, aufgrund ihres Kultes ein besonders beachtenswertes Zeugnis später Erasmusverehrung darstellt und Ansätze zur Ausbildung eines Wallfahrts-

zieles zeigt, dessen begünstigende (und hemmende) Faktoren mancherlei Aufschlüsse zum Wallfahrtswesen vermitteln. Bis heute blieb hier die aus mittelalterlicher Nothelferverehrung erwachsene, später neu belebte Erasmusverehrung lebendig, wie sich an den Motiv- und Danktäfelchen in der Kapelle ablesen läßt. Sie stammen aus jüngster Zeit und preisen Erasmus als Helfer, wie ihn schon das Spätmittelalter gekannt hat. Eines trägt die Aufschrift (20 cm b, 21 cm h): „Der hl. Erasmus / hat in schwerem / Darmleiden geholfen“, ein anderes vermeldet allgemeiner (21 cm b, 21 cm h): „Der hl. Erasmus / hat in schwerer / Krankheit geholfen“, und ein drittes (18,5 cm b, 26 cm h): „Durch die Fürbitte / des hl. Erasmus / bin ich in einem großen / Anliegen / erhört worden!“ Diese in Glas gerahmten und auf der Altarmensa aufgestellten Täfelchen haben die Anschaulichkeit des alten Motivbildes ganz auf die schriftliche Aussage reduziert. Seitlich fällt jedoch ein Bild ins Auge, das noch völlig der alten Art entspricht und einen Typus repräsentiert, wie er früher auch in dieser Kapelle vertreten gewesen sein mag, ehe ihn die mehrfachen Renovierungen (die letzte datiert von 1961) beseitigt haben. In unbeholfener, doch rührender Art hat hier ein Kranker sich selber und seinen Helfer Erasmus mit Tusche und farbiger Kreide aufs Papier gebannt. Sein Krankenhaus-Klappbett (unter dem selbst der Topf nicht vergessen ist!), eine Kanne mit der Aufschrift „Tee“ und drei (Gallen-, Nieren- oder Blasen-) Steine zu Füßen des Heiligen deuten den Verlöbniß- und Dankgrund an, der zugleich in der Dankinschrift ausgesprochen ist. Zusammen mit dem Bild des angerufenen Heiligen und dem Bildnis des Stifters ist so die alte Trias konstituierender Elemente des volkstümlichen Motivbildes gewahrt, auch wenn — und das ist das erstaunliche — dieses Exemplar (21 cm b, 30 cm h) laut Datierung erst von 1962 stammt (vgl. Abbildung anbei).

Das zuletzt genannte Bild belegt mit einer exakten Zahl, wie aktuell die Erasmusverehrung in der Reinhardsachsener Kapelle noch ist. Solange sich die Bewohner der Gegend zurückerinnern können, kommen in ununterbrochener Folge immer wieder Gläubige zur Kapelle, um hier zu beten und speziell Hilfe bei Krankheiten des Unterleibes zu erbitten. Die Kenntnis des Heiligtums reicht — durch den erwähnten Verkehr auf der Straße Walldürn—Miltenberg gefördert — bis ins Maintal einerseits, bis ins Bauland andererseits. Von Altheim im Bauland pilgerten zu Fuß noch um 1900 kleine Wallfahrertrupps betend zur Kapelle<sup>17)</sup>, aus Amorbach und Schneeberg ebenso<sup>18)</sup>, und eines der Danktäfelchen soll von einem Geheilten aus Weilbach bei Miltenberg stammen. Die genannten Gruppen fanden sich je nach Gelegenheit zusammen, vor allem an Sonntagen, wenn auch die Bewohner der Höhenorte die „Rassimuskapelle“ eifrig frequentierten und dort Rosenkranzandachten abhielten. Das Ziel einer organisierten Prozession bildete die Kapelle bis vor kurzem jedoch nur, wenn am sogenannten „Hagelfeiertag“, am Mittwoch vor Christi Himmelfahrt, die ganze Pfarrgemeinde Reinhardsachsen frühmorgens dorthin wallte und in der Kapelle Messe hielt. Dabei stand nicht die Erasmusverehrung im Mittelpunkt, sondern die allgemeine Bitte um Segen für die Feldfrüchte. Zur Zeit der Jahrhundertwende schloß sich dem Gottesdienst noch ein großes Picknick an. Händler, wie die „Weck-Jossel“ Auerbach, kamen von Walldürn herauf und boten Eßwaren feil: ein kleines Volksfest, an das sich die Älteren noch erinnern. Der zunehmende Straßenverkehr beeinträchtigte jedoch später die Prozession immer mehr, und vor fünf Jahren hat sie Pfarrer Schauber von Glashofen ganz eingestellt und dafür einen einstündigen Bittgang auf der Straße nach Kaltenbrunn eingeführt, mit anschließendem Gottesdienst in der Reinhardsachsener Kirche.

Der Pfarrort Glashofen wallt nach Wettersdorf.

Auch die kleinen Pilgergruppen kommen nicht mehr so häufig, doch ist der Besuch durch Einzelpersonen unvermindert stark. Das zeigen unter anderem die häufigen Geldopfer, die durch das offene Türfenster ins Kapelleninnere geworfen werden; zum Schutz ihrer Ausstattung ist die Kapelle heute, auch an Sonntagen, meist verschlossen. Der Fußboden ist dann oft übersät mit Münzen, und in eingewickelten Zehn- und Zwanzigmarkscheinen spiegeln sich die unterschiedlich großen Anliegen, die hier die intime Begegnung mit einer helfenden und heilenden Überwelt suchen ließen. Für solche Opfer stand früher ein eigener Opferstock in der Kapelle, der durch einen Türschlitz auch bei verschlossener Tür erreichbar war. Das aus dem 18. Jahrhundert stammende steinerne Stück steht heute in Reinhardssachsen im Kirchgarten; für Kerzenopfer finden sich noch die alten eisernen Wandleuchter in der Kapelle. Ohne Zweifel trägt diese auch heute noch dazu bei, in einem weiteren Umkreis die Erasmusverehrung zumindest „unterschwellig“ lebendig zu erhalten: trotz allgemeinen Rückganges der Heiligenverehrung einerseits und Aufkommens neuer „Modeheiliger“ andererseits. In Walldüren bestellte erst im Vorjahr eine ältere Frau eine Dankmesse zu Ehren des „heiligen Rassimus“, weil er ihr bei Leibschmerzen geholfen habe<sup>19</sup>).

Ob St. Erasmus am gleichen Ort auch als Viehpatron angerufen wurde, läßt sich weniger eindeutig feststellen. Da der Heilige nach der Legende lange Zeit als Einsiedler gelebt hat und die Tiere der Wüste zutraulich zu ihm kamen, wird ihm zwar ein Viehpatronat zugeschrieben, und daß dieses auch in Franken Gültigkeit hatte, bezeugt ein Bildstock, der 1797 in Homburg am Main zur Abwendung der (seit 1796 grassierenden) Viehseuche errichtet wurde. Neben Darstellungen der Heiligen Cyriakus,

Achatius, Katharina, Markus, Petrus, Vitus, Blasius und Pantaleon wies er auch eine solche des Erasmus auf<sup>20</sup>). Im Bereich der Höhenorte, wo seit jeher vor allem Viehzucht getrieben wurde, wäre ebenfalls eine entsprechende Anrufung des Heiligen denkbar, auch wenn zugleich eine Statue des eigentlichen Viehpatrons der Gegend, des hl. Wendelin, in der Kapelle steht.

Auch in Altbayern ist St. Erasmus gleichzeitig als Patron der Unterleibsranken und als Beschützer des Viehs verehrt worden. In der reich mit Gnadenstätten besetzten Landschaft Bayerns, wie sie vor allem Rudolf Kriß beschrieben hat, findet sich jedoch nur ein Wallfahrtsort des hl. Erasmus: die erwähnte Kapelle Heiligenberg bei Eggenfelden in Niederbayern<sup>21</sup>), die gleichzeitig St. Leonhard und St. Wendelin geweiht ist. Ein offenbar spätmittelalterlicher Kult hat sich dort als lokale Erasmusverehrung erhalten, die sich reich in Votiven niedergeschlagen hat. Votivbilder, die mit 1707 einsetzen, gibt es ebenfalls auch aus neuerer Zeit (1922). Und darüber hinaus sind in der Wallfahrtskapelle neben der Kirche hölzerne Winden und Haspeln geopfert worden: das Attribut des Heiligen und ein sonst unbekanntes Votiv. Gleichzeitig könnten diese Haspeln — wie etwa das in Südtirol geopfert Gebärmuttervotiv der Stachelkugel — auch den „windenden“ Schmerz symbolisiert haben, den der Votant selber gelitten hat<sup>22</sup>. U. a. aufgrund der Krißschen Entdeckungen verzeichnet die volkskundliche Literatur bisher nur Bayern und Tirol als Gebiete lebendig gebliebener Erasmusverehrung<sup>23</sup>), und selbst Gottfried Lammert hat als Beschreiber der fränkischen und bayerischen Volksmedizin das Odenwälder Pendant zum bayerischen Erasmuskult nicht gekannt<sup>24</sup>).

Bisher ist noch offen geblieben, wie lange St. Erasmus schon bei Reinhardssachsen verehrt wird — eine Frage, die zugleich auf den Ursprung der Kapelle zielt. Weder die



Relieftafel, unten mit dem Martyrium des  
hl. Erasmus

Foto: P. Assion

Entstehungszeit der Tafeln, noch das Erbauungsjahr der Kapelle müssen ja notwendigerweise auch hierüber etwas aussagen, so daß sich der Interessierte veranlaßt sieht, nach weiteren mündlichen oder schriftlichen Quellen zu forschen. Daß man von der geschilderten Erasmusverehrung in der Gegend seit Menschengedenken weiß, wurde schon angedeutet. Die besondere Wertschätzung des hl. Erasmus spiegelt sich dabei auch in einem der sagenhaften Berichte, mit dem man die Entstehung der Kapelle erklärt: ein Mann von Reinhardsachsen sei sehr krank gewesen, habe Erasmus als Nothelfer angerufen und sei geheilt worden. Zum Dank habe er ihm die Kapelle erstellt<sup>25</sup>). Diese Überlieferung hat sich als Familien-

tradition in der Familie Hermann Farrenkopf (heute Ballweg) in Reinhardsachsen erhalten, die die Kapelle seit jeher betreut, sie mehrfach renovieren ließ und von jenem Erbauer abstammt; der Hausname „Müssigs Hermann“ bezeugt diese Abfolge, denn ein Valentin Müssig hat laut Inschrift auf dem Türsturz die Kapelle einst erstellen lassen. Diese Inschrift ist offenbar der Schlüssel zur Beantwortung aller noch offenen Fragen. Sie lautet:

ANNO / 1727 / ZV DER EHR /  
GOTTES HAT /  
VALENTINVS MÜSIG VND /  
MARGARETHA SEINER HAVSFRAV /  
BASTIAN MÜSIG HANS IÖRG MÜSIG  
Z SÖHN /  
ZU REINHAT / SACHSEN / DIESE  
CAPPEL / MACHE / LASE.

In drei Spalten hat der Steinmetz etwas ungeschickt diese Inschrift eingemeißelt, wobei Söhn in die dritte Spalte hinüberraigt und zwischen SACHSEN und DIESE zu stehen kommt. Das vorangehende Z bezeichnet wohl einen Fehler: der Steinmetz wollte schon ZV REINHATSACHSEN einhauen, trug aber erst noch SÖHN nach und wich dann für den längeren Schlußteil der Inschrift auf den verbliebenen Platz darüber und darunter aus, eine dritte Spalte neben die beiden anderen setzend.

Die Inschrift weist die Kapelle als private Stiftung aus, so daß die Suche nach archivalischen Zeugnissen, etwa Baukostenrechnungen, wenig Erfolg verspricht. Bei der Durchsicht der Reinhardsachsener Kirchenrechnungen (jetzt im Pfarrhaus Glashofen) fand sich indessen doch ein Beleg, der mancherlei auszusagen vermag. In der Jahresabrechnung 1739/40 sind Opfergefälle aus einer Reinhardsachsener Kapelle verzeichnet: „In der New Erbauten Sancti Valentien Capell an Opfer gefallen 1 fl. 10 xr.“ Diese Opfer kehren in den folgenden Jahren wieder; zuletzt werden 1749/50 Geldeinnahmen

aus jener Kapelle ausdrücklich aufgeführt. Später sind sie offenbar den Opferstock-Gesamteinnahmen zugeschlagen worden. Opfer aus einer Valentinskapelle? Eine solche gibt es in Reinhardsachsen nicht, und auch der Volksmund weiß von keinem etwa abgekommenen Bauwerk dieser Bedeutung; allenfalls ist noch ein heute verschwundenes Beinhaus bei der Kirche erinnerlich. An Kapellen kann nur die „Rassimuskapelle“ namhaft gemacht werden, und es drängt sich der Gedanke auf, daß diese vorhandene und die urkundlich bezeugte Kapelle identisch gewesen sein könnten. Für diese Folgerung gibt es zusätzliche, zwingende Gründe. Der Stifter der Erasmuskapelle hieß mit Vornamen Valentin. Also könnte seine Stiftung ursprünglich dem hl. Valentin, seinem Namenspatron, geweiht gewesen sein, wie auch auf Bildstöcken häufig die Namenspatrone der Stifter als Haupt- oder Nebenfiguren dargestellt sind. 1739/40 wird die Valentinskapelle als „new erbauet“ bezeichnet. Von 1727 aber datiert die Erasmuskapelle, die man zwölf Jahre später noch gut als „new“ hätte bezeichnen können. Und als drittes Indiz haben die in der Kapelle aufgehängten Tafeln zu gelten, deren vierte Heiligendarstellung wir nun in Kenntnis des ursprünglichen Kapellenpatronates wohl als den hl. Bischof Valentin von Terni, den Helfer gegen die Fallsucht (Epilepsie), deuten dürfen. Die christliche Ikonographie gibt diesem Heiligen oft einen sich in Krämpfen windenden Kranken bei. Mit dieser Bildtradition dürften auch die beiden Kranken zu Füßen des hier dargestellten Heiligen zusammenhängen: zumindest im Verständnis des Stifters Valentin Müssig, der hier offenbar — diesen Befund ergeben die sich wechselseitig bestätigenden Zeugnisse — 1727 seinem Namenspatron eine Kapelle errichtet hat. Damit ist zugleich klar, daß die „neue“ (nicht etwa nur renovierte) Kapelle wohl die erste an diesem Platze war und daß sie Mitte des 18. Jahrhunderts noch nicht als



Relieftafel mit den Martyrien des hl. Stephanus und des hl. Laurentius

Foto: P. Assion

Erasmuskapelle gegolten hat, sondern — entgegen der mündlichen Überlieferung — erst später diese Geltung erlangte.

Doch verweilen wir noch bei dem Stifter und seinen in der Inschrift genannten Angehörigen, weil diese Spur ja allein weitere Aufschlüsse über die Stiftung der Kapelle und die Herkunft ihrer Ausstattungstücke bringen kann. Valentin Müssig entstammte einer schon im 16. Jahrhundert am gleichen Ort nachweisbaren Familie, über die sich in den Walldürner Kirchenbüchern nähere Angaben finden. 1682 als zweitjüngstes Kind des Landwirts Johann Müssig (1640—1718) in Reinhardsachsen geboren, heiratete er am 15. November 1701 seine Ehefrau Margaretha, einundzwanzigjährige Tochter des

Peter Bleifuß „de storchshof“ (bei Reinhard-sachsen), die ihm fünf Kinder geboren hat. Drei Töchter sind jung verstorben: Maria Margaretha (geb. 1703) siebzehnjährig, Maria (geb. 1709) siebenjährig und eine weitere Tochter Maria (geb. 1710) noch im Geburtsjahr. Nur die beiden Söhne Sebastian (1705—1767) und Johann (1716—1763) überlebten die Kindersterblichkeit jener Jahre und erbten den väterlichen Besitz; der ältere war später offenbar in Glashofen verheiratet und wird als dort ansässig genannt. Valentin Müssig starb 1747 in Reinhard-sachsen, seine Ehefrau schon fünf Jahre früher.

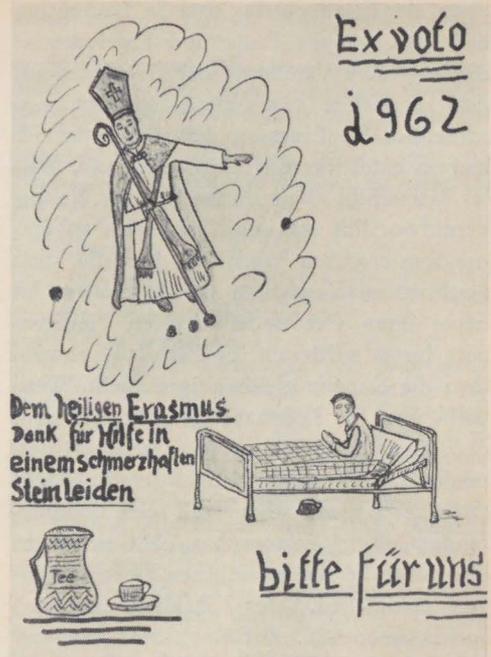
Valentins Lebensjahre fielen in eine Zeit, da reges Leben in Reinhardsachsen herrschte: 1725/26 wurde dort auf Veranlassung des kurmainzischen Oberamtmanns zu Amorbach, Johann Franz Wolfgang Damian von Ostein, für die Höhenorte eine neue Kirche erstellt<sup>26</sup>), ein gelungener kleiner Barockbau des hl. Jakob, an dessen Vollendung auch Müssig Verdienst zukommt. Er wird zur gleichen Zeit als Heiligenpfleger (d. i. Kirchenrechner, die Kirchenbücher schreiben „praetor“) von Reinhardsachsen genannt und hatte folglich mit der Finanzierung des Projektes zu tun, das aus dem Kapital der Kirchenkasse bestritten werden mußte. Auch um die weitere Ausstattung hat sich Müssig gekümmert, wie aus dem Kampf um eine Kirchenglocke hervorgeht, die sich nach dem Dreißigjährigen Krieg die Walldürner aus der fast entvölkerten Filiale geholt hatten, die Reinhardsachsen nun aber zurückhaben wollte. Im September 1726 — der Rohbau der neuen Kirche war gerade erstellt — machten Müssig und Schultheiß Johann Albert Seubert von Kaltenbrunn diesbezüglich eine Eingabe ans Amorbacher Oberamt<sup>27</sup>). Der Ausgang dieses Streitfalles ist nicht überliefert, wohl aber zeugt die stattliche Innenausstattung der Reinhardsachsener Kirche von einer glücklichen Vollendung des

frommen Werkes. Schon im folgenden Jahr läßt Müssig dann die Kapelle an der Miltenberger Straße errichten: könnte nicht auch die Freude über den gelungenen Kirchenbau bei dieser Stiftung mit im Spiele gewesen sein, mit der sich Müssig selber und seiner Familie, von der Baulust angesteckt und die Anwesenheit der Handwerker nützend, noch ein persönliches Denkmal setzen wollte? Das Bedürfnis, seinen auch sonst in der Gegend viel verehrten<sup>28</sup>) Namenspatron St. Valentin mit einer Kapelle zu ehren und ihm seine Angehörigen, besonders die ihm noch verbliebenen Söhne anheimzustellen, die (obwohl z. T. noch minderjährig) in der Stifter-Inschrift ausdrücklich mitaufgeführt sind, dieses Bedürfnis mochte anlässlich des Kirchenbaues nachhaltig aktualisiert worden sein<sup>29</sup>). Eine weitere mündliche Überlieferung zum Ursprung der Kapelle könnte die Vermutung stützen. Es wird in Reinhard-sachsen auch erzählt, der seinerzeitige Bürgermeister (womit wohl Müssig gemeint ist) und die Handwerker, die am Neubau der Kirche beteiligt waren, hätten eine Kapelle versprochen, wenn der Kirchenbau glücklich zu Ende geführt werden könne und dabei niemand zu Schaden komme; diesem Versprechen verdanke die „Rassimuskapelle“ ihre Entstehung<sup>30</sup>). Ein bemerkenswertes Beispiel, wie die sonst in historischen Dingen kaum verlässliche Volksüberlieferung doch auch gelegentlich Gültiges bewahren kann. Denn daß zumindest die gleichen Handwerker, die auch den Kirchenbau erstellten, dem ihnen bekannten Müssig die Kapelle entworfen und gebaut haben, dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein. Es waren dies vor allem der Maurer und Steinhauer Christoph Metzler und der Zimmermann Jakob Wüst, beide aus Amorbach, sowie die von Metzler herangezogenen Walldürner Handwerker. An der Reinhardsachsener Kirche haben sich diese Steinmetzen mit ihren Zeichen „P“, „K“ und „S“ mehr-

fach verewigt. An der Erasmuskapelle ließen sich diese auf den jetzt übertünchten Steinen allerdings nicht feststellen.

Für ein weiteres Rätsel bietet sich in diesem Zusammenhang eine Lösungsmöglichkeit an. Die Relieftafeln sind älter als der Kapellenbau, und Müssig muß die beiden Flügel als andernorts ausgediente, für seinen Zweck jedoch passende Objekte für die Kapelle erworben haben. Ausgedient hatte aber zu jener Zeit die gesamte Innenausstattung der alten Reinhardsachsener Kirche, die restlos dem Neubau gewichen war. Sicher war diese Ausstattung nicht besonders kunstvoll gewesen, so daß man sich in der alten Kirche gut einen kleinen Flügelaltar von der derb-naiven Art der beiden Tafeln vorstellen könnte. Selbst über das Äußere dieses Altbaues ist jedoch nur wenig bekannt<sup>31)</sup>, und unsere Vermutung wird sich wohl nie mehr mit letzter Klarheit bestätigen lassen, so daß zu bedenken bleibt, daß Müssig — als Heiligenpfleger sicher öfters in kirchlichen Angelegenheiten unterwegs — die Tafeln auch andernorts erworben haben könnte. Die vier abgebildeten Heiligen stellen wahrscheinlich die Patrone eines ehemaligen Altares, die um St. Valentin knienden Personen dessen Stifter dar; vielleicht verschafft ein glücklicher Archivfund gelegentlich doch noch Klarheit, wo einst ein Altar mit den gleichen Patronaten gestanden hat und von wo die beiden Tafeln 1727 in die Kapelle gewandert sind.

Die weitere Ausstattung der Kapelle spiegelt ein konventionelles ikonographisches Programm, typisch für Zeit und Landschaft. Die hl. Familie auf dem Altarbild (ein sogenannter „hl. Wandel“) war damals beliebtes, auch durch eine Walldürner Bruderschaft verbreitetes Motiv<sup>32)</sup>, und in der Madonna sowie in St. Wendelin konnten die Beter die Helferin in allen Anliegen<sup>33)</sup> bzw. den ihnen besonders vertrauten Viehpatron<sup>34)</sup> anrufen. Eine große Himmelskönigin aus Ton (78 cm h), ein kleineres



Modernes Votivbild in der St. Erasmuskapelle

Foto: P. Assion

Exemplar (55 cm h) und eine ebensolche Wendelinusfigur (60 cm h) vergegenwärtigten ihnen diese Heiligen auf dem Altar bzw. auf zwei beiderseits angebrachten Konsolen. Ins 18. Jahrhundert zu datieren, könnte sie Müssig oder einer seiner Erben — Sohn Johann hatte später gleichfalls amtliche Funktionen und wird in den Kirchenbüchern als „centenarius Scabinus“ (Schöffe) genannt — aus Walldürn bezogen haben, wo seinerzeit die Hafner Andreas Eckard und dessen Sohn Sebastian (der Ältere) für die Verfertigung solcher Bildwerke bekannt waren<sup>35)</sup>.

Bezeichnend ist nun, wie sich die Volksfrömmigkeit Müssigs frommer Stiftung bemächtigt hat. Der historische Befund läßt erkennen, daß sich eine als Valentinskapelle gedachte Stiftung zu einer Verehrungsstätte des hl. Erasmus gewandelt hat, daß nicht die anderen, schon erläuterten Schutzpatrone — und dazu auf der zweiten Tafel St. Ste-

phan, der Pferdepatron, und St. Laurentius, der Patron gegen Feuer und Fegefeuer — die besondere Verehrung der Gläubigen auf sich zu ziehen vermochten, sondern ausschließlich St. Erasmus, dessen Marter sich hier so eindrucksvoll dargestellt fand. Dieses Marterbild allein dürfte für den Wandel verantwortl.ich sein und muß sich so einprägsam erwiesen haben, daß hier die schon beschriebene Verehrung des Nothelfers bis heute ihren Ort finden konnte. Heiligenberg bietet wiederum die Parallele: obwohl dort die Kapelle gleichzeitig auch St. Wendelin und St. Leonhard geweiht ist, steht doch allein St. Erasmus von jeher im Mittelpunkt<sup>36</sup>). Daß dieser auch in der Reinhard-sachsener Kapelle schon früh seine dominierende Geltung erlangt hat, läßt sich nicht nur aufgrund der mündlichen Überlieferungen erschließen. Der „Realschematismus“ spricht schon 1863 nur von einer „Erasmuscapelle“, und 1910 wird die dortige „berühmte“ Erasmusverehrung ausdrücklich als „alt“ bezeichnet<sup>37</sup>). Sie hatte sich wohl schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausgeformt, als St. Erasmus allgemein neue Popularität erlangt hatte und damals etwa auch auf dem Walldürner Wallfahrtsmarkt begegnete (vgl. oben).

Nicht ganz unbeteiligt an dieser Entwicklung waren gewiß die nach Walldürn wallfahrenden Pilger, die auf dem Weg zum Heiligen Blut hier noch die Gelegenheit zu besonderer Heilsuche wahrnehmen wollten und sicher auch das kultische Leben der Landschaft mitgeformt haben. Wohl mit Blick auf diese Wallfahrergruppen hatte Müssig die Kapelle ja schon an diesen Platz gestellt: AVF DIE STRASSEN ZV EREN GOTES (so die Inschrift eines in unmittelbarer Nähe befindlichen Bildstocks von 1625), in die Öffentlichkeit regen Wallfahrtsverkehrs, der um 1727 — der Bau der neuen Wallfahrtskirche ging gerade seinem Ende zu — seinen Höhepunkt erreichte<sup>38</sup>). Die großen Prozessionen kamen

an der Kapelle vorbei, die von Mainz (seit 1706), von Bingen, von Flörsheim, von Seligenstadt mit dem Prozessions-schiff zum Schiffsplatz Miltenberg gefahren waren und nun das letzte Wegstück zu Fuß zurücklegten<sup>39</sup>); dörfliche Wallfahrergruppen standen nicht zurück. Diesen Pilgern waren wohl die 1739/40 erwähnten Opfergefälle der Kapelle zu danken, wie solche auch in der „Aschaffener Kapelle“ anfielen und von der Kirche Reinhardtsachsen zur Instandhaltung des Bauwerks vereinnahmt wurden (Kirchenrechnungen). Noch bis in jüngste Zeit hielt man die Kapelle während der Wallfahrtszeit in Walldürn durchgehend geöffnet, und besonders von den Mainzern (die 1909 die Fußwallfahrt einstellten) und den Kölnern (die heute noch wallen) ist bekannt, daß sie mit Opfern nicht geizten. Was diese Wallfahrten der Kapelle gegeben haben, das haben sie ihr jedoch andererseits auch genommen: der zentrale Wallfahrtsort Walldürn zog alle Frömmigkeitsstrebungen an sich und ließ den kleinen Gnadenstätten im Umkreis nur bedingtes Leben. Nicht in die „Sancti Valentini Capelle“ hat jene mit Epilepsie behaftete Frau ihr u. a. St. Valentin geweihtes Motivbild getragen, sondern in die Wallfahrtskirche Walldürn<sup>40</sup>). Auch als der Erasmuskult in der Kapelle Leben gewann, konnte er allenfalls in der engeren Umgebung festen Fuß fassen. Er konnte keine baulichen Veränderungen zeitigen, und er konnte auch nicht das gleich reiche Motivbrauchtum entwickeln, wie es der konkurrenzlose Erasmuswallfahrtsort Heiligenberg vorzuweisen hat. Er hat stets nur inoffiziellen Charakter getragen, wie auch daran sichtbar ist, daß der Tag des hl. Erasmus (2. Juni) in der Kapelle kirchlich nicht begangen wurde. Dennoch schien es lohnend, die Geschichte der kleinen Gnadenstätte zu erhellen, da sie manchen Einblick in die religiöse Volkskunde des hinteren Odenwaldes, und allgemein in Heiligenkult und Wallfahrtswesen, eröffnet.

### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Alfons Schäfer, Geschichte in Bauland und hinterem Odenwald, in: Der Kreis Buchen, Heimat und Arbeit, Aalen und Stuttgart 1964, S. 89. Zu den Höhenorten vgl. ebenda auch S. 81 f. und S. 90.

<sup>2)</sup> Vgl. Rudolf Schmerbeck, Die Landwirtschaft im hinteren Odenwald in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Diss. Freiburg i. Br. 1954 (hektographiert), S. 32.

<sup>3)</sup> Ein erster Hinweis in der Literatur findet sich lediglich in: Realschematismus der Erzdiözese Freiburg, hrsg. vom Erzbischöfl. Ordinariat, Freiburg i. Br. 1863, S. 444 („Erasmuscapelle auf der Straße nach Miltenberg, worin zuweilen die Messe gelesen wird“), und ausführlicher in dessen Ausgabe von 1939, S. 631 („Kapellen: St. Erasmii EpM, bei Reinhardtsachsen im Wald gel., erb. 1727, 9 qm, Priv.-Eigt., Go. auf Verlangen“). Siehe auch Albert Krautheimer, St. Erasmus, in: St. Konradsblatt, Bistumsblatt für die Erzdiözese Freiburg, 22. Jg. 1938, Nr. 22, wo S. 383 der Kapelle kurz gedacht ist. — Im Band Buchen/Adelsheim der Reihe „Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden“ (1901) fehlt jeder Hinweis auf die Kapelle, weshalb sie hier auch in ihrer äußeren Erscheinung beschrieben werden muß.

<sup>4)</sup> Vgl. Wolfgang Brückner, Die Verehrung des Heiligen Blutes in Walldürn. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen zum Strukturwandel barocken Wallfahrtens (= Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg 3), Aschaffenburg 1958 (vgl. Diss. Frankfurt/Main 1956), S. 202. Die über Amorbach ziehenden Prozessionen (z. B. Viernheim) gehen ab Ripperg die alte Amorbacher Straße auf der gegenüberliegenden Talseite, verschmähen also ebenfalls aus Traditionsgründen die neue Talstraße.

<sup>5)</sup> Zu diesen vgl. Brückner, a. a. O., S. 215 f.

<sup>5a)</sup> Das Bild ist im Herbst 1970 bei einem Einbruch in die Kapelle gestohlen worden.

<sup>6)</sup> So z. B. Karl Künstele, Ikonographie der Heiligen, Freiburg i. Br. 1926, S. 211, und Rudolf Hindringer, Die Erasmuswinde, in: Bayerischer Heimatschutz 25, 1929, S. 131, von dem der Wallfahrtforscher Rudolf Kriß die Deutung übernahm. Vgl. ders., Die Volkskunde der altbayerischen Gnadenstätten, Band I (Oberbayern), München-Pasing 1953, S. 241. Kriß erwähnt ebenda Bilder vom Martyrium des hl. Erasmus in der Kapelle Streichen bei Schledding, in der jedoch St. Servatius Wallfahrtspatron ist.

<sup>7)</sup> Vgl. Joseph Braun, Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst, Stuttgart 1943, Sp. 229: „Die Heimat des Windenattributs wie des ihm zugrunde liegenden legendären Martyriums werden wir auch nicht irgendwo im Binnenland, wo man das Attribut nicht verstand, sondern in Gaeta zu suchen haben. Hier

umgab man den Heiligen, dessen Grab sich dort befand, seit dem 13. Jh. mit einem immer reicheren Kranz von legendären Martyrien, darunter namentlich auch mit dem Windenmartyrium, dessen Echo dann das Attribut der Winde wurde“. Zur Legende des hl. Erasmus allgemein vgl. R. Flahaut, St. Erasme, 1895, und Hippolyte Delehaye, Les origines du culte des martyrs, Brüssel 1933.

<sup>8)</sup> Braun, a. a. O., Sp. 228.

<sup>9)</sup> Künstele, a. a. O., S. 213.

<sup>10)</sup> Vgl. Braun, a. a. O., Sp. 227 und Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten, Stuttgart 1968, S. 180.

<sup>11)</sup> Vgl. u. a. Künstele, a. a. O., S. 211.

<sup>12)</sup> Siehe Josef Dünninger, Die Wallfahrtslegende von Vierzehnheligen, in: Festschrift für Wolfgang Stammer zu seinem 65. Geburtstag, Berlin 1953, S. 192 ff.; Georg Schreiber, Die Vierzehn Nothelfer in Volksfrömmigkeit und Sakralkultur, Innsbruck 1959. — Zu den Liedern auf die Vierzehn Heiligen, in denen auch St. Erasmus besungen ist, siehe Franz Wilhelm Freiherr von Ditzfurth, Fränkische Lieder, Band I: Geistliche Lieder, Leipzig 1855, S. 64 ff.

<sup>13)</sup> Siehe Josef Dünninger und Bernhard Schemmel, Bildstöcke und Martern in Franken, Würzburg 1970, S. 167, Nr. 10 b. St. Erasmus flankiert auf diesem Bildstock zusammen mit St. Sebastian eine Kreuzigungsgruppe.

<sup>14)</sup> Gerd Zimmermann, Patrozinienwahl und Frömmigkeitswandel im Mittelalter, dargestellt an Beispielen aus dem alten Bistum Würzburg (Diss. Würzburg 1961), in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter, 20. Jg. 1958, S. 24 ff. und 21. Jg. 1959, S. 5. ff.

<sup>15)</sup> Vgl. Die Kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg, Heft XVIII: Bezirksamt Miltenberg, bearbeitet von Felix Mader und Hans Karlinger, München 1917, S. 298.

<sup>16)</sup> Das Heimatmuseum Walldürn verwahrt hierzu ein Ton-Modell (18./19. Jahrhundert) der Walldürner Devotionalienherstellung. Vgl. Peter Assion, Katalog der Bestände des Heimatmuseums, in: Walldürner Museumsschriften, Heft 2, 1965, S. 62.

<sup>17)</sup> Mündliche Mitteilung der 84jährigen Rosa Rödel, Altheim, 1971. In Altheim war auch früher der Vorname Erasmus häufig.

<sup>18)</sup> Mündliche Mitteilung der 73jährigen Mesnerin von Reinhardtsachsen, Fräulein Baumann, 1971. Ihr werden auch weitere Mitteilungen zu diesem Abschnitt verdankt.

<sup>19)</sup> Mündliche Mitteilung von Schwester Thoma, Pfarrhaus Walldürn, 1971. Messen kann gegen Erlegung von 5 DM, Ämtern gegen 12,50 DM eine bestimmte Intention gegeben werden, die im Pfarrblatt angezeigt wird. Neben den Messen für das Seelenheil Verstorbener kommen auch gelegentlich Motivmessen für Heilige vor, heute fast ausschließlich für die hl. Rita und den hl. Judas Taddäus, gelegentlich für den hl. Wen-

delin und das hl. Blut, und neuerdings auch für den mehr und mehr populär werdenden seligen Bruder Jordanus.

<sup>20)</sup> Der Hinweis auf diesen Bildstock wird einer freudl. Mitteilung von Herrn Dr. Bernhard Schemmel, Würzburg, durch Brief vom 24. 3. 1971 verdankt. Er gründet sich auf eine Aufzeichnung in der vom Stadtarchiv Wertheim verwahrten, nach 1900 angelegten Bildstocksammlung des Architekten Friedrich Hauck (Tafel 50 der Sammlung).

<sup>21)</sup> Rudolf Kriß, Neue Votivfunde aus Niederbayern und Steiermark, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 35./36. Jg. 1925/26, S. 252 ff. Ausführlicher handelt derselbe über Heiligenberg in seinen Büchern: Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten, Beiträge zu einer Geographie des Wallfahrtsbrauchtums, Augsburg 1930, S. 202 ff., und: Die Volkskunde der altbayrischen Gnadenstätten, Band II, München-Pasing 1955, S. 46 ff. (Abbildungen hierzu in Band III, 1956, Abb. 126 und 127.) Siehe auch Christian Schreiber, Wallfahrten durchs deutsche Land, Berlin 1928, S. 350, und Lenz Kriß-Rettenbeck, Das Votivbild, München 1961, S. 86 (als Abb. 101 erscheint eine Votivtafel von Heiligenberg).

<sup>22)</sup> Vgl. zu diesem bei Kriß vernachlässigten Aspekt, was bei O. von Hovorka und A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, I. Band, Stuttgart 1908, S. 437 allgemein über die Symbolik des Winden-Attributes ausgeführt ist.

<sup>23)</sup> Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band 2, Berlin und Leipzig 1929/30, Sp. 866 f.

<sup>24)</sup> G. Lammert, Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern und den angrenzenden Gebieten, Würzburg 1869, S. 250.

<sup>25)</sup> Dasselbe Motiv nimmt Krautheimer, a. a. O., an, der S. 383 schreibt: die Erasmuskapelle „wird wohl einem Gelübde entstammen, das eingelöst wurde, als sich der Heilige bedrängten Menschen als wundertätiger Nothelfer erwies“.

<sup>26)</sup> Max Walter, Zur Baugeschichte der Kirche in Reinhardsachsen, in: Der Wartturm, Heimatblätter für das badische Frankenland, 1. Jg. 1926, Nr. 10, S. 41 ff.

<sup>27)</sup> Ebenda, S. 42f.

<sup>28)</sup> Schon aus dem 14. Jahrhundert stammt eine Valentinskapelle zu Eichenbühl (vgl. Mader und Karlinger, a. a. O., S. 124 f.). Vor allem zu nennen ist jedoch die Valentinsverehrung im nahen Altheim (Bauland), wo Valentin Kirchenpatron ist und das Patroziniumsfest (14. Februar) seit jeher auch viel Zulauf aus der Umgebung hat, zumal die Altheimer Kirche eine Reliquie des Heiligen besitzt. Aus dem 17. Jahrhundert ist die Stiftung zahlreicher Votivmessen bekannt. Bildstöcke in der Umgebung bezeugen die Verehrung als Viehpatron und Helfer gegen die fallende Krankheit. Das Patroziniumsfest wurde 1795 auf den letzten Sonntag im August verlegt

und wird noch heute mit Hochamt und Sakramentsprozession feierlich begangen. — Eine Walldürner Votivtafel, die aus dem um 1770 angelegten Votivtafel-Verzeichnis des Pfarrers Severus (im Urkundenband „Chartarium Parochiae, Tomus IV“ des Pfarrarchivs Walldürn) erschlossen werden kann, bezeugt, daß St. Valentin auch zusammen mit dem Hl. Blut angerufen wurde; Severus schildert sie als Nr. 12 der nicht datierten Exemplare: „Ein mit der fallenden Sucht behaftetes Weibe, da neben ihr der H. Valentinus, oben das H. Corporal“. Zu dem Bild vgl. auch Brückner, a. a. O., S. 108, Anm. 472. — Eine Valentinsreliquie ist auch für Rippberg bezeugt, die im vorigen Jahrhundert im Bergkirchlein vor allem von durchziehenden Walldürn-Pilgern verehrt wurde. Vgl. Brückner, a. a. O., S. 212.

<sup>29)</sup> Dabei zeigt sich wieder, daß bei Stiftungen dieser Art nicht allein volkstümliche Anschauungen zur Geltung kamen, sondern die sozial führenden Schichten das Vorbild boten. So hat der baufreudige fränkische Adel in den Kirchenbauten jener Zeit immer wieder seine Namenspatrone verewigen lassen: Amtmann von Ostein z. B. St. Wolfgang in der Reinhardsachsen Kirche und wohl auch St. Wolfgang und St. Damian am Nepomukaltar der neuen Walldürner Wallfahrtskirche, die sich damals im Bau befand. Vgl. Anm. 38.

<sup>30)</sup> Mündliche Mitteilung des 70jährigen Ludwig Berberich, des früheren Kirchenrechners.

<sup>31)</sup> Max Walter schreibt a. a. O., S. 41 f., über die alte Kirche: „Wahrscheinlich war es eine Kapelle, die aber im Gegensatz zur heutigen Kirche einen steinernen, im Grundriß quadratischen Turm hatte. Dieser stand da, wo heute der Chor seinen Platz hat. In seinem Untergeschoß war der Chor untergebracht. Über das sonstige Aussehen und über die Größe der alten Kirchenanlage wissen wir nichts mehr, ebenso wenig darüber, aus welchen Gründen sie abgebrochen wurde und einem Neubau Platz machen mußte. Daß sie zu klein geworden war, ist nicht anzunehmen, da sich um 1700 herum der Bevölkerungsstand noch nicht von seinem starken Rückgang in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges erholt hatte“. Der Neubau erhielt auch eine neue Innenausstattung; aus der alten Kirche wurde nichts übernommen.

<sup>32)</sup> 1698 war in Walldürn durch den gelehrten Pfarrer Dr. Leonhard Nimis eine „Seelen-Bruderschaft unter dem Heil. Namen Jesu, Mariae, Joseph, zur Erlösung der lieben Seelen im Fegfeuer“ gegründet worden, die an die aus Italien kommende Verehrung der hl. Familie anknüpfte und in Walldürn besonders durch die ortsansässigen Kapuziner bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts gefördert wurde. Vgl. Brückner, a. a. O., S. 119 f. sowie ders., Neue Beiträge zur Walldürner Wallfahrt, in: Der Odenwald, 8. Jg. 1961, S. 115 ff. Vielleicht war Müssig sogar

Mitglied dieser Bruderschaft und verewigte in der Kapelle deren Andachtsbild.

<sup>33)</sup> Vgl. Peter Assion, Die Verehrung Mariens am Gnadenort des Heiligen Blutes, in: Die Kirche St. Marien zu Walldürn, Festschrift zur Kirchenkonsekration am 11. Mai 1968, Walldürn 1968, S. 27 ff.

<sup>34)</sup> Vgl. Max Walter, Die Bildstöcke zum hl. Wendelin im Kirchspiel Mudau, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 5. Jg. 1931, S. 95 ff.

<sup>35)</sup> Vgl. Rudolf Schick, Sebastian Eckardt, ein fränkischer Maler, in: Badische Heimat, 44. Jg. 1964, S. 170. — Auch die Tonfigur der hl. Anna (Maria lehrend) in der Kirche zu Reinhardsachsen dürfte aus dieser Werkstatt stammen.

<sup>36)</sup> Vgl. Kriß, a. a. O., ohne daß dort allerdings die Gründe erörtert wären.

<sup>37)</sup> Das Erzbistum Freiburg in seiner Regierung und in seinen Seelsorgstellen, hrsg. vom Erzbischöflichen Ordinariat, Freiburg i. Br. 1910, S. 901, zur Pfarrei Glashofen: „Kapelle St. Erasmi Ep. M. cum ven. celebr. (alt), 9 qm. Privateigent.“

<sup>38)</sup> Brückner, a. a. O., betont S. 140 f.: „Kurz vor der Vollendung des Walldürner Kirchenbaues durch Kurfürst Lothar Franz von Schönborn ging es wie eine Welle neuen Auftriebs über die Ausgangspunkte der Walldürner Prozessionen im weiten Umkreis des Gnadenortes. ... Mit der Konsekration der neuen Wallfahrtskirche 1728 kann man den Höhepunkt von Ausbreitung und Frequenz der Wallfahrt ansetzen, der fast gleichbleibend bis in die achtziger Jahre jenes Jahrhunderts währte“.

<sup>39)</sup> Zu diesen Schiffswallfahrten vgl. Brückner, a. a. O., S. 192 f.

<sup>40)</sup> Vgl. Anmerkung 28.

---

## Junitag

*Da die Hitze des Tages  
Unerträglicher Schwüle,  
Drückend für Tiere und Menschen  
Gleichermaßen,  
Gewichen,  
Färbte ein Blitz  
Grell die Luft,  
Grollender Donner  
Rollte daher mit Gepolter  
Wie ein rumpelnder Wagen,  
Und es kühlte die Luft  
Prasselnd  
Gewitterregen.  
Rasch,  
Wie es gekommen,  
Zog es dann weiter,  
Das helle Gewitter,  
Fern überm Fluß  
Ein gleiches Labsal  
Zu bringen.*

*Hans Bahrs*

# Klosterkirche zu Gerlachsheim

## Insel des Barock in fränkischer Landschaft

Von Heinz Bischof, Rastatt

Unruhig pulsiert auf der Landstraße von Lauda der Verkehr tauberabwärts. Es ist eine jener Straßen, die von früher Jugend an das Bild eines alten fränkischen Bauernweges in mein Erinnern prägte. Unablässig ziehen Fahrzeuge hin, holpern Bauernkarren, schreiten Männer mit Sensen auf den Schultern hinaus auf die Felder, schwanken hochbeladene Erntewagen mit der kostbaren Gabe der Frucht heimwärts. Die Straße führt von Dorf zu Dorf, bindet Familie zu Familie, webt das Land an der Tauber zu einer in sich geordneten und nach außen fest verschworenen Gemeinschaft.

Heute ist das Tempo auf der Straße ein anderes geworden, rastloser scheint die Zeit zu sein. Nicht mehr achtet man der Hinweise auf werbenden Tafeln, schaut nur auf die Strenge des Bandes, das geradewärts, hart neben dem grünen Fluß dahinzieht.

So sieht mancher nicht die Abzweigung an jener Brücke, unter der trägt der Wittigbach dahineilt. Hier führt ein Weg hinweg von der lärmgefüllten Taubertalstraße hinein in eine verschwiegene Talfalte. Und dort wartet das Vergangene, ruht besonnen unter dem Dach alter Bäume. Es will entdeckt sein, dieses köstliche Fleckchen Landes, das sich plötzlich auftut, wenn die Kulisse der Taubertalwiesen mit jenen der Weinberghänge am Wittigbach vertauscht worden ist. Und es ist wieder eine Straße, die uns hierhin entführt hat. Sie trägt den Staub vieler Jahrhunderte, zermahlenes und verbrauchtes Dasein, das plötzlich Gestalt annimmt, sobald die Doppeltürme jener Kirche vor uns auftauchen, die wir aufsuchen wollen: die barocke Klosterkirche von Gerlachsheim.

Über eine alte, mit großen Sandsteinquadern in schweren Bögen erbaute Brücke führt der Weg hin zum Dorf. Es ist eine einfache

Brücke, so einfach wie die Landschaft, einfacher noch als das Leben. Und dennoch getragen von der Würde fränkischer Bauernfrömmigkeit.

Auf der Brüstung erheben sich vier steinerne Gestalten. Zweihundert Jahre und mehr stehen sie nun bald auf ihrem Postament, werben um Gebete und beschauliche Andacht bei vorüberfahrenden Fuhrmannsknechten oder einkehrenden Pilgern aus den Dörfern ringsum im Bauernland.

Hier ist es Sankt Nepomuk. Böhmisches Floßknechte brachten die Verehrung dieses Heiligen in fränkisches Land. An vielen Brücken wartet er, der Notwender und Beschützer vor Hochwassergefahr. Hier zu Gerlachsheim hält er dem Menschen mahnend das Kreuz vor Augen. Ein Engel zu seinen Füßen symbolisiert diesen Mann als den großen Schweiger.

Gegenüber streitet Sankt Michael wider den Unglauben in der Welt. Er hat das Schwert zum Kampf erhoben, den Schild als Wehr vor den Körper gezogen.

Das Auge des Vorüberwandernden bleibt an dem bischöflichen Ornat der nächsten Figur haften. Weit wallt der Mantel von Sankt Kilian im aufgekommenen Talwind. Daneben wartet und wirbt sein Nachfolger im Amt eines fränkischen Bischofs, Abt Burchard. Letzterer ließ die Gebeine seines Vorgängers suchen und ausgraben. In der Gruft zu Neumünster in Würzburg ruhen sie und werden von dem gläubigen Frankenvolk durch fromme Gebete hoch verehrt.

Eine sonderbare Brücke, die uns einführt in den Gebetscharakter des Tauberlandes. Und wie sie uns mit ihren Steinfiguren zu mahnen und zu schrecken weiß, so könnte sie vieles berichten aus stürmischen, friedlosen, aus frohen, ernteschweren Zeiten. Sie



*Klosterkirche von Gerlachsheim*

Foto: Robert Häusser, Mannheim

kennt den Tag von Morgen bis zum Abend mit all seiner Geschäftigkeit, weiß auch das Jahr zu bestimmen in seinen Zeiten der frühen, scheuen Blüte, der hohen Lastschwankender Erntewagen, der schwabbernden Fülle duftender Traubenlasten und der stillen Verschwiegenheit zu winterlicher Rauhnachtzeit.

Durch ihre Bogen fließt träge das Wasser der Wittig. Sie nahm die Grünbach auf. Gemeinsam schleppen sie die braunen Mergelfluten nun der Tauber zu. Ein paar Enten und Gänse stehen am Ufer, einbeinig, den Schnabel im Gefieder versteckt.

Die Straße aber, die uns hierhergeleitet, sie wird ungeduldig. Der Wind wirbelt Staubkörnchen auf, die uns Träumenden in

die Augen fallen, uns bestürzt zum Weitergehen mahnen.

Wir kommen in das Dorf. Es ist eines jener vielen Dörfer im Frankenland. Fachwerkbauten, rote, ausgetretene Sandstiebtreppten, Handgriffe an den Türen, blankgescheuert von vielen tausend Besuchern, breite Hofanlagen, irgendwo an Mauerbögen Schlußsteine, die alte Wappenzeichen tragen.

Und dennoch, irgendetwas in Gerlachsheim scheint anders zu sein. Stehen andernorts die Gebetszeichen der fränkischen Bauernstraßen am Rande, eingeordnet in einen alten Gartenhag, aufgeputzt in neuer Renovierung vor einer Hauskulisse — hier wartet die Bildsäule der „Trösterin der Betrübten“



*Der Frankenheilige Burkard auf der Brücke von Gerlachsheim*

Foto: Robert Häusser, Mannheim

inmitten der Straße. Es ist eine Geradlinigkeit der Andacht, die schon draußen im offenen Land, vor der Wittigbrücke ihren Anfang genommen hat, dort wo Maria unter dem Kreuze ruht, Gram und Leid und Schmerz in rotverweinten Augen trägt, aufschaut zu dem, den sie einst in göttlicher Freude im einsamen Stalle von Bethlehem der Welt geschenkt hat. Nun ist alle Herrlichkeit vergangen. Was noch Bestand hat, ist das Zurückgebliebene. Maria unter dem Kreuze — dann die Brücke der frommen Gestalten dieses heiligen Raumes Frankenland, Erhebung der Gedanken zum Gegenwärtigen, zum Bleibenden. Und nun, in-

mitten des Dorfes die Sammlung des Menschen, die Hinführung zur „Trösterin der Betrübten“, Maria mit schwertdurchbohrtem Herzen auf hohem von vielen Steinfiguren besetzten Sandsteinpodest.

Wir bleiben stehen, verweilen lange, lesen die Bittschriften, die uns entgegengehalten werden, entziffern den Namen des Stifters dieser Anlage im dörflichen Häuserkreis. Maria steht hoch erhobenen Hauptes als Krönung, ihre steingewordenen Gewänder flattern bauschig im Wind, der Blick richtet sich gen Himmel. Ein Jubilate, ein Preislied ob allen Seelenleides dieser Welt, das marterhaft mit dem leichten, eleganten, allzuweltlichen Kavaliersdegen angezeigt werden soll. Gerlachsheim trägt ein reiches geschichtliches Erbe. Hier errichteten die Töchter des heiligen Norbert von Xanten ihre Gebetsstätte. Sie stellten das Kloster mitten hinein in den von reichen Ernten ausgezeichneten Raum der Bauernlandschaft zwischen Tauber und Main, schirmten es nicht ab durch hohe Mauern von der lauten Welt der Dörfer und Kleinstädte ringsum. In der Mitte des 13. Jahrhunderts mag es wohl gewesen sein, daß die frommen Frauen des Prämonstratenserordens von Unter-Lauda hierher in die beschaulichere Talfalte an Wittigbach und Grünbach gezogen sind. Mit reichen Schenkungen der Grafen von Rieneck und derer von Wertheim begabt, galt das Frauenkloster zu Gerlachsheim im Mittelalter als eines der angesehensten und adeligsten Stiftungen im Frankenland. Viele Gräfinnen standen ihm als Äbtissinnen und Meisterinnen vor.

Der Bauernsturm des Jahres 1525 machte vor diesem Kloster der Frauen nicht halt. Wohl wurde das Konventsgebäude nicht gebrandschatzt. Die Nonnen aber flohen die Stätte der rohen Gewalt und blinden Verwüstung. Manche unter ihnen ließ sich beugen und trat dem neuen Glauben bei. 1562 zählte man nur noch zwei Prämonstratenserinnen im Kloster zu Gerlachsheim. Bi-

schof Friedrich von Würzburg nahm daraufhin 1563 das Kloster unter seine Aufsicht, überwies die Güter seiner Hofkammer und verwaltete den Klosterbezirk mit eigens bestellten Knechten. Dies wiederum rief die Unbill der Prämonstratensermönche des Klosters Oberzell bei Würzburg hervor. Es kam zu harten Auseinandersetzungen und langwierigen Prozessen um Besitztum und Gerechtsame.

Aus diesen Streitigkeiten um Besitz und Erbe gingen die Prämonstratensermönche als Sieger hervor. Und diese Triumphtat sollte zur Auferstehung des niedergegangenen Klosterdorfes Gerlachsheim führen. Jetzt erst wird dieser Talwinkel zu einem idyllischen Flecken, schwingt sich auf zu einer jubelnden Hymne des fränkischen Barock. Im Jahre 1717, vor 250 Jahren, wird der Mönchskonvent neu eröffnet. Das Konzil zu Trient hat verfügt, daß Nonnenklöster nicht mehr in offenen, durch keinerlei Mauern geschützten Orten eingerichtet werden durften. Dies war in Gerlachsheim noch der Fall. So entsandte Abt Sigismund Hauck zehn Mönche in weißen Gewändern tauberwärts, die fortan diesen Ort des Gebetes mit ihren Gesängen erfüllen sollten. 1721 hat der Neuaufbau der Klosteranlage und der Kirche begonnen, vorerst mit dem östlichen Flügel beginnend. 1722 erstand der zweite und im Jahre 1723 spannte sich in das gewaltige Viereck die Kirche.

Oben im Turmknauf können spätere Geschlechter einmal eine Urkunde finden. Darin hat der Abt durch seinen Schreiber festhalten lassen: „Im Jahre des Heiles 1728 am 17. März erreichte dieser Turm seine Vollendung, als Johann Christophorus von Hutten Fürstbischof von Neustadt war, Sigismund Hauck aus Neustadt an der Saale Abt zu Oberzell und Gerlachsheim, Pater Georg Fasel aus Würzburg Prior zu Gerlachsheim — Architekt war der hochhehrwürdige Pater Sebalduß Appelman aus Neustadt an der Saale, der Konvent in Gerlachs-



*Sankt Kilian zu Gerlachsheim*

Foto: Robert Häusser, Mannheim

heim zählte zehn Konventualen — im römischen Kaiserreich war Friede. Gott erhalte diesen Turm, so daß jeder unter seinem Schatten in Ruhe Gott dienen kann, dem Lob, Anbetung, Kraft und Ruhm sei von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Die Prämonstratenser, die hier gewirkt haben, sind längst dahingegangen. Wir wandern auf ihren ausgetretenen Prozessionswegen zur Kirche. Noch spannt sich dieses Viereck in seiner überwältigenden Anlage in den Raum des Dorfes. Elegant, zierlich beschwingt die beiden Türme, streng, nüchtern die Geradlinigkeit der Konventanlage. Heute ist hier eine Kreispflegenanstalt untergebracht. Alte Leute ruhen auf Bänken, zehren von Erlebnissen vergangener Tage.



*Sankt Michael auf der Brücke von Gerlachsheim*  
Foto: Robert Häusser, Mannheim

Es ist lebendig erhaltene Geschichte, die uns im Antlitz so manchen verbrauchten Lebens begegnet. Wir sind noch nicht reif für das Innere der Kirche. Noch bewegt uns zu sehr das Gewordene, nicht die Schaufalt der Seele, wie sie uns im Gottesraum geoffenbart werden soll.

Als Klosterbesitz und Klostergut verweltlicht wurden, Fürsten anheimfielen, die für verlorenen Besitz jenseits des Rheines auf

Napoleons Geheiß entlohnt werden sollten, war diese Anlage Residenz der Fürsten von Solm-Reiferscheid-Bedburg. Ein Fürstentum Krautheim wurde geschaffen. Gerlachsheim bildete die Kulisse der glanzvollen, aber in sich doch bescheidenen Hofhaltung dieser Duodezfürsten zu beginnendem 19. Jahrhundert. Wie so manches in dieser leichtberauschten, weinfrohen Landschaft verflog auch dieses Autokratendasein sehr rasch. Welkem Laub zur Herbstzeit gleich wehte dieses Erinnern dahin. Gerlachsheim gilbte, wäre vergessen, wenn nicht der Staat sich hier die Räume gemietet hätte, Lehrer zu bilden, dann taubstummen Kindern eine Bleibe zu schaffen, und heute der Landkreis ein Obdach für die Alten und Pflegebedürftigen daraus gestaltete.

Gewandeltes Sein im urewigen Prozeß des Bestehens und Bleibens. Wir verharren vor der Fassade dieser schönegliederten Klosteranlage mit der doppeltürmigen Kirche. Der Barock liebt nicht die mystische Nüchternheit der Gebetstiefe vor kahlen Sandsteinfassaden. Er will mit Bildern auf das Geschehen hinlenken, das Geschehen in der Welt des Heiligen, Anbetungswürdigen, um durch das Vorbild der Großmut der Heiligen dieser Kirche die Tiefe der dankenden Gottesgedanken zu bestärken.

So ist in der Nische hoch oben über dem Portal das Kreuz angebracht. Die Kreuzeskirche zu Gerlachsheim betont dadurch ihre Stellung inmitten dieser Landschaft. In königlicher Würde und Majestät, die sich auch inmitten von Schmach und Verachtung zeigt, hängt Christus. In den Nischen zu beiden Seiten der Eingangspforte erkennen wir den im Martertod verkrümmten Leib des Heiligen Sebastian, gegenüber die jugendliche Gestalt des Heiligen Clemens, dessen Gebeine als Reliquien in der Kirche ruhen.

Über dem Portal leuchtet das Wappen des Prämonstratenserordens, je zwei weiße Kreuze und Linienbündel auf rotem Felde.

Dann betreten wir — bewegt und scheu — das Gotteshaus und sind überwältigt von diesem lautjubelnden Halleluja, das von Gesimsbänken und Altartafeln zum Lobe der Dreifaltigkeit angestimmt wird. Hans Heinrich Ehrler, die unvergessene Stimme des tauberfränkischen Landes, hat einmal nach einem Besuch in der Klosterkirche von Gerlachsheim geschrieben: „Die Orgel spielt ein Glorioso. Unter solchem Spiel, mit Geigen und Flöten gemischt, muß die Kirche samt ihrem Schaufalt geboren sein. Kinder sitzen vor mir in den Bänken, die taubstummen Pfleglinge des zur Anstalt umgewandelten Stiftes. Sie hören die Orgel nicht. Aber spüren sie das Spiel? Geht es nicht durch sie hindurch? Und wie sehen sie die Kirche, den Schaufalt? Wenn ich taubstumm würde und dasäße? Wäre es Verlust oder eine Offenbarung?“

54 Ölgemälde tragen die Andacht in diesen Raum, durchweben die Gebete mit heiligen Gedanken. Hinzu kommen die wunderbaren Bilder an Decken und Voluten. 21 Figuren stimmen mit ein in den Lobpreis des Geschehens und seiner Wunderkraft um den Tabernakel, darunter die Heiligen Augustinus und Norbert, sowie Heilige aus dem Ordensleben der Prämonstratenser: Adrian, Jakob Lakop, Gertrud und Bronislawa. Weltschmerz und irdische Dulderqual wandeln sich zu überwundener Freude. Vielleicht aber wird diese erhabene Stimmung der Seele

über alles Niederbezwingende, Erdendrückende erst wahr und trüchtig bei der Kanzel. Diese Stätte des verkündenden Wortes gibt den Schlüssel preis, den das bestärkende Gebet zu schenken vermag. Die asketischen Gestalten der vier Evangelisten tragen viel fränkisches Gehabe in ihrem Äußeren, sind Menschen dieser Landschaft, derb, scharf pointiert, dem Leben nachgeformt. Das sind die Beter, die hier in der Kirche vor dem Altar sich einen, die früher und auch heute noch zusammen sich finden, Gott die Not des Alltags als Anliegen vorzutragen. Glaube, Liebe und Hoffnung, die drei göttlichen Tugenden hoch oben auf dem Schalldeckel des Kanzelaufbaues sind Symbol dieser Andacht des Menschen. Sie tragen das allzu Sinnfällig-Scheinen-Wollende dieser barocken Verspieltheit in Bild und Wort, die in Schnörkeln aufgeputzte Eitelkeit bei Mensch und Raum wieder hin zu der Ehrfurcht des Schweigens und der stillversunkenen Demut vor der allmächtigen Größe des irdischen, weil Gott geweihten Inneren dieser Kirche.

Wir sind für Minuten mit dieser Stille wieder dem Heiligen nahe gewesen. Und wenn wir aus dieser Verschwiegenheit einer beglückenden Talfalte abseits der Taubertalstraße zurückkehren zum pulsierenden Alltag, dann finden wir den Anschluß an die Zeit mit anderen, mit geläuterten Gedanken wieder.

# Das Frankenland und Sankt Martin

Römischer Bischof und Volksheiliger in Geschichte, Legende und Brauchtum

Von Gernot Umminger, Freiburg i. Br.

In den letzten Jahrzehnten haben die Bestrebungen, das historische Werden der Kirchenpatrozinien zu verfolgen und diese als geschichtliche, namentlich kirchengeschichtliche Denkmäler zu werten, steigende Beachtung gefunden. Und dies mit gutem Recht! Lassen sich doch aus der scheinbar willkürlichen Verteilung der Weihenamen von bestehenden und untergegangenen Kirchen tatsächlich wertvolle und richtungweisende landes- und volkskundliche Erkenntnisse, insbesondere hinsichtlich des Ganges der frühen Christianisierung unserer Heimat gewinnen. Die Kirchenpatrozinien spiegeln nämlich ein gutes Stück der Kirchen- und Kulturgeschichte, namentlich der Frühzeit der Missionierung, wie dann überhaupt ein Jahrhundert nach dem anderen dazu beigetragen hat, den Kreis der Kirchen-, Orts-, Stammes- und später dann auch der Landespatrone, immer reicher und glänzender zu gestalten und auszumalen. So wie jeder Christ bei der Taufe den Namen eines Heiligen als Schutzpatron erhält, wurde gleichermaßen schon früh auch jeder neuerbauten Kapelle oder Kirche der Name eines Patrons gegeben. In der Folge dieser Namengebung erscheint der Heilige mit den für ihn typischen und bezeichnenden Attributen bereits in den romanischen Kirchen, dann besonders in den gotischen Schnitz- und Flügelaltären oder in den späteren Epochen ebenfalls in der bildenden Kunst im Rahmen des Kirchenbaues.

## Martinskirchen zeigen den Weg der frühen Missionierung

Es steht heute außer Zweifel, daß Hinterlassen aus der Römerzeit, die durch römische Legionäre oder durch wandernde Kaufleute

Roms die erste Berührung mit dem Christentum erhielten, sich schon für das dritte und vierte Jahrhundert auch bei uns als Christen nachweisen lassen. Dieses finden wir durch neueste Steininschriften und Gräberfunde mit christlichen Symbolen (Kreuz oder Löffel) bestätigt. Wo der Limes am Main, etwa bei Miltenberg oder bei Osterburken und im württembergischen Franken, etwa bei Öhringen, an das freie Germanien grenzte, dürfen wir Gläubige in der Vereinzeltung schon sehr früh annehmen, da die ersten namenlos gebliebenen Glaubensboten einmal von der alten Römersiedlung und Hauptstadt der Provinz Obergermanien Moguntiacum (Mainz) aus, teils auf dem Wasserweg des Maines, teils durch die waldfreie und offene Landschaft der Wetterau und die Straße nördlich des Spessarts, dann von Worms aus den Neckar aufwärts in unsere engere rhein- und ostfränkische Heimatlandschaft kamen.

War das Christentum während der Limeszeit noch ganz auf die ärmeren Bevölkerungskreise beschränkt, so hatte der neue Glaube — seit seiner Begünstigung durch Konstantin (ab 306 Caesar — 337 n. Chr.), der im Jahre 313 das „Mailänder Edikt“ zum Schutze des Christentums erließ — jetzt in allen sozialen Schichten seine Anhänger. Gegen alle anderen Kulte und Göttergestalten gewann der christliche Glaube langsam an Boden. Neben Jupiter, welcher auf den sogenannten „Jupiter-Giganten-Säulen“, in durchaus nicht klassischer antiker Art zu Pferde sitzt und über einen Giganten hinweg sprengt — nachdem im Jahre 1964 in Hausen an der Zaber eine fast ganz erhaltene „Jupiter-Giganten-Säule“ ausgegraben worden war, die jetzt in voller Größe im Stuttgarter „Stiftsfruchtkasten“ zu sehen ist,

wurde 1968 bei Ausschachtungsarbeiten für Wohnhäuser in Walheim bei Ludwigsburg am Neckar eine der schönsten in ihrer Art in unserer Heimat überhaupt gefunden — waren Merkur, Herkules, Minerva und Juno (zusammen mit dem wertvollen landesgeschichtlichen Fund der Walheimer „Jupiter-Giganten-Säule“ kam auch noch ein „Viergötterstein“ dieser vier Gottheiten aus dem Erdboden), und dann vor allem der den Stier tötende Sonnen- und Lichtgott Mithras, die stärksten Konkurrenten für das Christentum. Besonders für Heidelberg-Neuenheim und Osterburken ist der „Mithras-Kult“ herauszustellen. Über das 1861 gefundene berühmte „Mithras-Relief“ von Osterburken hat Gerhard Staat im 45. Jg., Heft 3/4, Dezember 1965 der „Badischen Heimat, Mein Heimatland“, S. 287/289 berichtet: „Osterburken — einstmals Kultstätte der Mithras-Jünger“.

Hiermit sind wir in unserer Abhandlung bei dem tiefgreifenden Wandel auf den Gebieten des gesellschaftlichen wie auch des geistigen und religiösen Lebens angekommen, den die Römerzeit in germanischen Landen mit sich brachte, und für die Christianisierung gerade unserer engeren fränkischen Heimat ist dann der römische Bischof Sankt Martin mit ausschlaggebend geworden.

Im geschichtlichen Ablauf treten die Germanen zunächst an Rhein und oberer Donau um die Mitte des dritten Jahrhunderts das Erbe des römischen Weltreiches an. Wenn das Christentum trotz der Ungunst der Stunde und der äußeren Umstände in der Lage war, sich nicht nur zu behaupten, sondern später sogar die Religion der führenden germanischen Edlen zu werden, so nur dadurch, daß ein Teil der provinzialrömischen Bevölkerung als Hintersassen an Mosel, Rhein, Neckar und Donau wohnen blieb. So hielten beispielsweise die Bistümer Trier und Köln noch Jahrhunderte die alte

Scheide der römischen Provinzen Ober- und Niedergermanien fest!

Besonders seit dem Jahre 496 n. Chr., in dem der Begründer des Fränkischen Reiches, Chlodwig I., nach dem Sieg über die Alemannen unter dem Einfluß seiner Gemahlin Chlotilde durch Bischof Remigius zu Reims getauft und Christ geworden war, erfuhr die christliche Missionierung weitere Stärkung. Aber nur nach und nach folgten Chlodwigs Beispiel weitere fränkische Große und der Adel in der Bekehrung zum christlichen Glauben. Ohne die Vorstellung des lebendigen Weiterlebens einheimischer germanischer Götter wäre es nicht möglich, eine Fülle auf uns überkommener archäologischer Zeugnisse zu deuten und zu erklären. Erinnern wir uns an dieser Stelle doch daran, daß Bonifatius, ursprünglich angelsächsischer Benediktiner Wynfrehth (Winfried) und späterhin der Apostel Deutschlands (675—754), auf einer Anhöhe bei Geismar an der Edder in der Nähe von Fritzlar im Hessenlande, eine uralte, riesige Eiche, die dem Donnergott Thor geweiht und ein nationales germanisches Heiligtum war, fällte. Aus dem Holze der Eiche aber ward eine Kapelle zu Ehren des heiligen Petrus gezimmert und bald schon taufte Bonifatius an dieser Stelle die zur Bekehrung bereiten Germanen. Die Volkstradition bezeichnet noch heute genau den ehemaligen Standort dieser „heiligen Donnereiche Thors“.

Geistlicher Herr des fränkischen Reiches aber war Sankt Martinus, der vornehmste Heilige der Franken. Martinskirchen vor allem zeigen den Weg der durch Bonifatius getragenen fränkischen Missionierung. Die enge Verbindung des Martinspatroziniums mit dem Frankenreich ist von der deutschen Patroziniumsforschung von Anfang an klar erkannt worden. Bereits um 500 gab es einen Martinskult. Sankt Martin als Vorkämpfer des wahren Glaubens verband die Romanen mit dem Frankenreich. Den Fran-

ken aber, noch nicht völlig vom Heidentum losgelöst, brachten andere Momente, Äußerlichkeiten den Reichsheiligen nah. Er war gewesen, was sie waren: Krieger, Kämpfer, kein nur dulddender Märtyrer-Bischof. Er glich in zwei Zügen ihrem alten Gott Wotan: als Reiter auf edlem Roß und als Träger eines berühmten Mantels.

### Wahrheit und Legende um Sankt Martin

König Chlodwigs unehelicher Sohn Theuderich — in den Erstlingsgeburtsrechten in nichts geschmälert — und vor allem dann sein Enkel Theudebert, der Sohn des Theuderich, machten weiterhin Ernst mit der Christianisierung des merowingischen Reiches. Weil ein Teil der hohen und schreibkundigen Kleriker am Hofe benötigt wurden, um Verträge abzuschließen und Urkunden auszustellen, mußte eine größere Zahl der niederen Geistlichen gewisse Verwaltungsaufgaben übernehmen. Da es hierdurch und durch die wachsende Zahl der Gläubigen bedingt, bald an geeignetem Nachwuchs für die Kirche fehlte, wurden die Lücken durch aus dem mittleren und südlichen Gallien stammende Priester aufgefüllt. Hatte doch der Ausbau gerade der kirchlichen Ordnung in Gallien und in Norikum ganz besonders erfreuliche Fortschritte gemacht, und alles kirchliche Leben hatte sich in der westfranzösischen Landschaft Poitou zwischen der Garonne und der Pariser Senke um den heiligen Bischof und Kirchenlehrer Hilarius von Poitiers (320—367) gesammelt; von der Küste des Mittelmeeres her hatte ja auch das aus den Wüsten Ägyptens stammende Mönch- und Einsiedlertum zunächst im Herzen Galliens festen Fuß gefaßt — bevor es an Mosel, Rhein und Donau kam — und ein unzerreißbares Band der künftigen kirchlichen als auch staatlichen Verbundenheit aufgebaut. Und in der Touraine, dem milden, üppig fruchtbaren Garten Frankreichs an der unteren Loire, war niemand eifriger für die Ausbreitung der Lehre Christi, nie-

mand tatkräftiger, wenn es galt, heidnische Götzenbilder zu zerstören, niemand umsichtiger, wenn es um die Einführung des Mönchtums ging, damit dem rechtgläubigen römischen Bekenntnis gegenüber der arianischen Irrlehre unerschütterliche Verteidiger gesichert seien, als Sankt Martin! Mit den aus Gallien in die austrasischen Landstriche kommenden Geistlichen — von der Touraine aus hatte er zu seinen Lebzeiten selbst zwei Reisen nach Trier unternommen, beide Reisen übrigens nach seinem Biographen Sulpicius Severus die einzigen, die ihn nach seiner Bekehrung aus der Touraine hinausgeführt haben — wurde der in Gallien schon bald nach dem Tode Sankt Martins um das Jahr 400 lebendige und weit verbreitete Martinskult ins Frankenreich übertragen, zu dessen geistlichen Schutzherrn Sankt Martin bald aufstieg. Was aber machte nun ausgerechnet ihn, den römischen Bischof von Tours (317 bis um 400) zum Patron eines germanischen Reiches?

Geboren als Sohn eines römischen Kriegstribuns aus Pavia zu Sabaria in Pannonien, heute Steinamanger, einer Stadt an der ungarisch-burgenländischen Grenze, hatte Martin schon in früher Jugend eifrigen Umgang mit den Christen seines Heimatortes gepflegt. Mit zehn Jahren wollte er dann in Pavia gegen den Willen seiner heidnischen Eltern Katechumene werden als er sich heimlich aus dem Hause entfernte und zu einer christlichen Kirche eilte, um daselbst aufgenommen zu werden. Von Natur aus also tief religiös, durch den empfangenen christlichen Unterricht für das Göttliche entflammt, fühlte er sich mit zwölf Jahren mächtig zum beschaulichen Leben und zu frommen Übungen hingezogen; nur die Schwäche seiner Jugend hinderte ihn, in die Wüste zu fliehen und, wie die Mönche in Ägypten, deren Ruf bereits nach Italien gedrungen war, als Einsiedler zu leben. Doch die Knechtschaft, die auf allen Ständen und Gliedern des römischen Kaiserreiches lastete,

traf auch ihn. Im Alter von fünfzehn Jahren wurde er gewaltsam dem römischen Heere einverleibt, dem er als Offizierssohn von Gesetzes wegen beitreten mußte. Sein eigener heidnischer Vater, dem das christliche Leben seines Sohnes ein Greuel war, hatte ihn als Waffenflüchtling angegeben. Infolgedessen wurde er ergriffen, nach Gallien abgeführt, zum Fahneneide gezwungen und zur Reiterei befohlen. Mit dem sehnlichsten Verlangen nach Einsamkeit im Herzen war er nun in das geräuschvolle Leben des Lagers hineingeworfen; er fügte sich jedoch zunächst ruhig in den Willen des Herrn, führte die Waffen mit Geschick und Mut, war seinem Eid und dem Kaiser treu, aber auch Gott und seiner gelobten Christenpflicht. So übte er als Soldat die Lebensstrenge eines Mönches und führte dienende Werke der Nächstenliebe aus. In einem ungewöhnlich strengen Winter hatte Martin so bis auf seine Waffen und die Uniform bereits alles verschenkt, als er an einem besonders scharf kalten Morgen am Stadttor von Amiens einen nur halbbeleideten und frostgeschüttelten Bettler sah, der die Vorübereilenden um ein Almosen ansprach. Die Not des Armen ging Martin sehr zu Herzen. Er hatte nichts mehr als seine Rüstung und sein Gewand. Da zog er schnell entschlossen das Schwert, zerschnitt seinen weiten Reitermantel in zwei Teile, gab den einen dem Bettler, wickelte den anderen — verstümmelten — um sich und ritt unbekümmert seines Weges. Das Ganze war nun aber vor Zeugen geschehen: die einen lachten und spotteten über ihn, denn mit dem halben Mantel sah der römische Krieger hoch zu Roß schon etwas seltsam aus. Unbeirrt aber ließ Martin sich auslachen, ja die tiefgehenden Eindrücke für ihn an diesem entscheidenden Tag, traten in der folgenden Nacht in einem Traumbild vor seine Seele: Martin hatte eine Erscheinung des Heilandes, angetan mit dem Mantelstücke, das er dem Bettler gegeben. Das Restreiterkleid



*Plastik der Mantelteilung am „Martinsufer“ an der Mosel in Trier Foto: Gernot Umminger, Freiburg*

ward hierdurch für Martin zum kostbarsten Purpurmantel, zum Gewand der von ihm überwundenen Selbstsucht. Was wir dem geringsten unserer Brüder tun, das haben wir Christus selbst getan, dieses stand in jener Nacht klar vor dem Reiter Martin. Jetzt empfing er im Alter von achtzehn Jahren die Taufe und harrete noch zwei lange bittere Jahre im Kriegsdienst aus. Jedenfalls hielt er es mit seinem überzeugten Christentum nicht mehr vereinbar zu töten, und so war sein Austritt aus dem römischen Heere unvermeidlich, sobald seine Reiterlegion im Ernstfalle ausrücken mußte. Am Vorabend eines Treffens mit Germanen wurden die einzelnen Krieger aufgerufen und mußten vor Julian treten. Wie die Reihe an Martin war, hielt er den Augenblick für gekommen, um seinen Abschied einzugeben: ein Streiter Christi dürfe nicht kämpfen und töten! Der Kriegsherr Roms verwahrte sich und schob diese sonderbare Ausrede auf Angst. Martin aber sagte, er sei kein Feigling, er wolle sich auch ohne Waffen durch die Feinde helfen, nur allein mit dem Zeichen des Kreuzes. Man wollte ihn seinem wunderlichen Willen überlassen und ihn dadurch schon am sichersten strafen. Jedoch aus dem Kampfe wurde nichts: die Feinde unterwarfen sich am kommenden Morgen ohne Schwertstreich. Jetzt war Martin um so mehr überzeugt, daß Gottes Hand

im Spiele war. Er erhielt auch seine erbetene Entlassung und brachte zunächst viele Jahre in der Abgeschiedenheit zu, wahrscheinlich in einer „Cella“, um sich ganz zum ausschließlichen Dienste des Herrn vorzubereiten. Sein Biograph Sulpicius Severus hat das „Wie“ und „Wo“ dieser Zeit nicht genau vermerkt. Endlich schloß Martin sich dann an den nachmals so berühmten Bischof Hilarius von Poitiers an, den wir ja schon weiter oben genannt haben. Von ihm erhielt er die niederen Weihen, die Weihe zum Diakon lehnte er bescheiden ab: er wolle als niederer Diener aktiv im Dienste der Missionierung stehen und begab sich hierzu — um zuallererst seine Familie zu bekehren — ins heimatliche Ungarn. Bei der Überquerung der Alpen fiel er unter die Räuber, entwaffnete aber den, dessen Gewahrsam er anvertraut wurde durch seine Sanftmut. In der Nähe von Mailand suchte ihn ein Reisebegleiter in seinem Vorhaben seinen Eltern gegenüber irre zu machen. Martin wurde nur überzeugt, daß dieser Versucher der leibhaftige Teufel in Menschengestalt sei. Zu Hause brachte der Sohn die Mutter zum christlichen Glauben, der Vater allerdings blieb hart und unbelehrbar Heide. Da Martin furchtlos die katholische Lehre von der Gottheit Christi predigte und verteidigte, wurde er von den Arianern angefeindet, geschmäht, öffentlich geißelt und aus den pannonischen Landen vertrieben. Da er Bischof Hilarius von Poitiers das Versprechen gegeben hatte, aus seiner Heimat wieder nach Gallien zu kommen, wollte er seinen Lehrer an der Loire wieder aufsuchen; aber derselbe war in der Zwischenzeit vom Schicksal der Verbannung ereilt worden. Auch Martin, der sich in klösterlicher Einsamkeit in Mailand niedergelassen hatte, als er vom Schicksal des Hilarius gehört, wurde von Bischof Auxentius, einem Oberhaupt der Arianer im Westen, des Landes verwiesen. Er floh auf die kleine sogenannte „Hühnerinsel“ Gallinaria (Isola d'Albenga) an der

Küste vor Genua und lebte dort von Kräutern und Wurzeln, betete sich einmal vom Genuß einer giftigen Nießwurz gesund, bis ihm die freudige Kunde ward, daß Bischof Hilarius wieder zu seiner Kirche in Poitiers zurückgekehrt. Sofort begab er sich auf schnellstem Wege zu ihm und gründete im Jahre 360 mit Hilarius Hilfe in einiger Entfernung von Poitiers das Kloster Ligugé, das erste in Gallien überhaupt. Jetzt war Martin glücklich. Alle seine Wünsche, die Träume seiner Jugend, waren erfüllt, alle Schwierigkeiten überwunden. Alle Prüfungen schienen vollendet, Herz und Mund flossen Martin über von Dank gegen Gott. Doch diese scheinbar selige Ruhe sollte nicht lange dauern. Martins hingebende Wirksamkeit brachte ihn beim Volk in den Ruf eines heiligen und wundertätigen Mannes. Vor allem die Erweckung zweier Toter (Sulpicius Severus 8 ) begründete seinen Ruhm. Beide Male sah man Zeichen seiner geradezu apostolischen Heilkraft. Um diese Zeit wurde der Bischofsstuhl des Bistums Tours ledig. Kein Wunder also, daß die Bürgerschaft Martin zum Bischof haben wollte und im Jahre 372 erkoren ihn Klerus und Volk von Tours auch zum neuen Oberhirten. Er fühlte sich jedoch nicht als hoher Kleriker, sondern zum einfachen Mönch bestimmt und lehnte ab. Auch hatten einige zur Wahlhandlung geladene Bischöfe, denen sein schlichtes Äußere, sein umgepflegtes Haar und sein unsauberer Gewand verächtlich schien, vergeblich gegen Martin Einspruch erhoben. Aber der öffentliche Wille setzte sich durch. Wenn auch nur unter Anwendung einer List nahm Martin endlich die hohe Wahl an: ein Bürger von Tours schützte Krankheit seiner Frau vor und als Martin sich nur auf die kniefälligen Bitten dieses Mannes hin zu einem Besuch in der Stadt Tours aus seinem Kloster Ligugé locken ließ, fand er auf dem Wege erst vereinzelt Volksgruppen, dann aber, je näher zur Bischofsstadt hin, immer dichtere Volksmassen vor. Nicht nur aus

Tours, auch aus den umliegenden Städten und Dörfern waren sie gekommen, empfangen Martin mit Jubel und nötigten ihn zur Annahme des Bischofsamtes. Mit Martin war ein echter Mann des Volkes in den hierarchischen Kreis eingetreten. Obwohl nun Bischof, änderte sich Martin nicht: dieselbe Demut, dasselbe unscheinbare Auftreten! Arm und dürftig wie bisher wohnte er nicht im bischöflichen Palaste, sondern in einer kleinen „Cella“ neben der Bischofskirche. Da er aber auch dort durch den fortwährenden Zudrang sich allzusehr belästigt fühlte, gründete er in einer wüsten Gegend — zwei Meilen von Tours — versteckt und abgelegen zwischen der Loire und schroffen Felsen, die das rechte Ufer des Stromes beherrschen, das berühmteste gallische Kloster Marmoutier, bis zur französischen Revolution eines der größten und reichsten Frankreichs. Martin und seine Brüder allerdings bauten sich dort nur Hütten oder Höhlen, die sie in die Felsen gruben, und lebten äußerst streng nach gemeinsamen Grundsätzen: es gab kein Eigentum, aller Besitz war Gemeingut. Niemand durfte kaufen oder verkaufen. Trotzdem sammelten sich hier in kurzer Zeit viele Genossen von höherer Bildung und aus edlen Häusern. Die jüngeren beschäftigten sich mit dem Abschreiben gelehrter Schriften, die älteren oblagen nur noch dem Gebet. Nur zum gemeinsamen Gottesdienst wurde die Einsamkeit der Zelle verlassen und höchstens zum gemeinsamen Mahle, wenn das Morgenfasten vorbei war. Niemand bekam Wein, außer der Kranke. Die Kleidung bestand aus Fellen; ein weniger hartes Gewand war nicht erlaubt. Hier am Herde heiliger Betrachtung, in dieser Schule der Armut bildete sich Sankt Martins apostolische Lebensweise auch zum apostolischen Amte aus: seine kirchliche Macht nützte er zur Bekehrung auch der letzten Heiden im Lande. Ganz in diesem Sinne ist Sankt Martin der Apostel des einfachen Volkes geworden, der

Bauern und Hirten, die auf dem flachen Lande wohnten. Zeitgeschichtlich interessant ist auch noch, daß Sankt Martin viel mit dem Teufel zu schaffen hatte. Unzählig sind die Steine, in die der Heilige mit seinem Holzschuh, die Fußspur eingedrückt haben soll als er vor dem Teufel flüchtend in einem gewaltigen Sprung über ein ganzes Tal hinwegsetzte. Zweifellos sind dies aber in Wirklichkeit alte Druidensteine, die in der Volksage diese Umdeutung erfahren haben. Am deutlichsten kommt der Gedanke von Martins tätiger Wirksamkeit für die Menschen seiner Zeit in der Entstehungsgeschichte der Insel Yeu vor der Küste der Vendee mit zum Ausdruck: Der Heilige verlangte vom Teufel, er solle eine Brücke schlagen, auf die Entfernung einer Nachtreise, 15 Meilen lang. Um sich Martin auf diese Weise zu verpflichten, wälzte der Teufel alle Felsblöcke der Umgegend, deren er habhaft werden konnte, ins Meer. Bei Tagesgrauen aber bemerkte er, daß eine unbesiegbare unsichtbare Macht ihn an der Vollendung seines Werkes hindere. So wurde aus den vom Satan zusammengetragenen Felsen die Insel Yeu! Noch im Greisenalter arbeitete Sankt Martin emsig und unermüdlich fort; er redete wohl öfter vom „Abreisen“ und „Heimgehen“, aber mit einer Ruhe und Unbefangenheit, als stünde das Ziel seines Lebens noch in weitester Ferne. Im 81. Lebensjahre, am achten November des Jahres 397 gab er seinen Geist während einer Reise in Candes auf.

Bereits um 400 schrieb Martins Schüler Sulpicius Severus sein „Martinsleben“. Ein bedeutender Schriftsteller und ein berühmtes Thema seiner Zeit! Im Gegensatz zur „Chronik“, an der man die guten Quellen, den wirklich historischen Blick und die klassische Darstellung lobend erwähnt, gilt Severus „Martinsleben“ allerdings nur als frommer Roman mit seiner mehrfachen Beteuerung, über Martin nur die Wahrheit zu sagen, weil es damals sogleich an Zweiflern

nicht fehlte. Jedenfalls wurde das Werk des Sulpicius Severus über Sankt Martins Leben ein literarischer Erfolg ersten Ranges und die Buchhändler machten daraus ein gutes Geschäft. Das Büchlein war der begehrteste Artikel seiner Zeit und fand reichlichsten Absatz. Kaum ein Fleck des Abend- und des Morgenlandes, wo man es nicht vorfand. Trotz hoher Angebote war die Nachfrage kaum zu bewältigen. Von Severus hören wir hierzu: „Als ich nach Afrika kam, verschlang es bereits ganz Carthago. Nur ein Priester in der Cyrenaica hatte es noch nicht; ich verhalf ihm dazu. Und erst in Alexandrien! Dort kennen sie das Buch besser, als du selbst es kennen kannst. Ägypten, die nubische Wüste, die Gegenden von Theben und Memphis hat es durchwandert, und sogar in der Wüste traf ich einen alten Mann, der es las . . .“ (Sulpicius Severus, Dialoge II. 17. 4). Als das „Martinsleben“ veröffentlicht wurde, hatte der berufenste zeitgenössische Beurteiler, Paulin von Nola, des Severus Mitschüler bei Martin, nichts auszusetzen. Er schrieb an den Verfasser: „Es wäre dir nicht geschenkt gewesen, Martins Leben aufzuzeichnen, wenn nicht eine reine Empfindung deine Arbeit beseelte“ (Paul. Nol. Ep. 11. 11). Dennoch bekam Severus nicht nur Angenehmes zu hören. So sehr sein „Martinsleben“ vom Volk und den Mönchen gelobt wurde, lehnte er auch die Geistlichkeit ebenso leidenschaftlich ab. Die allzu offene Absicht, den kaum erst Toten zu verherrlichen, verletzte viele hohe Kleriker; dazu war der Gläubigkeit von Martins Gegnern viel zugemutet. Hatte doch die hochgebildete geistliche Gesellschaft sich im Ganzen auch nie in Martins eigentümliches Wesen einfühlen können. So mußte denn beides: Erfolg und Mißerfolg Sankt Martins für Severus ein Ansporn sein, auch den Rest seiner Kenntnisse über seinen Lehrer nicht zu verschweigen. Dabei bewies er großes Können und hatte eine geschickte Hand: er wählte den Brief und Dialog als literarische Form.

Durch Hieronymus (zwischen 340/350 bis 419/420), den Patron der Gelehrten und einen der größten Kirchenväter als Bibelübersetzer (Vulgata) und Vermittler des hebräischen und griechischen Religionsgutes an den römischen lateinischen Erdkreis, war der Kunstbrief, bei dem der Adressat nur der Empfänger der Widmung ist, als Leser jedoch wie beim Buch ein Publikum vorausgesetzt wird, für geistliche Stoffe im lateinischen Westen eben erst klassisch geworden, und mit dem „Dialog“ griff Severus vollends auf eine ciceronianische Ausdrucksweise zurück, die früh in die christliche Literatur eindrang und sich dauernd in ihr erhalten hat. Inhaltlich bedeuten die drei Briefe diejenige Ergänzung zum „Martinsleben“, die notwendig war, um das teilweise noch bei Lebzeiten des Heiligen verfaßte Bild mit einer Schilderung seines Todes abzurunden; sie wollen aber darüber hinaus in ihrer eigenen literarischen Form mehr sein als ein bloßer Nachtrag.

Die Kapelle, die über seinem Grabe — nur mit List und unter dem Schutze der Nacht konnte die sterbliche Hülle Sankt Martins vom Todesorte Candes nach Tours gebracht und so den keineswegs unberechtigten Ansprüchen derer von Poitiers entwendet werden — errichtet wurde, blieb ein halbes Jahrhundert unverändert. Dann wurde sie durch eine große Basilika ersetzt. Als am 4. Juli des Jahres 473 die einbalsamierte Martinsmumie in ein neues Grabmonument gebracht wurde, richtete man die Füße des Heiligen gen Osten. Fast allen Heiligen ist gemeinsam, daß das Andenken nicht nur an ihre Erdentage, sondern auch an den Kultus bei ihrem Grabe sich anknüpft. Das über dem Heiligengrab errichtete Gotteshaus führt den Namen des Heiligen, und nicht nur dieses, sondern auch noch manches andere nah und fern, je nach Verbreitung und Popularität. Die dem Heiligennamen eigene Kraft beruht dabei zunächst einmal auf dem handgreiflichen Unterpfand, dem Heiligen-

leib, und ist imstande, von ihm aus nicht nur das Grab und den Kirchenraum zu einem wundertätigen Ort umzuwandeln, sondern zum anderen auch sich unverändert auf jeden profanen Gegenstand zu übertragen und, auf diese Weise ausbreitend, das ganze Volkswesen zu ergreifen und zu durchwalten. So wie keine andere Begebenheit der Vita des heiligen Martin eine solche Bedeutung erlangte wie das barmherzige Werk der Mantelteilung, wurde in der Martinsverehrung gerade der Mantel Sankt Martins, seine „Capella“, besonders verehrt.

### Der Kult der „Capella“ s. Martini im Fränkischen Reich

Bereits die Merowinger erhoben den Mantel des heiligen Martin zu einer der wichtigsten Reliquien, die weitreichenden staatsrechtlichen Einfluß gewann. Mit der „Capella“ Sankt Martins zogen ihre Könige in die Schlacht, und über dem Martinsmantel wurde bei dem königlichen Gericht sogar der Eid geleistet: „... in palatio nostro super capella domni Martini“. So wurde Martin Nationalheiliger der merowingischen Könige. Die erste sichere Nachricht von einem Kult der capella s. Martini am merowingischen Hofe erhalten wir in einer Urkunde Theuderichs III. vom Jahre 679 und in einer Formel der Sammlung Markulfs (*Monumenta Germaniae Historica* Form. p. 67). Beide Stücke weisen in den formelhaften Partien so große Übereinstimmung auf, daß man eine, wenn nicht unmittelbare, so doch sicherlich mittelbare Abhängigkeit des einen Teiles von dem anderen annehmen muß. Wie tritt uns nun die capella s. Martini in den beiden Dokumenten entgegen? Beides sind Aufzeichnungen über prozesuale Vorgänge, die sich in der Pfalz des Königs abgespielt haben. So lassen beide Überlieferungen erkennen, daß der Mantel-Reliquie Sankt Martins weitgehender rechtlicher Gebrauch zukam. Nach der Formel wird sie im Palatium des Königs aufbe-

wahrt. Noch genauer wird der Aufbewahrungsort in der Urkunde angegeben: sie hat ihren Platz im oratorium, dem Heiligtume, das sich, wie überhaupt auf jeder Villa, so auch bei jedem Palatium des Königs befand. Daß die „Capella“ stets beim königlichen Hofhalte war und mit ihm von einer Pfalz zur anderen zog, wo sie dann zweifellos jedesmal eben in dem oratorium der betreffenden Pfalz ihren Platz fand, geht aus der oben genannten Urkunde Theuderichs III. eindeutig genug hervor. Denn als Achildis gegen den Amalgarius erstmals klagt, daß er ihr einen Teil der Villa Les Batignolles, der ihr durch Erbschaft zukäme, widerrechtlich vorenthalte, hält sich der König gerade zu Compiègne auf. Dort wird auch das Urteil gefällt. Als dann aber Amalgarius zur Eidesleistung wiederkommt, befindet sich die capella zu Luzarches. So muß man annehmen, daß eben der Hof in der Zwischenzeit seinen Sitz von Compiègne nach Luzarches verlegt und die capella Martins dorthin mitgenommen hat. Daß die capella Sankt Martins als Reliquie damals in so hohem Ansehen stand, kann aus der Tatsache erschlossen werden, daß der Eid bei ihr so hohe Bedeutung und Geltung hatte, und sie mit Vorliebe gerade bei den Rechtsverhandlungen des Pfalzgerichtes Verwendung fand. Denn daß dieser Gebrauch häufiger war als wir nach den wenigen überlieferten Zeugnissen annehmen dürfen, dafür bürgt allein schon die Gewißheit, daß der Eid über der capella s. Martini in einer besonderen Formel: „... in palatio nostro capella domni Martini“ geleistet wurde. Als Ergebnis seiner Untersuchung von Zeit und Ort des Ursprungs der „Capella“-Verehrung gewinnt Wilhelm Lüders etwa die Mitte des 7. Jahrhunderts in der Königspfalz („Die Hofkapelle der Karolinger bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts. Capellae auf Königs- und Privatgut“, in, *Archiv für Urkundenforschung*, Zweiter Band, Leipzig 1909, S. 1—100,

S. 10). Die Hausmeier übernahmen den Kult desjenigen Heiligen, der während der merowingischen Herrschaft die Hauptrolle im Frankenreiche gespielt hatte, den des heiligen Martin, indem sie die Verehrung seiner „Capella“ fortsetzten. Auf diese Weise befriedigten sie sowohl die Masse des Volkes — übertraf der Martinskult doch in der Merowinger- und Karolingerzeit an Bedeutung den eines jeden anderen Heiligen — wie ihr eigenes religiöses Bedürfnis. War doch der fränkische Geschichtsschreiber Gregor von Tours (538—594, seit 573 Bischof von Tours) als weiterer Martins-Memoirenschriftsteller und Verfasser der „Historia Francorum“, der ersten nationalen Geschichte, zum Hüter des merowingischen Reichsheiligtums und teilnehmenden Augenzeugen der fränkischen Religionsübung geworden. Bei Gregor von Tours überrascht uns im Vergleich mit Sulpicius Severus die ganz andere Art des Interesses an Sankt Martin. Er ist der geborene Gelehrte. Als Bischof des fränkischen Zentral-Heiligtums, widmet er seinem Vorgänger auf dem Bistums-Stuhl von Tours im ersten Buch seiner „Geschichte der Franken“ zunächst vier wesentliche Daten: Geburt, Ankunft in Gallien, Bischof von Tours, Tod. Neben rein chronologischen Angaben verrät sich Gregor von Tours durch geschichtliche Beiträge als geborener Historiker, so durch seinen Abriss einer Geschichte des Bistums Tours vor und nach Sankt Martin, ferner durch seine allgemeinen Mitteilungen über die Christianisierung, über den Martinsreliquiendienst, worüber uns sonst nichts so eingehend bekannt wäre. Natürlich dürfen auch bei ihm — dem besonderen Zug seiner Zeit entsprechend — die Wundertaten wie Erweckungen von den Toten, Blindenheilungen, Teufels-austreibungen und Teufelskämpfe nicht fehlen: das erste Buch seiner „Martinswunder“ umfaßt so vierzig Nummern, ein zweites folgte bald mit fünfzig, das dritte — mit deren sechzig — folgte in größerem zeit-

lichen Abstand. Ließen die Quellen aus merowingischer Zeit die Verwendung der Martins-Capella bei gerichtlichen Eiden deutlich erkennen, so ist in späteren Überlieferungen, etwa bei Walahfrid Strabo (*Capitularia reg. Fr. II*, 515) und Monachus Sangallensis (*Vita Caroli Magni I c. 4*, *Monumenta Germaniae Historica*, SS. II, 732) überliefert — beide Gewährsmänner gehören allerdings erst dem 9. Jahrhundert an —, daß die fränkischen Könige die „Capella“ oder „Cappa“ Sankt Martins auch in den Krieg mitzunehmen pflegten, in dem Glauben, die Kraft der Reliquie würde mit-helfen, den Sieg zu erringen. Wenn auch zeitgleiche Nachrichten über diesen Gebrauch des Martinsmantels gänzlich fehlen, so dürfte doch den späteren Überlieferungen hinsichtlich dessen, Glauben zu schenken sein. Auch C. A. Bernoulli nimmt die Mitteilung aus dieser Spätzeit, daß die merowingischen Könige sich Martins Mantel in die Schlacht nachtragen ließen, als richtig an („Die Heiligen der Merowinger“, Tübingen, Freiburg i. Br., Leipzig, 1900, S. 225) und auch wir haben uns weiter oben schon in diesem Sinne ausgesprochen. Daß Sankt Martin schon sehr früh von den Frankenkönigen als Verleiher des Sieges angesehen wurde, läßt auch deutlich eine Stelle der „Historia Francorum“ Gregors von Tours (*II c. 37*) erkennen: als Chlodwig durch das Gebiet von Tours gegen die Westgoten zieht, verbietet er, um die Hilfe Martins zu erlangen, jede Plünderung; als sich trotzdem ein Krieger gegen sein Gebot vergeht, tötet er ihn eigenhändig mit den Worten: „Ubi erit spes victurias, si beato Martino offendimus?“ Ferner sendet Chlodwig Boten mit reichen Geschenken nach Tours und als diese in der Basilika des Heiligen ein günstiges Vorzeichen erhalten, zieht er getrost in den Kampf. Reiche Schenkungen an die Kirche Sankt Martins sind nach gewonnenen Kriegen des Königs Dank für die geleistete Hilfe. Sogar als Beschützer der Person des Königs tritt Martin

bei Gregor, *Historia Francorum* (V c. 25) auf: „Guntchramnus vero, cum super se mortem cerneret inmineri, invocato nomen Domini et virtutem magnam beati Martini, elevatoque contu, Dracolenum artat in faucibus“. Wenn auch diese Mitteilungen nicht sicher verbürgt sind, so geben sie doch zum mindesten für die Zeit Gregors von Tours die herrschenden Anschauungen wider. Wir haben deshalb gar keinen Grund, an den Angaben Walahfrid Strabos und des Monachus Sangallensis zu zweifeln, zumal durch gleichzeitige Zeugnisse ein Kult der „Capella“ in den merowingischen Pfalzen nachgewiesen ist. Nur kann der Brauch, den Martinsmantel in die Schlacht mitzunehmen zur Erlangung des Sieges, nicht eher entstanden sein als der Kult der „Capella“ in der Pfalz überhaupt, also keinesfalls vor dem Jahre 600, sondern erst im Laufe des 7. Jahrhunderts. Wenn eine Reliquie Martins im Kampfe den Krieger vorangetragen werden sollte, so ist es nur zu leicht verständlich, daß man an die „Capella“ dachte: stand doch im Mittelpunkt aller Legendenüberlieferung des Martinskultes die Mantelteilung vor dem Tor von Amiens. Sankt Martin hatte so während des ganzen Mittelalters im westlichen Abendland eine beispiellose Verehrung auf sich gezogen, mit der nur noch Sankt Petrus, der Erzengel Michael und die Muttergottes gleichzusetzen sind. Und am Ende des Mittelalters galt mehr denn je das Wort Gregors von Tours, Martin sei der „Spezialheilige der ganzen Welt“ (Gregor, *Historia Francorum* Mart. IV. prol.). Kein Wunder also, daß sich um das Reichsheiligtum des Martinsgrabes im Laufe der Zeit alle anderen Martinsgebäude, die besonderen Diener des Martinskultes in Gestalt der ersten „Capellani“, und alle Martinsgebräuche überhaupt angesetzt haben. Die Frage, ob ein Zusammenhang zwischen der capella s. Martini und der karolingischen Hofkapelle besteht, ist von den meisten Historikern in bejahendem Sinne be-



*Sankt-Martinskirche zu Oberlauda*

Foto: Gernot Umminger, Freiburg

antwortet worden. Das erste unzweifelhafte Zeugnis für das Vorhandensein der „Capellani“ — dies waren die besonderen Hof- und Feldgeistlichen, denen die Pflege der so kostbaren Reliquie der „Martins-Capella“ unterstand — findet sich in einer Schenkungsurkunde Karl Martells für Saint-Denis aus dem Jahre 741. Hier wird unter den Zeugen auch ein „Audoenus cappellanus“ genannt. Eine spätere Nachricht des Walahfrid Strabo behauptet dann bereits den Zusammenhang zwischen der Martinsreliquie und den „Capellani“ ohne weiteres, und wir können aus dieser Überlieferung den Charakter der Obliegenheiten der „Capellani“ in dieser Zeit deutlich erkennen. Walahfrid sagt: „Dicti sunt autem primitus cappellani a cappa beati Martini, quam reges Francorum od adiutorium victoriae in proeliis solebant secum habere, quam ferentes et custodientes cum ceteris sanctorum

reliquiis clerici cappellani coeperunt vocari“ (Capitularia reg. Fr. II, 515). Die Hauptpflicht der „Capellani“ ist also die Fürsorge für die in den Krieg mitgeführten Reliquien, insbesondere eben die Pflege der „cappa beati Martini“! Ob sie darüber hinaus auch noch weitere geistliche Funktionen zu erfüllen hatten, wie sie ein wichtiges Kapitular Karlmanns vom Jahre 742 nennt — dasselbe geht auf die Anregung des Bonifatius zurück und befaßt sich mit der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse im Frankenreiche — läßt sich nicht so ohne weiteres entscheiden. Wahrscheinlich ist es, denn soweit diese „Capellani“ die Priesterweihe hatten, besaßen sie zweifellos auch das Recht, die Messe zu zelebrieren und Beichte zu hören.

Jedenfalls erfährt die Nachricht Walahfrid Strabos aus dem 9. Jahrhundert bis zu einem gewissen Grade durch das Kapitular Karlmanns von 742 ihre Bestätigung. Wenn in dem Kapitular Karlmanns auch die „Capella“ Martins nicht ausdrücklich genannt wird, so erscheinen die „Capellani“ doch wenigstens als die Hüter der Reliquien, die in den Krieg mitgeführt wurden. Daher haben wir keinen Grund, an Walahfrids Angabe, daß die „Capellani“ geradezu von der „Capella“ Martins ihren Namen erhalten hätten, zu zweifeln, zumal ja nachgewiesen ist, daß diese in der merowingischen Pfalz eine sehr geachtete Stellung einnahm und gerade auch mit besonderer Vorliebe zur Verleihung des Sieges in die Schlachten mitgenommen wurde. Daß ein solches herausragendes Reichsheiligtum eigene Schützer und Hüter erhielt, und diese dann endlich davon auch ihren Namen bekamen, ist ein nur allzu leicht verständlicher Vorgang. Damit ist die weiter oben angeschnittene Frage, ob ein Zusammenhang zwischen der capella s. Martini und der karolingischen Hofkapelle besteht, auch von uns bejahend beantwortet. Der enge Zusammenhang zwischen der Martins-Mantel-Reliquie und der späte-

ren karolingischen Hofkapelle ist aufgewiesen, und die Entwicklung steht klar vor unseren Augen. Dabei müssen wir aber doch sehen, daß es erst die Karolinger gewesen sind, die den entscheidenden Einfluß auf diese Entwicklung von der Martins-Reliquie zur Hofkapelle ausgeübt haben. Das eigentliche für die Folgezeit fruchtbare Moment dieser Bewegung ist nicht so sehr in der Übertragung der Bezeichnung „Capella“ vom Martinsmantel auf die Pfalzatorien zu sehen, sondern vielmehr in der bewußten Ausbildung, die das karolingische Herrschergeschlecht den Hütern dieses Reichsheiligtums gab — eben den „Capellani“!

### Die Bedeutung der Martinskirchen im badischen Frankenland

Kein anderes fränkisches Heiligtum hat je Sankt Martin von Tours den Rang abgelaufen. So war denn auch die Martinsmission Reichsmission und die Kirchen des vornehmsten Heiligen der Franken Sankt Martinus zeigen den Weg der Christianisierung unseres badischen Frankenlandes ganz besonders deutlich auf. War Sankt Martin in Gallien als Vorkämpfer des wahren Glaubens — seit der Festsetzung der arianischen Westgoten und Burgunden dort — durch seinen Kampf gegen das Arianertum das verbindende Element zwischen den christlichen Romanen und dem Frankenreich, so brachten den Franken, zum Teil noch nicht völlig vom Heidentum losgelöst, andere Momente, Äußerlichkeiten zwar, den Reichsheiligen nahe. War Sankt Martin doch gewesen, was sie waren: Krieger, Kämpfer, kein nur duldender Märtyrer-Bischof. Er glich in zwei bedeutenden Zügen ihrem alten Gott Wotan: als Reiter auf edlem Roß mit dem Schwert umgürtet und als Träger eines berühmten Mantels. Der aus Ungarn stammende und im Jahre 580 verstorbene Erzbischof Martin von Bracara in Portugal rühmt den Heiligen von Tours in einem Gedicht: „Mancherlei wilde Völker gewinnt

du unter Christi milden Bund. Alemannen, Sachsen, Thüringen, Ungarn, Rugier Slaven, Naren, Sarmaten, Daten, Ostgoten, Franken, Burgunder, Dacier und Alanen freuen sich unter deiner Führung Gott erkannt zu haben. Deine Wunderzeichen bewundernd, hat der Sueve gelernt, auf welchem Wege er wandeln soll.“ Mag nun bei den meisten der aufgezählten Völkerschaften die Martinsmission nur in der Einbildung dieses begeisterten Martinsjägers stattgefunden haben, so trifft seine Mitteilung eben doch gerade auf die Alemannen und Franken in unserer engeren badischen Heimat zu: das den Alemannen nach 496 abgenommene, von Franken besiedelte Land wurde als Krongut betrachtet. Die Ansiedler hatten dem König die Osterstufe zu entrichten und in Ostfranken — dem ja das heutige badische Frankenland zugehört — wurden die amtlichen Sammelstellen Königshöfe genannt, ein noch heute häufiger Ortsname. Als treffendstes Beispiel unseres heimatlichen Raumes sei das tauberfränkische Königshofen genannt, und dort finden wir denn auch bezeichnenderweise — wie bei allen Krongütern — eine frühe königliche Eigenkirche, die um das Jahr 722 vom heiligen Bonifatius zu „Kunegeshobe“ als Martinskirche zur Ehre des fränkischen Reichsheiligen geweiht wurde. Eine vorläufige Regelung der Eigenkirchenfrage hatte unter Karl dem Großen durch eine Anzahl von Kapitularien, namentlich aber auf der Frankfurter Synode 794 stattgefunden. Gleichwie alle Fiskalkirchen besaßen sie den schon seit langem für die Bevölkerung der Krongüter bestehenden Fiskalzehnten. Durch das „Capitulare de villis“ erhielten sie dann auch noch den kirchlichen Zehnten, den die Pfarrkirchen unter ihnen schon immer besessen hatten, in ihrer Gesamtheit von den Insassen der königlichen *fisci* zuerteilt, soweit dadurch nicht etwa die Rechte anderer Kirchen beeinträchtigt wurden. Die an den königlichen Eigenkirchen den Gottesdienst ver-

richtenden Geistlichen, die sehr oft gerade aus der karolingischen Hofkapelle hervorgegangen, wurden vom König bestellt. Der König war, wie es schon seit alten Zeiten gehandhabt und auch durch die Bestimmungen Karls des Großen von neuem festgesetzt wurde, unbedingter Herr über die Verwendung seiner Eigenkirchen, auch wenn der Bischof die Aufsicht darüber hatte. Und wo die Hoheit der Frankenkönige galt, da herrschte als Patron ihrer Königskirchen Sankt Martin. „Sankt Martin ist der Ausdruck des siegreich christianisierenden Frankentums gegenüber den anderen deutschen Stämmen“ betonte Gustav Bossert, der die Ergebnisse seiner Studien zur Patrozinienforschung aus Franken — zunächst in drei Studien „Schwäbische Kronik, Beilage zum „Schwäbischen Merkur“, Stuttgart 1887, S. 817, 1133, 1985 — veröffentlichte und dann in 54 Thesen zusammenfaßte. (Blätter für württembergische Kirchengeschichte, N. F. 15, 1911, S. 97—103.)

Als evangelischer Geistlicher schaute Bossert wesentlicher auf die Einführung des Christentums und die Mission unter den deutschen Stämmen, dagegen lag ihm die andere bedeutende Frage, in welchem Verhältnis die Martinskirche als Ausdruck des fränkischen Königtums zu anderen Einrichtungen und Schöpfungen der fränkischen Staatsgewalt stand, fern. Die Forschungen der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte haben hier allerdings auch nie tief angesetzt, sondern sich stets mit der Feststellung des engen Zusammenhanges zwischen Martinskirche und Königsgut zufrieden gegeben. Wilhelm Deinhardt, der katholische Theologe, hat den durch seinen vorzeitigen Tod unvollendet gebliebenen Untersuchungen immerhin seine Habilitationsschrift „Frühmittelalterliche Kirchenpatrozinien in Franken. Studien zur Frühgeschichte der Diözesen Bamberg und Würzburg“, Nürnberg 1933, vorausschicken können und dort die Seiten 7—33 „Martin“ gewidmet.

Deinhardt hat das damals gültige Forschungsergebnis auf die Formel gebracht: „Die Eigenkirchen der fränkischen Könige, die auf ihren Herrschaftsgütern entstehenden Kapellen — das Wort Kapelle erinnert ja selbst an den Martinskult — waren in der Regel dem Reichspatron zugeeignet. Da nach fränkischen Grundsätzen befestigte Königshöfe im neu eroberten Gebiet als Stützpunkte des Verwaltungsorganismus, als Sammelstellen der Abgaben wie als Zellen wirtschaftlicher Entfaltung angelegt wurden, sind die in Verbindung mit den fränkischen Königshöfen errichteten Martinskirchen gewöhnlich die ersten Wahrzeichen der christlichen Mission in den von den Franken der Kultur erschlossenen Ländern. Die Glaubensboten, die aus dem fränkischen Westen in die dem Reiche neu gewonnenen Gebiete kamen, haben sicher in ihren Predigten die Lebensgeschichte des Hauptheiligen ihrer Heimat verwertet und seinen Kult, teilweise schon als Gegengewicht gegen heidnischen Götterdienst, gefördert.“ Die Martinskirche war in der Regel — darin stimmen alle überein — „fränkische Königshofkirche“, „königliche Eigenkirche“, „Eigenkirche des Reiches“, „Fiskalkirche“. Für die Bevorzugung des Martinstitels an Eigenkirchen des fränkischen Reiches und in Gotteshäusern fränkischer Zeit überhaupt, hat dann Helmut Weigel den Ausdruck „Königsdomänenkirche“ geprägt („Das Patrozinium des hl. Martin“, in, Studium Generale, 3. Jahrgang, Heft 2/3, März 1950, Berlin, Göttingen, Heidelberg, S. 145—155, bes. S. 148). In dieser Forscherreihe hat Weigel als letzter nochmals die Ansicht aller hervorgehoben: „Die Königsdomänenkirche St. Martin war Eigenkirche des fränkischen Herrschers; . . . Sie erstand überall auf Königsbesitz, auf Reichsboden . . . Adelige Eigenkirchen zu St. Martin werden gleichfalls als Königskirchen entstanden sein. Sie sind entweder von Grafen und Markgrafen (als Hundertschaftskirchen) oder von Beamten der Forestis (als

Königsdomänenkirchen) in königlichem Auftrag errichtet und besetzt worden und dann auf dem Weg des Gewohnheitsrechtes zu adeligen Eigenkirchen geworden; oder sie kamen durch königliche Vergabung oder durch gewaltsame Aneignung in die Hände adeliger Geschlechter. Auch bischöfliche und klösterliche Eigenkirchen mit dem Martinpatrozinium werden, auch wenn wir es nicht mehr nachweisen können, ursprünglich Eigenkirchen des Königs und des Reiches gewesen sein. St. Martin ist innerhalb der Grenzen des Frankenreiches besitzanzeigend für das Reich und den König“ (Weigel, in, Studium Generale, 3, 1950, S. 150). Die frühe — noch von Bonifatius geweihte — königliche Eigenkirche von Königshofen im Tauberland (chuningshaoba in pago Dubraguinse — der Umfang der Urfparrei deckte sich wohl mit dem des Königsgutes, auf das ja schon der Ortsname eindeutig genug hinweist), haben wir als bedeutende Martinskirche des badischen Frankenlandes schon weiter oben herausgestellt. Als weitere frühe Beispiele seien Schweigern im Schüpfergrund bei Boxberg (soagra in pago sc. Dubraguinse; die wiederholt versuchte Beziehung der verschollenen Martinsbasilika, die in der Überlieferung wie an Denkmälern sonst keine Spur hinterlassen hat, auf Schwaigern, Oberamt Brackenheim im Zabergäu, ist wegen der eindeutigen Bezeichnung des Gaus verfehlt!), Heilbronn-Sontheim, Lauffen am Neckar (villa Hlauppa 822, Loufin 889; gleichzeitig mit der Martinskirche wurde auch der Zehnt vom Königshof Lauffen, der wohl an Stelle der erhaltenen Königspfalz auf einer Felsinsel im Neckar lag, dem Bistum Würzburg überwiesen. Die Stätte der alten Martinskirche ist im Osten der Lauffener Altstadt zu suchen), Neckar-elz (773 Alantia; Königsgut daselbst ist aus einer Schenkung an das Hochstift Worms aus dem Jahre 976, vom 15. November, nachzuweisen) und Osterburken (villa Burchaim in Pago Uninegardisueeiba; in römi-

scher Zeit lag hier am Limes das Kastell, das den Ausgangspunkt einer Straße an den Neckar deckte, und in seinem Schutz eine bürgerliche Niederlassung. Nach fränkischem Recht wurde römisches Eigentum Fiskalgut und so wurde die Martinskirche wohl bald nach der Besetzung des Baulandes durch die Franken gegründet. Das ursprüngliche alte Martinspatrozinium ist im Laufe der Zeit — wie so oft im Odenwald, Bauland und Taubergrund — durch den heutigen Titel Sankt Kilian abgelöst, herausgestellt. Sankt Martinus, der Reichsheilige der Franken, gefolgt von Sankt Kilian, dem „Winzerschutzherrn“, und seinen Gefährten Kolonat (Priester) und Totnan (Diakon) wurde der Geistliche Herr auch der fränkischen Neulande. Martinskirchen zeigen uns vor allem den Weg der durch Bonifatius getragenen fränkischen Christianisierung in unserem heimatlichen Frankenland. Hier muß natürlich auch noch Sankt Lioba, die Äbtissin von Tauberbischofsheim — auch die Stadtkirche von Tauberbischofsheim ist Sankt Martin geweiht —, genannt werden, deren Grab sich auf dem Petersberg bei Fulda befindet. Die katholische Pfarrgemeinde in Tauberbischofsheim hat am 30. September 1967, dem Tag der heiligen Lioba, die Konsekration der Sankt-Bonifatius-Kirche durch Weihbischof Gnädinger begangen. Die moderne Zeltdach-Konstruktion steht auf einem Gelände, das Spuren menschlichen Lebens bis in die frühgeschichtliche Zeit zurück aufweist. Außerdem hat hier vor über hundert Jahren das Gefecht im deutschen Bruderkrieg am 24. Juli 1866 zwischen preußischen sowie süddeutschen und österreichischen Truppen stattgefunden. Die Sankt-Bonifatius-Kirche, die nach den Plänen von Regierungsbaumeister Diplomingenieur Erwin van Aaken aus Würzburg gebaut wurde, soll nach nunmehr 1200 Jahren eine Würdigung des heiligen Bonifatius sein, der in „Biscovesheim“ an der Tauber ein Frauenkloster gebaut, seine Nichte Lioba von England herübergerufen und zur Äbtis-

sin eingesetzt hatte, und unter deren Hand „Biscovesheim“ zum Mittelpunkt christlichen Schaffens und Denkens, zu einer Wirkungsstätte fränkischer geistlicher Kultur geworden ist. Mit zu den ältesten Martinskirchen des tauberfränkischen Raumes zählt die in den letzten Jahren vorteilhaft erweiterte Sankt-Martins-Kirche zu Oberlauda. Gehörte doch die erste Kirche von Oberlauda zu denen, deren Gründung und Weihe im Jahre 752 (Königshofen 722) dem heiligen Bonifatius zugeschrieben wird. Eine Güterschenkung des Sibito von Luden an das Kloster Lutzelen Luden, die 1209 von Bischof Otto von Würzburg bestätigt wurde, ist wohl auf eine kirchliche Körperschaft in Oberlauda zu beziehen. Wohl kann die lokale Überlieferung hinsichtlich der Weihe der Oberlaudaer Martinskirche nicht bewiesen werden, jedenfalls hat aber die dortige Martinskirche ein hohes Alter. Nach der Beschreibung der Schulgefälle des Amtes Lauda von 1669 (Archiv Amorbach) enthielt eine Tafel im Chor der Pfarrkirche folgende Verse: „Hanc aedem Martyr Bonifatius archisacerdos / nempe dedicavit tempore quo deguit / rex nobilis pipinus confessoris (in) honore / Martini. Veniam hic qui petit accipiet / quamque restauravit Humbertus presbyter ecce / tempore instante quin ludovici regis. 1230.“ Die bisherigen Erklärungsversuche scheiterten daran, daß man Humbertus als den Ortsgeistlichen von Oberlauda auffaßte und unter Ludovicus rex entweder Ludwig IX. von Frankreich (!), der 1226 bis 1270 regierte, verstand, oder die Jahreszahl mit Rücksicht auf Kaiser Ludwig den Bayern (1314—1347) in 1330 verändern wollte (vgl. hierzu auch, Die Kunstdenkmäler Badens, IV 2, 122 und die dort angegebene Literatur). Bischof Humbert von Würzburg regierte 832/33 bis 842. Im Jahre 1614 wurden erstmals Langhaus und Turm der mittelalterlichen Kirche von Oberlauda vergrößert und erhöht unter Bischof Julius Echter von Würzburg. 1782 wurde dann

wegen Baufälligkeit diese Kirche abgerissen und durch den heutigen Bau ersetzt. Es war dies bis zum jüngst fertiggestellten Erweiterungsbau eine einfache Saalbauanlage mit angehängtem eingezogenem Chorraum, dem vor allem der Dreiklang der spätbarocken, schon an der Grenze zum Empire stehenden Altäre eine bei aller Intimität festliche Wirkung verlieh. Vor allem in den Formen seines Außenbaues zeigt sich diese nur kurzlebige Spätphase des Barock, der „Zopfstil“, ganz deutlich. Als das Erzbischöfliche Bauamt Heidelberg im Jahre 1956 den Auftrag erhielt, eine Erweiterung der inzwischen wieder viel zu eng gewordenen Kirche zu planen — schon im Jahre 1900 war sie erstmals beabsichtigt —, galt es, nicht nur eine möglichst große Anzahl von Sitzplätzen zu gewinnen, sondern auch den Raum und den Baukörper durch die neuen Hinzufügungen nicht aus seinem Gleichgewicht und seiner Harmonie zu bringen. Architektonisch konnten die Neubauteile dem Bestehenden weitgehend angeglichen werden, indem zwischen den Chor und das alte Schiff ein Querhaus von zehn Meter Breite und rund achtzehn Meter Länge eingefügt wurde, so daß der Gesamtbau jetzt im Kirchenschiff 430 Sitzplätze aufweist. So wie sich, „von den Felsen“ herab gesehen, das Oberlaudaer Sankt-Martins-Kirchlein lieblich eingebettet zwischen Feldern, Wiesen und Wald — nicht zu vergessen den Weinbergen — zeigt, wird wohl jeder unbefangene Betrachter keine Nachteile der Erweiterung und vor allem keine Nahtstelle erkennen und zugeben, daß Baukörper und Turm noch durchaus ausgewogen und organisch in der Dorflandschaft stehen. Weitere Martinskirchen finden wir noch in Königheim, Kilsheim, Mondfeld, Böttigheim, Gamburg, Kleinrinderfeld, Bürgstadt (bei Miltenberg), ja sie reichen weiter bis zu der ebenfalls Würzburgischen Kirche Helmstadt mit ihren Filialen Neubrunn und Kembach, wo wir überall auch durchaus den Eindruck früher Entstehung

gewinnen. Das Tauberland weist mit den relativ größten Anteil sehr alter Martinskirchen im badischen Frankenland auf. Nicht vergessen werden dürfen die beiden wiederum Würzburgischen Odenwald-Martins-Kirchen von Steinbach bei Mudau und Schneeberg. Man muß schon weit durch das badische Frankenland wandern, bis man eine so schöne und altehrwürdige Kirche findet wie die Sankt-Martins-Kirche zu Steinbach. Der frühere Freiburger Archivrat Peter Paul Albert hat in seiner Ortsgeschichte von Steinbach gerade auch dem malerisch an einem sanften Hang gelegenen Kirchlein eine eingehende Untersuchung und Würdigung zukommen lassen. Ein wahres Kleinod abseits der großen Straßen ist hier verborgen, denn aus den eingemeißelten Steinmetzzeichen hat Albert den Baumeister dieser alten Martins-Kirche erkannt: Hans Eseler von Amorbach, aus der berühmten fränkischen Steinmetzspitze der Eseler von Alzey stammend. Peter Eseler war um das Jahr 1400 Dombaumeister zu Mainz. Nikolaus Eseler, geboren um 1415, Vater des Steinbacher Meisters, erbaute die herrliche Sankt-Michaels-Kirche zu Schwäbisch-Hall mit ihrer mächtigen Freitreppe, die stolzen Sankt-Georgs-Kirchen zu Nördlingen im Ries und Dinkelsbühl, auch am Bau der gotischen Sankt-Johannes-Kirche in Crailsheim war er beteiligt. Später war er „oberster Werkmeister“ des Kurfürsten in Mainz. Solcher großer Meisterfamilie also entstammt der Steinbacher Meister. Hans Eseler, der um 1450 geboren und um 1470 als „Polier“ zu Mainz angenommen wurde, siedelte schon früh nach Amorbach über, wo er eine rege Bautätigkeit entfaltete. 1475 schuf er die mainzische Kanzlei in Amorbach, vier Jahre später die Kirche von König im Odenwald, kurz darauf die neue mainzische Amtsvogtei in Amorbach; um 1490 baute er an der Michelstadter Kirche. Im Jahre 1494 schuf er das Steinbacher Kirchlein (eingemeißelte Jahreszahl!), 1498 die Grabkapelle an der

Jakobskirche in Adelsheim. 1506 dürfte der Meister, der Architekt und Bildhauer in einer Person war, gestorben sein. Brüder von ihm waren wohl 1519 — wie aus Steinmetzzeichen zu ersehen ist — beim Bau der Limbacher und Mudauer Kirchen und 1514 bei der Erweiterung des Steinbacher Kirchleins tätig. Auch die Beerfelder Kirche stammt von einem Angehörigen der Steinmetzspitze Eseler. Wenn wir das Steinbacher Martinskirchlein umwandern, dessen Formen ganz von der Anmut spätgotischer Baukunst getragen sind, so finden wir eine besonders schöne Darstellung der Sankt-Martins-Mantellegende im fein ziselierten Maßwerk eines Chorfensters der Südwand. Wir spüren hier, daß jene Hand am Werk war, die auch den prächtigen betenden Ritter von Adelsheim schuf. Als weiteres ehrwürdiges Sankt-Martins-Heiligtum bleibt noch die uralte Zeuterner Sankt-Martins-Kirche zu erwähnen, die neben dem am Martinstag des Jahres 1962 benedizierten modernen Kirchenbau erhalten blieb. Hier im Kraichgau ist das Martinspatrozinium wiederum sehr alt — im Gegensatz zum erst spät besiedelten Odenwälder Steinbach —, weist der Turm auch nur die Jahreszahl 1409 auf, so ist doch schon im neunten Jahrhundert zusammen mit einer Frühmesserei eine Kaplanei für Zeutern beurkundet.

### Sankt Martin im volkstümlichen Brauchtum

Neben Sankt Nikolaus ist wohl Sankt Martin der volkstümlichste Heilige. Schon an seine Wahl zum Bischof von Tours knüpft die Volksüberlieferung an: Martin hielt sich nicht für würdig, eine solch hohe Stellung einzunehmen. Als die Gesandtschaft kam, um ihm seine Wahl mitzuteilen, soll er sich in einem Gänsestall versteckt haben. Aber das Geschnatter der Gänse verriet ihn den ihn Suchenden. Ein Simrocksches Martinslied vermeldet uns darob:



*Die Weinbaugemeinde Zeutern im Kraichgau führt die Mantelteilungsszene im Gemeindegewapp und in den holzschnitzten Ortschaftsschildern*

Foto: Gernot Umminger, Freiburg

„Daß doch auch gerochen sei  
Dieser Gänse Buberei,  
Schlachtet er sie allesammen,  
Brät sie dann in heißen Flammen“.

Daß diese Volkslegende keine historische Wahrheit beinhaltet, haben wir ja schon weiter oben in der Lebensbeschreibung Sankt Martins aufgewiesen, und so brauchen wir zu dieser Volksdeutung nichts zu erklären, außer, daß der Heilige schon sehr früh auch zum Urheber der großen lustigen Kirchweihfeste mit dem Schmaus der „Martinsgans“ wurde. Und dann merken wir schon, woher dieser Zug des Volksdenkens kommt! Letztlich ist die „Martinsgans“ wohl doch nichts anderes als eine Fortsetzung der alten heidnischen Opferschmäuse; dabei kommt aber dem Gänsetier durchaus keine symbolische oder historische Bedeutung zu. Vielmehr gedeiht eben die Gans gerade um den Martinstag besonders prächtig und bildet dann mit dem „Martinshorn“, dem „Martinswein“ und dem „Martinsbrot“ die wahre „Martinslust“! Übrigens müssen deutsche Gänse schon bei den Römern berühmt gewesen sein, denn Plinius kannte den deutschen Namen. Ein Martinsbrauch war schon früh, ihm als Patron der Reisenden, an der Tür einer Martinskapelle, an der man vorbeiritt, ein Hufeisen als Votivgeschenk anzu-

nageln. Hatte diese Seite von Martins heiliger Schutzherrschaft noch in Martins Lebensgeschichte ihren Rückhalt, und ist es auch durch die Mantellegende begründet, wenn Schneider und Tuchmacher und auch die Tuchhändler des Mittelalters ihre Zunft in Martins Obhut befahlen, so findet dagegen sein Patronat über die Getränke — besonders den Wein — und jede Art von Weingewerk keine einleuchtende biographische Erklärung. Immerhin ist diese Beziehung schon sehr alt: bereits im sechsten Jahrhundert verehrte man bei Tours einen Weinstock, den Sankt Martin gepflanzt haben sollte! (Gregor von Tours, Confess. 10). Ein armer durstiger Fährmann, der an Epiphaniens nichts zu trinken hatte, wandte sich an Sankt Martin: „O heiliger Martin verschaffe mir doch heute zum Festtag ein Glas Wein, daß ich nicht allein nüchtern zu bleiben brauche, wenn die andern sich's schmecken lassen.“ Früh schon führte die Pariser Genossenschaft der Wein- und Rebleute Sankt Martins Bild in ihrem Schilde mit den Spezialattributen des Schlüssels und der Glocke. „Zum Großen Sankt Martin“ nannten sich in Frankreich deshalb viele Gasthäuser. Weiter ist an vielen Wechselfällen fröhlichen Zechens und Genießens sein Name in zahlreichen sprichwörtlichen Redewendungen hängen geblieben: „faire la Saint-Martin“ (sich etwas leckeres zu Gemüte führen), „martiner“ (über den Durst trinken) und „le mal de Saint Martin“ (der Rausch)! Besonders populär wurden auch der Stock und Esel des Heiligen. Man erzählt: „Einst wanderten Sankt Martin und Sankt Maximin von Trier einträchtig nach Rom. Martin ist gegangen, Speise zu kaufen, und Maximin, der den Esel des Freundes hüten sollte, war eingeschlafen. ‚Wo ist unser Esel hingekommen?‘ fragte Martin, als er zurückkam. Es stellte sich heraus, daß ein Bär jenen gefressen hatte! Man ließ den Bären kommen und hielt ihm eine Strafpredigt. ‚Da du so dumm warst, diesen armen Esel, der

unser Gepäck trug, aufzufressen, wirst du nun so gut sein, und ihn ablösen‘, sagte Martin zuletzt. Wohl oder übel mußte der Bär gehorchen und trug ihr Reisebündel geduldig nach Rom.“ Viele Quellen sollen durch den Stock des heiligen Martin aus dem Boden geklopft worden sein. Dieser Stock ist auch geradezu sprichwörtlich geworden, so daß er durch den Namen Martins allein bezeichnet wird: „Par mon martin“ war ein kräftiger Ausdruck den mit Vorliebe Jeanne d'Arc gebrauchte und bedeutete: „Bei meinem Stecken!“ Das mythische Herbstpferd hieß „Martinspferd“, auch sein Huf drückt sich in unzähligen Steinen ab, und der gewaltige Martinsmantel wird beim wilden Jäger oft gesehen, der dann Junker Märten heißt und seine wilde Jagd „Martinsgestampe“. Man trank „Martinsminne“ und brannte „Martinsfeuer“ und sprach von „Martinsgerste“ und „Martinshammer“ — in Anlehnung an Thors Hammer! Mythisch ist einmal auch der Martinsvogel gewesen, auf dessen Flug und Gesang man achtete — dieser darf aber nicht mit der viel einfacher zu erklärenden „Martinsgans“, die wir weiter oben schon anführten, verwechselt werden. Weiter ist der bärtige Begleiter des Sankt Nikolaus, der zur Zeit der kürzesten Tage die Armen und die braven Kinder beschenkt und besucht, keineswegs nur der „Klaus“ oder „Ruprecht“, sondern gerade im main- und tauberfränkischen Raum und in Schwaben der „Pelzmärtle“, in Bayern „Pelzmartle“ und in Norddeutschland auch das „Martinsmännchen“. Etwas ganz Besonderes hat die alte Kurpfalz beiderseits des Oberrheins in dieser Hinsicht zu bieten: das Martiniweibchen. Vor allem in Ludwigs-hafen und seinen Vororten ging es von Haus zu Haus und nahm die bösen Kinder in einem großen Sack mit (vgl. hierzu Karl Kleeberger, „Das Martiniweibchen in der Pfalz“, Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 6. Jahrgang 1932, Bühl-Baden, S. 42 bis 44) und parallel zu dieser linksrheini-

schen Gestalt war in der rechtsrheinischen Schwesterstadt Mannheim ebenfalls ein Kinderschreck, das „Martiniweiwel“ bekannt (vgl. hierzu Liese Behr, „Volkskundliches aus Mannheim und seinen Vororten“, Badische Heimat 1927, S. 278). Früher begann ja die Adventszeit allgemein sechs Wochen vor Weihnachten, so daß der erste Sonntag im Advent gleich auf den Martinstag fiel, der auch immer schon das bäuerliche Jahr schloß. Seine alte Bedeutung als Zins- und Lostag hat Sankt Martin in unseren Tagen so gut wie verloren, auch wenn noch oft, hier und dort, am 11. November, das bäuerliche Pacht- und Wirtschaftsjahr abgeschlossen und die Dienstboten gewechselt werden. Lebendig geblieben ist aber vielorts die beliebte „Martinikerwe“! Einst konnte man dabei hören: „Bei fetter Gans und Saft der Reben, laßt den heiligen Martinus leben!“ Von einer „Martinsgans“ hören wir zuerst im 12. Jahrhundert: nach den Korveier Annalen, die zwar erst im 15. Jahrhundert entstanden sind, aber auf gute zuverlässige Quellen zurückgehen, schenkte im Jahre 1171 Othelricus von Svalenberg den Mönchen des Klosters am Feste des heiligen Martin eine silberne Gans. Noch andere ältere Nachrichten führen an: J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie 1, 47, 1852 und U. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht, 1884, S. 232. Wenn also im Jahre 1171 den Mönchen eine silberne Gans geschenkt wird, dürfen wir ohne weiteres annehmen, daß schon früher eine wirkliche Gans verspeist worden ist zum Martinstag; dies ist dann auch tatsächlich in einer großen Zahl von eigenen „Martinsgansliedern“ seit dem 14. Jahrhundert sicher belegt, die zuerst von Simrock gesammelt und anonym herausgegeben wurden unter dem Titel: „Martinslieder, hin und wieder in Deutschland gesungen von Alten und von Jungen zu Ehren des bescheidenen Manns (bei einer wohlgebratenen Gans), mit zweier Vorberichten,

die manches Dunkel lichten, in Druck gegeben säuberlich durch Anserinum Gänserich. Bonn gedruckt in diesem Jahr, da der Wein geraten war“. Wie es einst dabei zunging, berichtet uns ein Chronist: „Ernstlich loben sy Sanct Martin mit guotem Wein und genießen bis sey voll werden, unselig ist das Hauß, das nit auf der Nacht ein gans so eßen hat, da zapfen sy yre neiuwen Wein an, die sy bisher behalten haben...“ Es ist nicht verwunderlich, daß an der Schwelle zum Winter der Sankt-Martins-Tag auch ein wichtiger Lostag für das Wetter ist. In moderner Anlehnung an die Mantellegende des Heiligen ist zu hören: „Sankt Martin teilt keine Mäntel mehr aus, bringt dafür den Winter ins Haus...“ Weiter lautet ein Spruch: „Sankt Martin kommt nach alten Sitten, gern auf dem Schimmel angeritten...“ Den Schimmel des heiligen Martin deutet man dabei dann gerne als den ersten Schnee des kommenden Winters. Wenn aber die Tage um den 11. November besonders hell und klar sind, sagt man: „Bringt Martini Sonnenschein, tritt ein kalter Winter ein...“ Und zu guter Letzt heißt es auch noch: „Ist zu Martini Laub an Bäumen und Reben, soll's einen strengen Winter geben...“ Aus dem Rheinland kam der Brauch des Martinsumzuges der Kinder zu uns. Mit viel Liebe, Phantasie und künstlerischem Geschick werden die bunten Martinslaternen angefertigt. Und tausendfach hallt es dann wider bei den Martinsumzügen — meist am Vorabend des Festes des großen Heiligen: „Laterne, Sonne, Mond und Sterne, brenne auf mein Licht, brenne auf mein Licht, aber nur meine liebe Laterne nicht! Wer will diese Pracht erlewe, der muß eb's aus seim Säckle gewe, loßt Eich nor net lumpe, gebt mer noch än Stumpe, gebt mer ä klä Lichtel, dann mach i ä anneres Gsichtel. Bedank mich for des Kerzel und schließ Eich in mei Herz!“ (Text des Heidelberger „Laternenliedes“). Josef von Golitschek hat in einer der einst so verdienstvollen und an volkskundlicher

Feldforschung wertvollen Heimatseiten-Beilagen des „Heidelberger Tageblattes“ (9./10. November 1963): „Zum 15. Male: Martinszug am unteren Neckar und im Kraichgau“ dargestellt und das Werden dieses neuen Brauchtums verfolgt. Vielerorts hören wir dann auch noch im Kinder-Heischespruch: „Lange soll er leben, vieles soll er geben . . .“ So wurde der Martinstag, an dem es von alters her schon immer hoch her ging, noch ein besonderer Freudentag der Kinder. Mit vielerlei Gebäckbroten werden sie beschenkt, den auch heute noch gern gebackenen „Mar-

tinsschifflein“, den „Martinshörnern“, „Martinsgeigen“ und „Martinsküchlein“.

Außer den im Text an Ort und Stelle angegebene(n) Werken wurden herangezogen:

Wilhelm Jürgensen, Martinslieder. Untersuchung und Texte, in Wort und Brauch. Volkskundliche Arbeiten namens der Schlesischen-Gesellschaft für Volkskunde, 6. Heft, Breslau 1910.

Carl Clemen, Der Ursprung des Martinsfestes, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 28. Jahrgang, 1918, Berlin, S. 1—14.

Johannes Walterscheid, Deutsche Heilige. Eine Geschichte des Reiches im Leben deutscher Heiliger, München 1934.

---

## Der verirrte Schmetterling

*Warenhäuser, Wohnquadrate,  
Schlote rauchen, Autos knattern,  
Männer, Schüler flink zu Rade,  
Geld erjagen, Glück ergattern,  
Düsenjäger donnern wild,  
Tempo, Hetze. — Wie das schrillt!*

*Plötzlich sieht man langsam schweben  
einen Schmetterling mit hellen  
Flügeln durch das tolle Leben,  
unberührt von Hatz und Gellen,  
ferner Gärten buntes Blatt,  
zieht an sich die graue Stadt.*

*Den Gebetzten kommt geflogen  
Feld und Wald mit Schwalben, Lerchen,  
kommt die Kindheit gar gezogen  
mit Dornröschen aus dem Märchen;  
und ein Greis staunt weltentrücket,  
selbst der Schutzmann schaut beglückt.*

Richard Gäng

# Der Umschichtungsprozeß in den ländlichen Gemeinden des Baulandes

Ein Loblied auf die fränkische Heimat

Von Robert Hensle, Mannheim

Von beachtlichem Niveau gezeichnet war der Festvortrag des jungen Theologen Carl Maria Merkel, einem in Erfeld geborenen Lehrerssohn, anlässlich der Erfelder Heimat-tage im Juli 1970.

Es war nicht der erste Festvortrag, den ich hörte, es war nicht das erste Mal, daß sich ein solcher Vortrag anbot, über den tieferen Sinn der Heimat nachzudenken.

Doch selten verstand es ein Redner, den Gedanken der Heimatliebe so tiefgehend zu erfassen, zu erläutern und verständlich zu machen. Eine solche Darstellung kann nur einem fühlenden und liebenden Herzen für eine Dorfgemeinde und ihrer einprägsamen, einzigartigen Landschaft so trefflich erlebt und abgerundet dargeboten werden.

Besonders imponierend und wesentlich tritt zutage, daß der Beschrieb und das Erleben der Heimat von einem jungen Menschen, Jahrgang 1936, gesprochen wurde. Es war nicht nur ein Loblied auf eine Dorfgemeinde in der Muschelkalklandschaft des badischen Frankenlandes, sondern sie hielt auch das Wesen und die Eigenart einer nun im Umbruch befindlichen rein bäuerlichen Gemeinde fest.

Bereits in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts, bis vor Beginn des Ersten Weltkrieges, bemühten sich Landtagsabgeordnete leidenschaftlich, sich für Verbesserungen der Lebensmöglichkeiten des stiefmütterlich behandelten Landesteiles einzusetzen. Die Benachteiligung des badischen Frankenlandes war offensichtlich erkennbar. Der Ruf nach Förderung verklang nie und eine intensive industrielle Erschließung begann erst erfolgreich in den letzten zwei Jahrzehnten.

So entstanden für den fränkischen Teil des ehemaligen Großherzogtums Baden die wenig schön klingenden Namen u. a. „Badisch-Sibirien“ und „Hinterland“, Namen, die keineswegs der anmutigen Landschaft und ihrer prächtigen, arbeitsamen Menschen entsprachen.

Das Ausklingen einer jahrhundertalten bäuerlichen Tradition für einen Gebietsteil des Baulandes, der nun durch den Sog der Industrie insbesondere der Nachkriegszeit erfaßt worden ist, wird in dieser Festansprache festgehalten.

Historisch gesehen begegnen wir heute einem Umbruch, der mit dem Ausgang des Zweiten Weltkrieges begann und sich unaufhaltsam weiter entwickelt. Die industrialisierte Zukunft für dieses Gebiet hat begonnen.

Die Auflösung von kleinen landwirtschaftlichen Betrieben ist eingeleitet. Sie sind zu Nebenerwerbsbetrieben deklassiert. Die Bindung zur Scholle ist gelockert. Eine Entwicklung zu leistungsfähigen landwirtschaftlichen Betrieben dürfte die Folge sein, deren Endphase noch nicht erreicht ist.

Im Vorgeplänkel dieser Entwicklung standen Zusammenlegungen, Abtausch von Parzellen, die jahrhundertlang in Sippenbesitz waren. Größere Parzellen entstanden, die einer endgültigen Flurbereinigung weitgehend entgegenkommt.

Daneben wurden Arbeiten in Maschinenfabriken, in der Elektroindustrie und auch im Baugewerbe aufgenommen. Bis jetzt ist es noch eine Generation, die sich durch Tradition der Scholle verbunden fühlt.

Eine sich bereits klar abzeichnende Entwicklung sehen wir bei der zur Zeit be-

stehenden guten wirtschaftlichen Konjunktur bei den Nachkommen. Diese glauben, durch eine bestimmte Arbeitszeit weniger arbeiten zu müssen und der Sorge um den häuslichen Bestand und des bäuerlichen Betriebes loszuwerden.

Sie sehen in der Industriegesellschaft die Allheillösung zu einem ruhigen und sorglosen Leben. Bitternis durch Arbeitslosigkeit und wirtschaftlicher Niedergang sind ihnen fremde Begriffe.

Dabei vergißt man, daß man noch in der Heimat in seinem eigenen oder ererbten Besitz lebt und durch diesen eine nicht unerhebliche und unterschätzbare Zugabe zum Lebensunterhalt hat.

Wie einschneidend sich die landwirtschaftliche Struktur und Arbeit in einem Dorf verändern kann, sehen wir in folgendem Beispiel.

Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete man noch in der Dorfgemeinde mit 30 Pferde- und 2 Ochsengespannen. Alle übrigen Bauern quälten sich noch mit Kuhgespannen. 1951 kaufte Eugen Bechthold den ersten Schlepper. Diesem Genannten wurde 1963 der „Adolf Münzinger Preis“ für Betriebsrationalisierung und mustergültige Betriebsführung zuerkannt.

Nun laufen 1970 in Erfeld 53 Traktoren-Schlepper. Nur noch 3 Pferdegespanne sind vorhanden und zwei Bauern auslaufender Betriebe arbeiten noch mit Kuhgespannen. 10 Mähdrescher stehen für den Ernteeinsatz bereit.

Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkriege gab es in Erfeld 66 rein bäuerliche Betriebe, 1970 waren es nur noch 34. Auch diese Zahl wird sich weiterhin verringern.

So fällt der Festvortrag in eine Zeit des Umbruches und schildert eine abgelaufene Zeitepoche, wie ein Junge diese noch erleben durfte und wie all diese Menschen ihm vor der Umschichtung begegneten.

Nach den bei solchen Veranstaltungen offiziellen und üblichen Reden folgte der

Festvortrag, der nun im Wortlaut wiedergegeben wird:

### Verehrte Gäste aus nah und fern Meine lieben Erfelder

Als Kind lief ich manchmal mit einem dünnen Stock in der Hand an den Holzzäunen vor Gärten und Häusern entlang. Der Stock fuhr über die Sprossen und es klapperte eintönig bis einer der Eichenpfähle an die Reihe kam, die den ganzen Zaun halten. Da gab es dann einen deutlich abgesetzten Ton, bevor das Klappern weiterging.

Mir scheint, das ist ein Bild für unser Leben, für unsere Lebensjahre, an denen das Schicksal entlangläuft! Sie klappern ein wenig, sind Alltage, bis dann ein „Pfahljahr“ an die Reihe kommt, ein Fest, das Vergangenheit und Zukunft umspannt und erhellt und die Alltagsjahre der Arbeit trägt und verwandelt.

Einen Zaun, der nur aus Pfählen bestünde, gibt es nicht und ebenso kein Leben nur aus Feiertagen!

Unsere Erfelder Heimattage 1970 scheinen mir nun ein solches „Pfahljahr“ zu sein: wir halten ein, schauen zurück auf die vergangenen Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte und schöpfen aus der Erkenntnis des Gewordenen, der Geschichte, Kraft für die Orientierung in der Gegenwart und für die Aufgaben, der auf uns zukommenden Zeit.

Wir stehen in einer Phase sehr großer Veränderungen in allen Bereichen des menschlichen Lebens: in Politik und Gesellschaft, in Kirche, Schule, Industrie und Wirtschaft!

Die Probleme des Friedens zwischen den Völkern und Rassen, der sozialen Gerechtigkeit zwischen Besitzenden und Verelendeten, die Probleme der Welternährung und des Weltweiten Hungers, die Rebellion, — vor allem der Jugend — gegen erstarrte autoritäre Gesellschaftsstrukturen: alles wird uns immer wieder von neuem durch Presse,

Fernsehen und Radio nahegebracht, — ganz zu schweigen von den Katastrophenmeldungen. In einem Ausmaß, wie es früher nie der Fall war, planen nicht nur überregionale staatliche und wirtschaftliche Einrichtungen, sondern auch Gemeinden und Kreisverwaltungen 20 bis 30 Jahre voraus, um den verkehrstechnischen und Industrialisierungs-Anschluß nicht zu verpassen. Wir stehen in einem Umbruch, der alle erfaßt und von jedem Wachheit und Nüchternheit, Kritikfähigkeit und Einordnungsvermögen, Elastizität und Standfestigkeit verlangt.

Und nun kommen wir in diesen Tagen zusammen, um in all dem Umbruch und in all den genannten Veränderungen uns des Wiedersehens zu freuen:

Wiedersehen der Heimat,  
Wiedersehen des vertrauten Dorfes  
Wiedersehen lieber Menschen;

Wiedererfahren, was es heißt, miteinander zu sprechen, sich zu entspannen, zu tanzen und zu singen und sich zu freuen am gemütlichen Beisammensein: das ist der innere Anlaß dieser Tage.

Der äußere Anlaß wird durch die 4 Daten umrissen, die auf unserer Einladung stehen:

725 Jahre Ersterwähnungsurkunde  
300 Jahre Schule  
100 Jahre Pfarrei  
45 Jahre Kirchenchor.

Als ich über diesen Zahlen nachdachte, fiel mir auf, wieviel Leben eigentlich hinter diesen paar Zahlen steckt: Leben in den wesentlichen Dimensionen, die menschliches Schicksal bestimmen: Geschichte, Gemeinschaft und Kultur, Religion, Erziehung, Musik — sind wirklich fundamentale Einschnitte, wenn ein Dorf sein eigenes Gemeinwesen, seine Schule oder seine Kirche erhält; und ich glaube es lohnt der Versuch, diese Geschichte ein wenig lebendig werden zu lassen, nicht als Historiker (— das kann unser lieber Herr Hensle besser —), sondern eher als Psychologe!

Die meisten von uns könnten noch etwas erzählen von der Zeit vor 25 Jahren, am Ende des Krieges und in der Nachkriegszeit! Einige könnten auch noch davon berichten, wie es vor 45 Jahren war, als der Kirchenchor gegründet wurde. Keiner von uns war jedoch dabei, als Erfeld Pfarrei wurde, das wissen die Älteren vielleicht aus den Erzählungen ihrer Eltern.

Und noch weiter zurück: zur Gründung der Schule: das wissen wir nur noch aus Büchern; und schließlich die vielen Jahrhunderte zurück, bis zu dem Zeitpunkt als unser Dorf zum ersten Mal in einer Urkunde erwähnt wurde: was wissen wir aus jener fernen Zeit? Was war vor diesem Zeitpunkt hier? Wieviele Menschen mögen hier gelebt haben? Ein Dutzend oder zwei? Wieviele Häuser standen wohl? Lehmhütten? Wo standen sie? Wie sahen die Menschen aus? Wie waren sie bekleidet? Wo holten sie das Wasser? Wie floß die Erf? War sie breiter, größer als heute? Warum hatten die Leute hier und nicht weiter unten oder oben gebaut? Des Brunnens wegen? Wo begannen die Wälder? Welche Tiere lebten in den Wäldern? Was pflanzten die Menschen an? Welche Feste feierten sie, an welchen Krankheiten litten sie, wo wurden sie begraben?

Ich ging in Gedanken die Jahrhunderte durch: 1245, —1345, —1445, —1545, —1645, —1745, —1845, —: und fragte mich immer wieder: welche weltpolitischen Ereignisse schlugen ihre Wellen wohl bis in dieses stille Tal der Erf? Die große Pest, der „schwarze Tod“ in Europa im 14. Jahrhundert? Die Bauernkriege im 15. Jahrhundert, die Reformation im 16. Jahrhundert, der Dreißigjährige Krieg im 17. Jahrhundert: eine Generation löste die andere ab. Es gab Geburt, Arbeit, Hochzeit, Arbeit, Krankheit und Tod, es gab Dorfbrände und Richtfeste, Schneeschmelze und Hochwasser, Wolkenbrüche, Hagelschlag und Mißernten, es gab immer wieder Früh-

linge, in denen das Erftal blühte und grünte, es gab gesegnete Erntezeiten mit vollen Scheunen und fröhlichem Erntetanz und lange Winter, in denen man bei Pech und Öllampe zu Hause saß und Geräte herstellte.

Das alles und noch viel mehr steckt hinter dem Begriff 725 Jahre Ersterwähnungs-urkunde! Es ist, es war Leben und ist deshalb nicht einzufangen und festzuhalten in trockenen Zahlen! —

Und wie war das wohl, als vor 300 Jahren zum ersten Mal Kinder in unserem Dorf zur Schule gingen? Ob sie ängstlich und gespannt waren, (— wie wir es waren am ersten Schultag! —) nun lesen und schreiben zu lernen, eine Kunst, die die anderen Leute im Dorf überhaupt nicht kannten?! Was sagten wohl die Älteren, als die Kinder damals nach Hause kamen, die Tafel voller Längs- u. Querstriche? Mußten sich die Leute nicht fragen: was soll das? Wir haben doch auch nicht lesen und schreiben brauchen und niemand brauchte es bisher im Dorf, um leben zu können! Wofür soll das nur gut sein?

Wer käme heute noch auf die Idee, sein Kind von der Schule fernzuhalten? Wie selbstverständlich ist es uns geworden — und wie lebenswichtig in diesen 300 Jahren!

Wieviele Schultage gab es, seitdem die Schule besteht? Mühsame Schulstunden für Lehrer und Schüler; Stunden, die langweilig waren und kein Ende nahmen, Stunden, in denen es Prügel gab, weil man keine Aufgaben hatte oder zu unruhig zum Stillsitzen war, doch auch Stunden, in denen man neue und interessante Dinge lernte, in denen der Lehrer erzählte von der Welt außerhalb des Dorfes, vom Meer oder von den Alpen, von Elefanten und Pinguinen, von schwarzen, braunen und gelben Menschen, Geschichten vom ägyptischen Josef und vom barmherzigen Samariter, Stunden auch, in denen man zeichnen oder spielen

durfte, in denen man Lieder lernte und der Lehrer Musik machte.

Und dann gab es Ferien, und diese Tage waren seltsam schön!

Wieviel Leben, kindliches Leben, einmalig gefülltes und prägendes Leben steht hinter dieser Zahl 300 Jahre Schule in unserem Heimatdorf Erfeld! —

Vor 100 Jahren wurde Erfeld Pfarrei, 1734 wurde die Kirche gebaut. Doch wir können wohl auch hier weiter zurückfragen: wann kam zum ersten Mal ein Mönch, ein Missionar oder Priester und erzählte von Jesus Christus? Wo tat er das? Unter freiem Himmel oder bei einem freundlichen Bauern, der ihm seine Stube zur Verfügung stellte? Wie werden unsere Vorfahren darauf reagiert haben? Wie lange hat es wohl gedauert, bis es möglich war, eine Kirche als Versammlungsraum zu bauen, Gottesdienste zu halten an den Festtagen: Weihnachten, Ostern, Pfingsten, in Prozessionen durch die Fluren zu ziehen, die Tiere zur Segnung am Wendelinustag vorzuführen? Wie sehr muß unseren Vorfahren dann daran gelegen sein, eine Kirche zu bauen: die meiste Arbeit mit eigener Hand, dem eigenen Fuhrwerk, in der freien Zeit nach der harten Tagesarbeit, ohne Baggermaschine, ohne Betonmaschine, ohne Kran und Kettenband. Und sie wußten: irgendwie gehört die Kirche einfach in's Dorf, zu uns; das Läuten am Morgen und Abend, sonntags und werktags; der Pfarrer, der da ist bei Hochzeit und Taufe, Krankheit und Tod, wann immer man ihn braucht, für den Religionsunterricht, für den Gottesdienst und die Predigt, für den guten Rat, wenn man nicht mehr weiter wußte!

Ist nicht auch der Kirchenchor, der vor 45 Jahren gegründet wurde, ein Zeichen für diese tiefverwurzelte Einheit von Gemeinde und Kirche? Was war es denn, was die Sänger und Sängerinnen, die hier zum großen Teil unter uns sind, so oft zur Probe gehen und singen ließ? Die Geselligkeit?

Zweifellos, und das ist gut so, — doch auch das Wissen darum, daß das Lob Gottes und der Gottesdienst von der ganzen Gemeinde getragen sein muß, daß diese Einheit des Gebens und Empfangens, des Rühmens Gottes und der Hingabe, alles menschliche Schicksal bestimmt: Trauer und Freude, Glück und Unglück, Schmerz und Ohnmacht, aber auch Geborgenheit und selige Hoffnung!

### *Meine lieben Landsleute*

Es wäre zu wenig, scheint mir, wenn ich nur die vier Zahlen auf unserem Programm etwas farbig gemacht und mit Leben zu erfüllen gesucht hätte!

Viel besser und ausführlicher ist dies geschehen in dem Buch unseres lieben (Ehrenbürgers) Robert Hensle: „Geschichte des Dorfes Erfeld“.

Ich betrachte es als großes Glück, daß wir in diesem Werk eine Dokumentation der wechselvollen Geschichte unseres Dorfes vom frühest nachweisbaren Anfang haben, ein Werk, das in vielen Jahren intensiven und mühevollen Quellenstudiums gereift ist und auf das wir alle stolz sein dürfen; die meisten Gemeinden unserer Heimat haben nichts Vergleichbares! — Je mehr ein Mensch seiner selbst bewußt wird und erkennt, wer er ist, welche Eigenschaften — gute und schlechte — ihm eigen sind, desto mehr fragt er auch nach seiner Geschichte, nach seiner Herkunft, nach den Faktoren, die seinen Lebensanfang bestimmten: die Landschaft und der Ort seiner Geburt, die ersten Eindrücke, die Menschen, die ihm begegneten.

Ich habe mich oft gefragt, was mich an diesen Ort bindet, an dem ich geboren wurde und die entscheidenden und am tiefsten prägenden Lebensjahre verbrachte. Manchmal habe ich davon geträumt, nachts und tags, und ging in Gedanken durch die paar Straßen und Gassen, erinnerte mich an die

Namen der Familien und Begegnungen, die ich mit ihnen hatte! Obwohl kein Acker oder auch nur ein qm Boden mir hier gehört, bin ich doch hier eingewurzelt, wie nirgendwo sonst!

Die Wälder und Felder sind mir vertraut, die Wege und Pfade: ich kenne heute noch die Stellen im Gewinn, an denen es Kirschen gibt, große Herzkirschen und kleine, schwarze, süße; wo die Frühäpfel reifen, die man zur Grünkernzeit im Feuer der Darren braten konnte; wo es Trinkwasser gibt, im Bastwald oder im Erftal, wo man die Erf überspringen kann und wo ihre tiefen Stellen sind; ich weiß heute noch, wo man auf dem „Raachpfoad“ Himbeeren und Erdbeeren pflücken kann und kenne die Äcker, auf denen ich mit Nachbarn Disteln stach, Steine und Kartoffeln zusammenlas; Äcker, auf denen ich im Herbst beim Zackern die Kühe führte: es war dies nicht leicht, — die Kühe waren oft störrisch, die Äcker groß, der Nachmittag lang, und ich war noch klein. Doch ich freute mich, wenn die Furchen gerade gezogen wurden, Meter um Meter das Stoppelfeld verschwand und die dunkle Erde fett glänzend zum Vorschein kam.

Und wenn der alte Ratschreiber Alois Haas oder Fridolin Geiger mit mir auf dem Heimweg wie mit einem Erwachsenen sprachen und mir erklärten, warum es besser sei, Gerste statt Hafer anzubauen, oder wenn sie mir zeigten, an welcher Stelle des Buckels und wie man am besten den Bremschuh ans Wagenrad anlegt: — das alles habe ich bis heute noch nicht vergessen!

Es ist die Landschaft, die ich so liebe, das leicht-wellige, die Berge, nicht so hoch wie Mittel- oder Hochgebirge, die mich erdrücken, sondern so hoch, daß man sie ohne Mühe ersteigen und über die sanften Täler und Waldstücke hinweg, weit ins Land schauen kann: eine Landschaft, etwas herb und spröde, mit Hecken und Büschen und Bäumen entlang den Straßen! —

Man muß Erfeld im Winter gesehen und erlebt haben, die Stille, die dann über allem liegt, im Frühling, Sommer und Herbst; morgens um 4 Uhr, wenn es zum Mähen beim Heumachen geht und nachmittags, wenn abgeladen ist und gevespert wird mit einem Most, der den Durst stillt, aber nicht zum Berauschen ist! Man muß in Erfeld leben und diese Fluren kreuz und quer durchgehen und den Boden unter den Füßen spüren, um zu erfahren, wie sehr diese Landschaft prägt.

Vor ein paar Wochen besuchten mich abends ein paar Freunde, und ich erzählte ihnen von einem Gedicht, das ich mittags gehört hatte und das den Titel „Eichbäume“ (von Hölderlin) trug. Ich las es Ihnen vor, begeistert wie ich davon war und erzählte ihnen dann von den Bäumen, die ich in meiner Kindheit kannte: den Kastanien, draußen im alten Schulhof, der Linde vor dem Brunnen oder den Fichten im „Fichteswäldle“ oder dem alten Eichbaum draußen bei's Franzlingers, unten am Bach! «Du lebst daraus» — sagte der eine; „ich bin in der Stadt großgeworden und kenne keine Bäume!“

Das ist es, was ich als den Humus bezeichne, in dem ich heranwuchs und der mich formte: das Eingebettetsein und Herauswachsen aus einer Landschaft, das Vertrautsein mit ihr so, wie ich es an keinem anderen Ort der Welt mehr sein werde!

Es ist nicht nur die Landschaft, der ich so tief verbunden bin, — es sind noch mehr die Menschen, denen ich mich zugehörig weiß. Es fällt mir schwer, diese Beziehung auszudrücken, denn Ihr selbst seid die, denen es gilt.

Vielleicht wird es deutlicher, wenn ich ein paar Beispiele bringe: Als ich an Weihnachten hier war und ein paar Leute aufsuchte, um mit Ihnen über das heutige Fest zu sprechen, konnte ich in die Haustüren eintreten und bis in die Küche durchgehen, d. h., die Haustür war nicht abgeschlossen;

es gab kein langes Klingeln oder draußen stehen bleiben! — das fiel mir, der seit 20 Jahren in der Stadt wohnt, auf!

Man traut hier noch dem andern!

Weiter: nicht nur die Haustür ist offen: man kennt hier auch noch Gastfreundschaft im besten Sinn des Wortes, bietet an, was man trinkt und ißt, und es kommt von Herzen! Ich konnte in ein Haus gehen und unter der Stubentür sagen: „Anna, ich habe einen Mordshunger“. Wo kann ich das sonst noch sagen?!

Man nimmt Anteil am Leid und an der Freude des andern!

Als kleines Kind, hingefallen, heulend, hebt mich die nächstbeste Frau auf, macht mir das Knie sauber, tröstet mich! Der alte, fast völlig taube Mann (er wohnte zwischen dem Lenzenschmied und der Familie Meisel hinten, ich glaub' er hieß Löffler) gibt meinem Bruder und mir einen Arm voll Wurzelblätter und sagt: „Für die Hasen!“ Ich könnte noch die Stelle zeigen, wo es war!

Meine Angehörigen und ich kamen über die hungrigen Nachkriegszeiten: Ich war groß genug, um den Sack Kartoffeln, den ein Mann für uns in den Schulhof stellte, als er vom Felde heimfuhr, mit meinen Brüdern in den Keller zu schaffen! Und es kamen Brotlaibe dazu, Schinken und Speck und Eier, Grünkern und Mehl und Milch: Ihr seht es ja, deswegen lebe ich noch und bin groß und stark geworden dadurch!

Daß sich der eine um den andern kümmert, ein gutes Wort für ihn hat, wenn er niedergeschlagen ist, daß man nicht aneinander vorbeilebt, daß man sich grüßt, „Guten Morgen und Guten Abend“ zu jedem sagt: glaubt mir, das ist alles nicht selbstverständlich. Man muß lange in der Fremde gelebt haben, um die Heimat höher zu schätzen! Und wer in der Stadt gelebt hat und lebt, weiß, wie wenig üblich das ist, was jedem von uns hier vom andern gegeben wird: der Wunsch für ein Gesegnetes Neues Jahr, ein Guter Tag, eine Gute Nacht,

herzliches Beileid, eine gesegnete Mahlzeit, einen guten Appetit!

Es gibt Leute, die mich schon fragten, — im Ernst! — ob ich einen Nagel in die Wand schlagen könne — das ist nicht selbstverständlich: was ich hier bei Euch lernte, das war der Umgang mit Handwerkszeug: ich konnte am Ende nicht nur ausmisten, Futter schneiden und füttern oder eine Mähmaschine putzen, oder einen Mistwagen zu einem Erntewagen umbauen, ich hatte auch Gelegenheit beim Schuster, — der Ferdich schaffte damals noch untendrauß beim Hartler, — zuzuschauen, wie der das Leder für ein paar Sohlen zusammenhämmerte, konnte beim Müller zusehen, wie er das Getreide mahlte, beim Schmied, wenn er Pferde und Kühe beschlug! Man war überall dabei, man war drin! Man bekam von den Hausmetzgern nicht nur das Schwänzchen der Sau, sondern von den Leuten auch noch eine Suppe und eine Wurst fürs Dabeisein!! — Man gehörte einfach dazu, wenn man mit dem alten Feldschütz (Seppel) Kartoffelkäfer sammelte oder Ostereier bei den Nachbarn suchen durfte oder an Fastnacht verkleidet durchs Dorf zog, um Fastnachtsküchlein und Dörrobst zu sammeln. Man gehörte dazu, wenn man von den Wallfahrern nach Walldürn: „Schiffle her, mein Bauch ist leer“ abbetelte, bevor man selbst wallfahren ging, später, morgens um 5 Uhr, damit man um halb acht Uhr dort war und vorher noch beichten konnte!

Oder wenn man mit den Schulkameraden vom Feldschütz oder vom Polizeidiener von den Obstbäumen getrieben wurde! Einmal jagte mich hier, unser lieber Bürgermeister und zwar so, daß ich, um schneller laufen zu können, alle Pflaumen wieder aus den Taschen wegwerfen mußte. Gekriegt hat er mich nicht. Ich habe gute Lust, morgen mal nachzusehen, ob die Bäume noch stehen und ob für dieses Jahr was drauf hängt!

Man kannte damals die Soldaten aus dem Ort und die Waffengattung, bei der sie dienten, ob bei den Fliegern oder Panzern oder Artillerie. Man malte sich als Kind ihre Taten aus, sah sie mit staunenden Augen im Urlaub, weinte mit, wenn die Erwachsenen beim Abschied weinten und wenn einer starb, betete man Abende den Rosenkranz mit allen und legte ein Sterbebildchen von ihnen ins Gesangbuch, weil man sie gekannt und irgendwie gerngehabt hatte!

Es gäbe noch sehr viel zu erzählen, denn man lebte ja zusammen und als Kind nimmt man alles viel intensiver auf wie als Erwachsener. Man schaute in jeden Stall und jede Scheune mal rein, kennt die Tiere: Pferde, Kühe, Hunde und Katzen! Ich weiß heute noch, daß die Pferde vom Nachbar Merkert Max und Fritz hießen. Sie waren beide schon alt, doch auf ihnen reiten zu dürfen, war ein unvergeßliches Erlebnis.

Daß der Hartler und der Schütz Dackel hatten, — der eine hieß Waldi! — oder daß die beiden Hunde des Schäfers „Tiger“ und „Mohrle“ hießen, das wußte man ebenso, wie man wußte, daß man, wenn man in der Mühle drunten frisches Wasser am Trog trinken wollte, vor dem Hund aufpassen mußte, der aus der Hütte sprang, dessen Kette aber nicht ganz bis zum Brunnen reichte: als Kind sieht man die Welt mit anderen Augen! Die Bezugspunkte für Gefahr und Vertrauen sind andere. — Ich würde nicht von all dem so sprechen, wenn es nicht eine glückliche Kindheit gewesen wäre, in der das Gute und Schöne alles andere überwog und mir ein Urvertrauen vermittelte, von dem ich heute noch lebe!

### *Liebe Landsleute*

Ich habe länger gesprochen, als ich es vorhatte, Grund dafür: wem das Herz voll ist, dem läuft der Mund über!

Im ersten Teil meiner Rede deutete ich kurz an, was hinter den vier Zahlen auf unserem Programm steht.

Im zweiten Teil versuchte ich, etwas von dem zu sagen, was ich empfinde, wenn ich an Erfeld, meinen Geburtsort, denke: daß ich verwurzelt bin mit dieser Landschaft und noch mehr mit den Menschen; daß ich dankbar bin für alles, was mir die Heimat gegeben hat — es sind viele heute gekommen, die hier geboren oder aufgewachsen sind oder für ein paar Jahre hier lebten, und die vielleicht, wie ich, seit Jahren in der Stadt wohnen, deren Verbindung hierher abgerissen oder sehr dünn geworden ist: ich kann ihnen nur zurufen: laßt Euch die Fremde zur Heimat, nicht aber die Heimat zur Fremde werden. Was ich hier kennenlernte: das mitmenschliche Verhalten, die gegenseitige Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft, gegenüber dem Fremden, Evakuierten und Flüchtling, Sparsamkeit, Arbeiten und Zupacken-Können, Toleranz für Menschen anderer Konfession und Herkunft, die Ordnung einer politischen Gemeinde, in der jedem sein Recht gegeben und die Wohlfahrt aller erstrebt wird, die Getragenheit durch eine Glaubensgemeinschaft, deren Prinzipien Leben und Handeln aller bestimmten: all das prägte und formte mich und jeden von Euch, der hier lebte. Wir alle sind so, wie wir geworden sind, durch unsere Heimat geworden. Denen, die hier wohnen, kann ich nur sagen: denkt daran, was ihr habt und helft tatkräftig mit, daß dieses

unser Heimatdorf noch schöner wird und die Menschen hier glücklich und zufrieden sind.

Die Aufgaben eines Gemeinwesens und einer Kirchengemeinde sind heute und in der Zukunft nicht einfacher, sondern werden noch schwieriger als in der Vergangenheit. Ich glaube, Alt- und Neubürger wissen sich diesen Aufgaben gemeinsam verpflichtet! Wer hätte es nicht schon in seinem Leben erfahren, daß man umso stärker Wurzeln schlägt, je mehr man irgendwo Zeit, Energie, Interesse, Hab und Gut reinsteckt.

Heimat: das ist der Ort, ist die Stelle in der Welt, für die man sich verantwortlich weiß; Heimat: das sind die Menschen, die einem anvertraut sind und denen man sich verbunden fühlt. Heimat: das ist für uns Christen der Inbegriff unseres Weltauftrages: macht euch die Erde untertan, damit darauf Neuer Himmel und Neue Erde, ewige Heimat werde!

Ich möchte schließen mit dem Wunsch: Gott erhalte unser Dorf und unser Heimatland, ja alle Länder der Erde in Einheit und Wohlfahrt; und wo Krieg und Streit ist, ob zwischen Verwandten, Nachbarn oder Völkern, gebe er Seinen Frieden!

#### Anmerkung:

Ein Wort an alle Verantwortlichen in den Gemeinden und an die Heimatforscher. Vergessen Sie nicht, diese umwälzenden grundsätzlichen Veränderungen der letzten 20 Jahre für Ihre Gemeinden festzuhalten. Spätere Generationen werden Ihnen für diese Aufzeichnungen dankbar sein.

# Die Vorwehen des Bauernkrieges im Bauland und Kraichgau

Hans Beheim von Niklashausen und Jos Frits aus Untergrombach

Von G. Ginter, Bretten

Die Adventsglocken des Wormser Domes klingen über das Land; aber es will keine weihnachtliche Stimmung an diesem 20. Dezember des Jahres 1431 in der Stadt Worms aufkommen. Zweitausend Bauern — manche sagen sogar dreitausend — stehen vor den Stadttoren aufmarschiert, die Spieße gefällt, die Armbruste geschultert und verlangen Einlaß. So erleben die Wormser von 1431 den ersten Bauernaufstand am Oberrhein.

Und das ist die Lage der Bauern im ausgehenden Mittelalter: Der „gemeine Mann“ muß zwei Drittel seiner Erträge seinem Herrn abliefern. Er sieht seine Äcker und Weiden vom Wild verwüstet, das seine Herren zu ihrem Jagdvergnügen hegen, und das er nicht abschießen darf, auch wenn es Wölfe und Bären sind. Er ist Amtsleuten unterworfen, die kein Geringerer als Martin Luther „diebisch und räuberisch“ nennt. Er steht vor Richtern, die ihn einen Hund nennen. Am Strick wie ein Stück Vieh wird er von den Häschern in das Schuldgefängnis geschleppt, und „der Arme kann kein Recht gegen den Reichen erlangen“. In den Städten setzen die Privilegierten die Steuern fest, so daß die Großvermögen von einer bestimmten Grenze ab frei sind, und „der Arme am meisten, der Reichste am wenigsten zahlt“.

Diese Bauern sind keine freien Männer auf freier Scholle mehr. Die Fronboten und Zinsboten geben sich in ihren Hütten die Tür in die Hand. Sterben sie, so holt man ihnen das beste Stück Vieh aus dem Stall; sterben ihre Frauen, so nimmt man ihnen das schönste Kleid aus der Truhe. 1464 zählt man in Gengenbach vierzehn abgegangene Bauernhöfe.

„Die Hütten“, so werden die bäuerlichen Behausungen um die Jahrhundertwende geschildert, „bestehen aus Lehm und Holz,

ragen wenig über die Erde empor und sind mit Stroh bedeckt. Geringes Brot, Haferbrei und gekochtes Gemüse ist ihre Speise, Wasser und Molken ihr Getränk. Ein leinerner Rock, ein Paar Stiefel, ein brauner Hut ist ihre Kleidung. Den Herren fronen sie, fronen sie oftmals im Jahre, bebauen das Feld, besäen es . . . Es gibt nichts, was dieses sklavisches und armselige Volk ihren Herren nicht schuldig sein soll, nichts, was es, sobald es zu tun befohlen wird, ohne Gefahr zu tun, verweigert. Der Schuldige wird hart bestraft.“

Die Prediger und Schriftsteller Geiler, Brant und Murner zu Straßburg sind um 1500 die schärfsten Zeitkritiker, die ersten in ihrer Art, die diesem Deutschland seinen Sündenspiegel vorhalten. Der große Straßburger Münsterprediger Geiler von Kaisersberg gehört zu den Ahnen der altdeutschen Revolution, die sich besonders in den Bauernaufständen offenbart. Geiler von Kaisersberg wettet in seinen Predigten, der Stadtsyndikus Brant in seinem „Narrenschiff“ und der Franziskanermönch Murner in seiner „Narrenbeschwörung“ gegen die unsozialen Zustände jener Zeit. Ein Fürst aus jenen Tagen hat auf dem Sterbebett folgendes Geständnis abgelegt: „Ich bekenne, daß ich meine Untertanen wider altes Herkommen beschwert habe mit Auflegung neuer großer Steuern, Schatzung und mancherlei bösen Lasten aus kleiner oder keiner Ursache des Rechts, daß ich die Meinen zu größerer knechtischer Dienstbarkeit gezwungen und gedungen habe, denn auf mich und meine Eltern gekommen ist.“

Schon im Jahre 1476 hatte ein hellstichtiger Jüngling, Hans Beheim, der „Pauker von Niklashausen“ genannt, eine seltsam schwärmerische Bauernbewegung entfesselt.

Dieser hatte, von Erscheinungen der Hl. Jungfrau getrieben, plötzlich seine Pauke, mit der er bis dahin in den Wirtshäusern zum Tanz aufgespielt und damit sein karges Brot verdient hatte, im Dorf Niklashausen, bei Lauda an der Tauber gelegen, öffentlich vor allem Volke verbrannt und in gewaltigen Worten den Armen zu predigen begonnen. Er verkündete, daß jeder von Sünden abstehen, Schmuck, Halsband, Seidenschnüre, Brusttücher und spitzige Schuhe hinlegen und nach Niklashausen wallen sollte, um hier Vergebung der Sünden zu empfangen. Es sollten fürderhin keine Fürsten, Kaiser und andere weltliche und geistliche Obrigkeiten mehr sein. Jeder sollte des anderen Bruder sein und die Nahrung mit eigenen Händen gewinnen; auch sollte keiner mehr haben als der andere, und aller Zins, Pacht, Handlohn, Zoll, Steuer, Zehent und anderes sollten abgeschafft werden, auch Wälder, Wasser, Brunnen, Weide sollten frei sein, und Fische, Wild, Geflügel und Früchte sollten allen gemein sein.

Mit solchen Träumen und Gesichte himmlischer Verzückungen versammelte der junge Mann Sonntag um Sonntag immer größere Massen um sich. Rasch verbreitete sich in den Dörfern an der Tauber, im Bauland, am Neckar und Kocher, im Odenwald und Kraichgau die Kunde von dem „Pauker“. — „Zum letzten aber brachte das Landgeschrei und sein Geselle, der Vorwitz, auch sehr viel Völker dahin vom Rhein, aus Franken, Schwaben, Bayern, Frauen und Männer, jung und alt. Es liefen die Handwerksgesellen aus den Werkstätten, die Bauernknechte von dem Pflug und die Grasmägde mit ihren Sicheln und bunten Strümpfen ohne allen Urlaub ihrer Meister dahin, ließen liegen Werkzeug, Pflüge, Körbe und reisten in den Kleidern, dahin sie die Tobsucht befiel, gen Niklashausen.“ So berichtet ein Zeitgenosse.

Nach weiteren Berichten von damals hat man bis zu vierzigtausend Menschen gezählt, die zu einer Predigt des „heiligen Jünglings“

wallten. Gläubig und elend drängten sich die Scharen auf den Plätzen, Wiesen und Feldern, wo er gerade predigte, und berauschten sich an seinen Worten. Das war, was sie wollten, und das war, was sie brauchten. Ja, das war sündhaft, daß sie fronen mußten. Und in den blauen Himmel des Taubertales stiegen aus dem Munde von Zehntausenden begeisterte Wallfahrtslieder empor, die von den Herren auf den Burgen entsetzt unter sagt wurden, weil diese Lieder Haßgesänge der Revolution waren.

Der Bischof von Würzburg, zu dessen Bistum Niklashausen gehörte, sah diesem Treiben eine Weile zu, dann schickte er ein Häuflein seiner gepanzerten Reisigen nach Niklashausen. Diese fielen nachts in das Haus ein, worin der Pauker schlief, ergriffen ihn und führten ihn, auf ein Pferd gebunden, nach Würzburg. Als nun die viertausend Wallfahrer, die sich bereits versammelt hatten, im Morgengrauen sahen, daß man ihren Prediger davongeschleppt hatte, stürzten sie schreiend nach und wollten ihn befreien. Die Reiter aber hieben die Menge zurück und brachten ihren Gefangenen wohlbehalten ins Würzburger Schloß. Doch als am Freitagabend die Masse der Wallfahrer anrückte, genauso wie der heilige Jüngling zum Samstag gerufen hatte, und sie vernehmen mußten, daß er geraubt worden war, entstand zunächst Tumult und Verwirrung unter den vielen Tausenden. Man brach sofort auf, gegen sechzehntausend Menschen, und kam gegen Morgen vor des Bischofs Burg, Unserfrauenberg genannt, an, deren Widerstand im Bauernkrieg den anstürmenden Bauern zum Verhängnis werden sollte.

Aber kein Tor öffnete sich; dafür grüßten von den Zinnen der Burg Büchsen, Geschütze und eisern Geharnischte. Und der Marschall des Bischofs ließ den vergeblich Anstürmenden sagen: Den Pauker werde er strafen nach seiner Verfehlung, den Untertanen und Mitläufern aber befehle er bei ihren Pflichten, Gelübden und Eiden den sofortigen

Abzug. Bald war alles nur noch ein zurückflutender Haufen, in den sich Reisige des Bischofs warfen und etliche als Gefangene auf die Burg schleppten, wo sie in Ketten gelegt wurden. Hans Beheim aber wurde feierlich vor allem Volke lebendigen Leibes zu Asche verbrannt. Und längst nachdem die Asche in den Main gestreut worden war, hegte man das Andenken an diesen seltsamen Hirten und Spielmann, Propheten, Revolutionär und Phantasten Hans Beheim in den Bauernhütten am Oberrhein, im Bauland und Kraichgau, und verehrte ihn als Märtyrer des Bauernstandes, — und der Verfasser dieses Berichtes hat vor dem Ersten Weltkrieg in einer guten Stube eines Bauernhauses im Kreis Konstanz noch ein Bildnis dieses sonderbaren „Heiligen“ hängen sehen. — Aber der Funke des Aufruhrs flackerte nach dem Tode Beheims immer wieder auf, bis daraus 1525 ein Großbrand geworden ist.

Auch zum Knaben Jos Fritz aus Untergrombach dringt die Kunde vom großen Aufruhr um den Pauker von Niklashausen aus dem Taubertal. Und das ist die Atmosphäre, die den jungen Jos Fritz umgibt: überall Gewalt und Gärung. In den Jahren, in denen er geboren ist, nach der Mitte des 15. Jahrhunderts, gibt es die ersten Hexenverbrennungen zu Basel und in Heidelberg. Bereits 1490 sind Unruhen um Freiburg zu verzeichnen, und 1493 nimmt „Der Bundschuh“, der Bauernschuh mit den bunten Bändern, eigentlich der Bindeschuh, in Schlettstadt am Oberrhein seinen Anfang. Von Dorf zu Dorf werben die „Bundschuh“, um Schlettstadt zu erobern; aber das Schwert der Obrigkeit zerreißt das Gespinst in den Anfängen schon. Der Scharfrichter von Schlettstadt haut einen Bauernführer in vier Stücke und pflanzt die vier Teile des Leichnams an der Landstraße nach Basel zur Abschreckung auf. Aber der Bundschuh am Oberrhein nimmt seinen Fortgang. „Der buntschuh müßt ein furtgang haben, ob lang oder kurz.“

Da ist die Stunde für Jos Fritz, den „buersmann vom Unteren Grumbach“, gekommen. Er schafft 1502 den Bundschuh im Kraichgau und wird so das Haupt des nächsten Bundschuh. Er ist der größte Volksführer im ausgehenden Mittelalter. Wir besitzen leider kein Bild von ihm und keine Zeile von seiner Hand geschrieben. Auch sein Geburtshaus kennt man nicht. Aber vielfältig spiegeln sich die Tatkraft und der leidenschaftliche Wille dieses Mannes, dem „gemeinen Manne“ zu helfen, im Geschehen um 1500 bis zum Bauernkrieg.

In Jos Fritz sagt das deutsche Bauerntum am Oberrhein der deutschen Kleinstaaterlei Fehde an. Die Zwergstaatlichkeit des Kleinfürstentums, wie sie besonders im Kraichgau und im Bauland anzutreffen ist, bildet den Alpdruck auf allem bäuerlichen Leben in den südwestdeutschen Gauen. Das Endziel von Jos Fritz lautet: „Alle fürstliche Herrschaft und Obrigkeit abzutun und allein den Kaiser Maximilian als Herrn und Haupt anzuerkennen.“ Weit über Kirchturmsnöte und -wünsche hinaus, die noch der Schlettstadter Bundschuh verfocht, kündet der Bauernführer aus dem Kraichgau das Programm der Bauernbefreiung: Aufhebung der Leibeigenschaft, Aufhebung der Güter der toten Hand, Gesamteigentum an Wasser, Wald, Weide und Feld.

Diese Bundschuhler des Jahres 1502 sind nicht nur Bauern, es gibt auch Verschworene in den Städten Bruchsal, Speyer und Pforzheim — und wahrscheinlich auch in Bretten, — die die Bewegung des „gemeinen Mannes“ unterstützen. Hier spricht kein Phantast und Schwärmer wie Hans Beheim; manches, was Jos Fritz in seinem Programm stehen hatte, ist erst in unserem Jahrhundert in Erfüllung gegangen: Leibeigenschaft, Zwergstaatlichkeit und Fürstenherrschaft sind aufgehoben. In der von Jos Fritz geschaffenen Aufnahmeweise in den Bundschuh erhält die Bewegung ihre feierliche Form, und mit leidenschaftlichem Ernst

sucht er in einer Bundschuhfahne der Erhebung ihr äußerliches Symbol zu schaffen. Er hat die Manifeste des Kaisers gelesen; sie wurden von den Kanzeln verkündet und an den Kirchentüren angeschlagen und erhoben heftige Anklage aus kaiserlichem Munde gegen den Fürstenegoismus. Die Antwort aus dem Volke heißt Jos Fritz und seine Reichslosung ist der Bundschuh.

Tausende am Oberrhein, im Bauland und Kraichgau warten im Frühjahr 1502 auf das Zeichen zum Beginn der Erhebung. Aber das Losungswort „woluf“, das Zeichen zum Losschlagen gegen Fürsten- und Herrenmacht, wird zum beschlossenen Zeitpunkt nicht gesprochen. Unterdessen kommt ein leibeigener Bauer, namens Laux Rapp, in das Udenheimer Schloß, dem damaligen Sitz des Fürstbischofs von Speyer, des Landesherrn im Kraichgau, und meldet, daß sich in Bruchsal, Kißlau, Weingarten, Jöhlingen und Ersingen und in allen Orten bis gegen Pforzheim hin eine Gesellschaft, die Bundschuhler genannt, gebildet habe in der Absicht, Maulbronn, Bretten, Bruchsal und Udenheim zu überfallen und den Herren in den „Zwölf Artikeln“ vorzuschreiben, „wie sie sich in Zukunft zu verhalten hätten“.

Die Reiter des Bischofs sprengen nach Untergrombach mit dem Befehl, den Fritz und im Obergrombacher Schloß die Schloßknechte, die mit den Bauern paktierten, zu ergreifen. Aber ein Schloßknecht flieht rechtzeitig und warnt Jos Fritz. Über hundert Bundschuhler kommen in die Folterkammern der bischöflichen Schlösser zu Obergrombach, Bruchsal, Kißlau und Udenheim. (Udenheim heißt seit dem Dreißigjährigen Krieg Philippsburg; es erhielt seinen heutigen Namen von Bischof Philipp von Sötern, der die 1618 zerstörte Festung wieder aufbauen ließ.)

Dem Bundschuh von 1502 werden seine Häupter abgeschlagen, aber seine Wurzeln, Bauernnot und Staatszerrissenheit, bleiben. Kein Häscher hat Jos Fritz ergreifen kön-

nen. Spurlos taucht der Vater des späteren Bauernkrieges im Dunkel der Dorfhütten unter. Aber elf Jahre später steht der Name Jos Fritz auf allen Papieren und Pergamenten der herrschaftlichen Kanzleien im Breisgau.

Im Dorfe Lehen bei Freiburg tritt ein Mann auf einem Feldweg zu einem Bauern und fragt ihn: „Willst du uns auch helfen zu der göttlichen Gerechtigkeit?“ Es ist Jos Fritz. Als Feldhüter von Lehen taucht er hier wieder auf. Auf den Kirchweihen der Breisgaurdorfer wird der alte Bundschuhgruß gewechselt: „Gott grüß dich, Gsell, was hast du für ein Wesen?“ ist die Frage, und die Antwort lautet: „Der arm Mann kann in der Welt nie mehr genesen.“ Und wenn die Bauern auf der Gemarkung sich begegnen, flüstern sie sich zu, was Jos Fritz will: Die Wucherzinsen und Wucherschulden abschaffen, das riesige Gut der toten Hand aufteilen, Vögel und Fische, Wald und Feld den Armen und Reichen gemeinsam lassen, und das allerwichtigste, allein unseren Herrn, den Kaiser, und sonst keinen anderen Herrn haben wollen. Es ist die gleiche Losung wie elf Jahre zuvor 1502. Was damals Untergrombach war, wird jetzt Lehen, was damals Bruchsal bedeutete, bedeutet jetzt Freiburg.

Man hofft nun auf ein Losschlagen im Herbste 1513. Auf dem Kirchweihfest in Biengen im Breisgau soll die Bundschuhfahne vor allem Volke flattern, so bestimmt es Jos Fritz, der diese Fahne, auf deren Fertigung schwerer Kerker steht, unter Mühen hat malen lassen. Aber der Bundschuh ist wiederum verraten worden. Auf den Folterbänken zu Badenweiler und Freiburg werden ergriffene Bundschuhler gedäumelt (die Daumen abgehackt). In den Türmen von Schaffhausen und Basel sitzen Vertraute des Jos Fritz gefangen, und bei Liestal werden drei Bauern von Basler Knechten gejagt. Zwei werden ergriffen, es sind die Nächsten um Jos Fritz, der dritte entkommt, — es ist Jos Fritz selber! Es gehen Steckbriefe gegen den

„recht hauptsacher, genannt Jos Fritz von Undergrombach“, ins Land — vergebens! Er ist nicht mehr aufzufinden. Da erscheint im Kloster Einsiedeln in der Schweiz ein Wallfahrer und übergibt der Kirche eine Fahne, einem Gelöbnis getreu, wie er sagt, — es ist Jos Fritz, und die Fahne ist die Bundschuhfahne von Lehen.

Aber der Bundschuh lebt weiter, — auch ohne Fahne. Nächtlich gehen die Anhänger von Jos Fritz von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf, im Elsaß, in der Oberrheinebene, im Schwarzwald, im Kraichgau, im Bauland und anderswo. Ein Chronist von damals schreibt: „Unter solchen Bauern, (die dem Bundschuh angehören), ist auch der Fritz von Grumbach uß dem Stift Speyer mit einem grauen Bart gewesen und hat sich allwegen hören lassen, er könne und möge nit sterben, der Bundschuh hab denn zuvor seinen führung erlangt.“

Die ergriffenen Bundschuhler in Freiburg geben vor ihren Richtern an, man habe nur ein paar Hundert Anhänger sammeln und dann losschlagen wollen in der Hoffnung, das Volk liefe der Bundschuhfahne zu. Der Freiburger Rat gibt bekannt: „Wir sind in Sorge, daß Jos Fritz, ein unendlich boshafter Mann, der so in der Bosheit verstopft ist, daß er in seinem Benehmen nit aufhören kann, sondern sich untersteht, den gemeinen Mann zu einem solchen lästerlichen Benehmen zu bewegen.“ Und man gebiete allen Zunftstuben, „daß sich niemand mit Worten oder Werken dieser bößhaften Leuten durch Gesellschaft oder Handlungen annähme“. Und als zu Freiburg, Basel und Schaffhausen die Köpfe der Bundschuhler ins blutgetränkte Gras rollen, und wieder gevierteilt wird, erheben sich vielerorts schwere Stimmen gegen diese Strafen, und auf den Dörfern geht das Gerücht um, der Kaiser habe geboten, keinen Bundschuhler ohne seine Genehmigung an Leib und Leben zu strafen. Kaiser Maximilian muß feierlich seine Billigung zu den Hinrichtungen verkünden.

Aber der Bundschuh ist noch nicht ausgestorben. Es hat den Anschein, als ob die große Organisation des Jos Fritz in kleine Teile zerfallen ist; aber sie lebt weiter. Der Hochberger Landvogt aus dem unteren Breisgau berichtet im Februar 1514, daß „mit gutter Worheit ein neu Übung oder Practik vorhanden sei, den Bundschuh wieder anzufangen“. Mancherorts in Südwestdeutschland gehen die Wogen der Bauernerhebung hoch, so bricht 1514 unter Gaispeter von Beutelsbach bei Waiblingen im Schwäbischen der Aufstand des „Armen Konrad“ aus. Der Name will sagen, daß kein Rat mehr für die Bauern besteht, die unter dem Druck der weltlichen und geistlichen Herren stehen. In der mittelbadischen Stadt Bühl wettet der Gugelbastian gegen den Vogt. Man veranstaltet Umzüge mit ketzerischen Reden, bis die Reiter des Markgrafen in die Stadt sprengen und dem Spuk ein Ende machen. Aber Gugelbastian, der nach schrecklicher Folter auf dem Schafott in Freiburg sein Leben für die Idee der Bauernbefreiung opfert, ist kein Jos Fritz.

Immerzu wandert dieser Jos Fritz in den Jahren vor dem Bauernkrieg durch die oberrheinischen Lande. Immer und überall im Schatten des Henkers spricht im nächtlichen Schein der Fackeln „der Führer und Verführer des Volkes mit süßer Rede, wohl wissend, wo dem armen Mann der Schuh drückt und wo selbiger von Wuchern, Advokaten und Beutelschneidern von den großen Herren allzusehr mit Lasten und Fronen beschwert wird“. Und neben ihm wandern die vielen Werber für den Bundschuh durch die Lande. Jos Fritz hat sich in Landsknechtstracht eingekleidet, um unerkannt mit den vielen Landsknechten, den Bettlern und Aussätzigen und den reisenden Kaufleuten für seine Sache werben zu können. Die Eingeweihten erkennen ihn an einem kleinen silbernen Ring.

Man kann sich heute im Zeitalter der Motorisierung kaum ein Bild machen von

den vielen unterschiedlichen Menschen, die damals die Landstraßen bevölkerten. Diese Leute waren vielfach noch ärmer als die Bauern, für die Jos Fritz kämpfte. Neben den ehrbaren Kaufleuten waren es die Arbeitslosen jener Zeit, die Entwurzelten, die vielleicht aus einem Schwarzwaldhof stammten, der aber jetzt an den Letztgeborenen vererbt wurde, und die so vor einem Nichts standen. Dieses „fahrende Volk“ war oft eine Gefahr für abgelegene Bauernhöfe. Im 18. und 19. Jahrhundert wanderten diese Menschen scharenweise nach Amerika aus. In diese Regimenter der „Marschierer von der Landstraße“ reihte sich Jos Fritz ein.

In unzähligen Dörfern im Elsaß, im Breisgau, in der Offenburger Gegend, auf der Baar, in den Schwarzwaldtälern, im Kraichgau und Bauland geht immer noch die alte Bundschuhlosung von Mund zu Mund, „den gemeinen Mann in den Städten und Dörfern an sich zu bringen, Renten, Zins und Gülten abzuschaffen und hinfort dem Kaiser nichts mehr zu geben und die Landesherrschaften vernichten zu wollen“.

Vier Jahre nach den Ereignissen von Lehen holt Jos Fritz wieder zum großen Schlag aus. Es wird vereinbart: In Zabern treffen sich die linksrheinischen und auf dem Kniebis die rechtsrheinischen Bundschuhler. An einem nebligen Herbsttag des Jahres 1517 (des Jahres, in dem Martin Luther seine 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug), will Jos Fritz zum dritten Mal die Fahnen flattern lassen. Aber auch diesmal wird die Sache verraten. Dazu berichtet der Freiburger Rat: „Jos Fritz und seine Gesellschaft sitzen wieder im Land und die puntschuhler sollen sich wieder erheben.“ Darauf senden die Herren ihre reisigen Boten aus am ganzen Oberrhein, sie ergreifen einige Werber des Jos Fritz, und dann macht sich der Bundschuh wieder unsichtbar. Kein Verräter findet sich, den Fritzen auszuliefern. Er taucht wiederum spurlos unter. Die Vögte und Räte aber seufzen: „Aller anfang

und ursprung kompt us demselbigen boßhaften mann Jos Fritzen.“

Jos Fritz ist in die Geschichte als der „Vater des Bauernkrieges“ eingegangen. Sein Gelöbniß, er könne nicht sterben, ehe der Bundschuh seinen Fortgang genommen habe, gilt auch für die Jahre vor 1524. Aber der „Vater des Bauernkrieges“ erlebt den Ausbruch des großen Bauernaufstandes 1525 in Italien, wohin er mit den Landsknechten des Georg von Frundsberg gezogen ist.

Es gibt Historiker, die zu berichten wissen, Jos Fritz sei 1525 aus Italien wieder zurückgekehrt und habe als Bauernführer an der Erhebung tätigen Anteil genommen. Es sei ihm aber nicht mehr gelungen, die allzu verschiedenen Bauernhaufen unter ein einheitliches Kommando zu stellen. Jeder Anführer eines Bauernhaufens habe selbstherrlich befehlen wollen. Jede Kunde von Jos Fritz hört auf. Es scheint in der Tat, das Wort des Vaters des Bauernkrieges, er könne nicht sterben, ehe der Bundschuh seinen „fürgang“ genommen habe, in Erfüllung gegangen zu sein. Jos Fritz scheint gestorben zu sein, sobald der Bundschuh die Hauptlast der Bauernbewegung zu tragen hatte. Aber die Bewegung hat ihren Schwung und Begeisterung verloren, da der Tod den Führer geraubt hat. Jos Fritz tritt im Bauernkrieg nicht mehr in Erscheinung.

Zu den Führergestalten jener Zeit gehört neben Florian Geyer besonders Franz v. Sickingen, dessen Geschlecht aus unserem Kraichgau stammt. Allerdings hat Sickingen keinen Bauernhaufen befehligt, wohl aber geht die Meinung im Volke um, zu Landau sei ein Bundschuh des Rittertums gegen die Fürstenherrschaft unter Sickingen geschaffen worden, und der Pfarrer auf der Ebernburg in der Pfalz, die Sickingen zur stärksten Feste im Reich ausgebaut und wo Ulrich von Hutten Zuflucht gefunden hatte, schreibt: „In diesem Ritter ist mehr Mut und Mannesgeist als in allen Fürsten zusammen.“ Aber es gelingt nicht, Bundschuh und Ritterheer

unter eine Führung zu bringen, um die Fürsteherrschaft, die besonders den kleinen Mann und die Bauern bedrückt, zu brechen. Die Mauern von Landstuhl bersten unter den Kanonen der Fürsten, und ihre Trümmer schlagen Sickingen todwund. Er stirbt 1523 im Kellergemach des bezwungenen Landstuhl, und auf den Fürstenschlössern triumphiert man über den Tod des „Afterkaisers“.

Mit der Reformation hat die Bauernbewegung nichts zu tun, denn diese Bewegung liegt in ihren Anfängen mehr als hundert Jahre zurück.

Anmerkung zu den „Zwölf Artikeln“: Man spricht von den Zwölf Artikeln der schwäbischen Bauern 1525, den Miltenberger Artikeln von 1525 und von den allgemeinen Zwölf Artikeln wahrscheinlich von 1502. Diese Artikel befassen sich nicht nur mit der Bauernbefreiung; es werden darin auch allgemeine Forderungen angesprochen.

So heißt es z. B. im ersten Artikel der schwäbischen Bauern: „Zum ersten ist unser demütig bitt und begehrt, auch unser aller will und meinung, daß wir nun fürhin ge-

walt und macht wollen haben, eine gantz gemein (Gemeinde) soll ein pfarrer selbs erwählen und erkiesen. Auch gewalt haben denselbigen wider zu entsetzen, wann er sich ungepürlich hielt (verhält). Der selbig erwählt pfarrer soll uns das heilig Evangelium lauter und klar predigen ohne allen menschlichen zugesatz, lehr und gebot.“

Und im sechsten Miltenberger Artikel heißt es: „Zum sechsten wäre gut, daß alle weltlich recht im reich, bisher gebraucht, abgetahn und niedergelegt würden, und das göttlich und natürlich recht wie hievor und darnach vermerkt, ufgericht würt, damit hätte der arm so viel zugangs im rechten als der obrist und reichst.“ Dieser Artikel wendet sich also gegen die Ablösung des bisherigen deutschen Rechtes durch das römische Recht im Jahre 1502. Ein oberrheinischer Revolutionär schreibt damals: „Alle bosheit ist von den Lateinern entstanden, sie setzen uns ein bürgerliches Kriegerrecht vor: das ist min, das ist din, damit brechen sie all frundlichkeit und die liebe gottes, denn das römische recht ist wider das natürlich göttlich recht, davon neid und haß erstanden ist.“

---

## Frühsommer

*Das Laub ist voll. Die Wechselschatten schweigen  
im grünen Blattwerk tief in sich hinein.  
Und in den Gärten tönen helle Geigen  
glühweißen Lichtes, singen Holz und Stein.*

*Der Himmel ist wie ein zum großen Feste  
weithin getragenes feines Seidenkleid,  
von Diamanten schön. Der Berge Geste  
ist sanft wie amethystenes Geschmeid.*

*Das Glück ist reif. Pirole läuten dunkel.  
Da öffnen sich die Rosen stumm und klar.  
Die rote, die mit ihrem Samtgefunkel,  
erhöht der Tage Fülle wunderbar.*

Friedrich Roth

# Kurfürstin Anna Maria Luise und ihre Stiftung für Schwetzingen

Von K. Mossemann, Schwetzingen

Wenn es gut geht, dann werden die Archivbestände einer Pfarrei alle zwei oder drei Generationen einer Kontrolle unterzogen. Diesem Umstand verdanken wir es, über ein Kleinod aus dem Archiv der katholischen Pfarrei St. Pankratius in Schwetzingen berichten zu können.

Zwischen alten, verstaubten Aktenbündeln, in die für gewöhnlich kein Zeitgenosse einen Blick wirft, war auch ein unansehnlicher, schmaler Karton eingeklemmt. Seit Generationen, und das war in diesem Fall gut so, führte er ein geruhames Dasein, bis sein Dornröschenschlaf jäh unterbrochen wurde.

Bei der Sichtung, Registrierung und Verkartung der Archivbestände entdeckte Herr Reallehrer Hans Götz, der mit der Verwaltung des Archivs betraut wurde, den Karton. Er traute seinen Augen kaum, als er ihn behutsam öffnete. Man konnte ja nicht wissen, was er barg. Und da lag, fein säuberlich verpackt, ein silbernes Kreuz, dessen dunkler Belag auf ein ansehnliches Alter schließen ließ.

Wer kann ermessen, wie lange das Kreuz zweckentfremdet in der Verpackung ruhte? Warum fühlte sich wohl ein geistlicher Herr bewogen, das kleine Kreuz, wenn auch ehrfurchtsvoll, beiseite zu legen? Gab es zu irgend einer Zeit vielleicht modernere Kreuze dieser Art, die man nicht, mit einer langen Halskette versehen, auf der Brust tragen mußte, wenn der Pfarrer zu einem Kranken, der das Abendmahl begehrte, gerufen wurde?

Diese und ähnliche Fragen bewegen den Besucher, der sinnend das alte Kreuz betrachtet. Vergangene Zeiten nehmen Gestalt an und ziehen am geistigen Auge vorüber. Wie oft mag der Geistliche in der Zeit des Polnischen Thronfolgekrieges (1733—1735)

das Kreuz getragen haben, als die Franzosen gegen Philippsburg zogen und es einnahmen? Da flüchteten, nach den Einträgen im katholischen Kirchenbuch, Einwohner aus Ketsch, Neudorf, Oberhausen, Reilingen, St. Leon und Wiesental „wegen des französischen Krieges“ in das kurpfälzische Schwetzingen, das von den Kriegswirren verschont blieb.

In wieviel Elendshütten mußte der Geistliche einkehren in einer Zeit, in der man am kurpfälzischen Hof in Schwetzingen glänzende Feste abhielt, während das Volk darbt, da es die Lasten der Annehmlichkeiten der illustren Hofgesellschaft tragen mußte.

Als im Verlauf der Französischen Revolution die linksrheinische Pfalz 1792—1795 heimgesucht wurde und die Flüchtenden Faul- und Fleckfieber einschleppten, mußte der Geistliche des öftern mit dem Kreuz an Krankenbette eilen, um die Kommunion zu spenden.

Zeiten kommen, Zeiten gehen. Kein Verzeichnis registrierte das kleine Kreuz. Es war eben da, existierte. Aber allmählich geriet es in Vergessenheit. An sich ist das nicht verwunderlich. Einmal beiseite gelegt, kam es aus dem Gesichtskreis, da man es nicht mehr benötigte. Es ist schließlich der Welt Lauf, daß das, was keine Erwähnung mehr findet, abgeschrieben ist, bis es eines Tages doch wieder auftaucht. In besagtem Fall preisen wir diesen Tag.

Zum Äußeren des Kreuzes darf folgendes gesagt werden. Der Form nach ist es ein lateinisches Kreuz mit 11 und 8 cm Balkenlänge, so daß die Teile des Querbalkens bei einer Balkenbreite von 3 cm von dem Längsbalken 2,5 cm abstehen.

Das Kreuz besteht aus einem kastenförmigen Unterteil, dessen Höhe 1,2 cm beträgt, und dem Deckel, der sich durch ein



*Verschlusskreuz: Vorderseite*



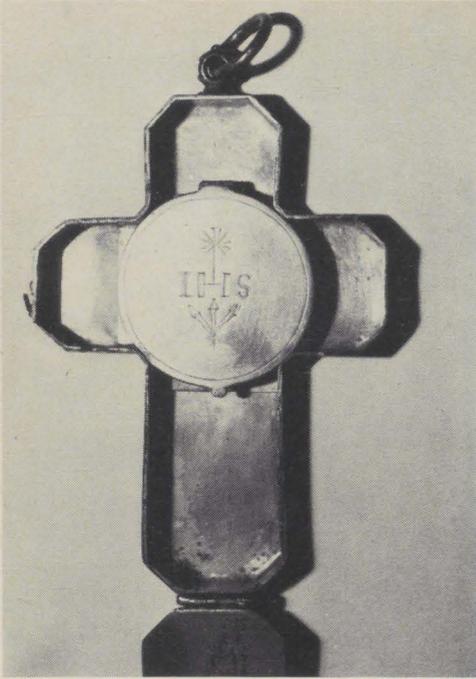
*Verschlusskreuz: Rückseite*

Scharnier am Fußende des Kreuzes bewegen läßt. An den Seiten des Querbalkens befinden sich am Deckel je eine Öse, am Kastenteil je ein Haken zum Verschließen. Der Längsbalken trägt oben am Kastenteil eine starre Öse, durch die ein Ring geführt ist. Die silberne Kette, so darf wohl mit Bestimmtheit angenommen werden, die einstmals durch den Ring lief, ist abhanden gekommen, oder sie wurde einem anderen Zweck zugeführt. Auf der Vorderseite des Kreuzes, dem Deckel, befindet sich eine Gravur, wie man sie als Weihezeichen und Schmuck für kirchliche Geräte öfter findet. Es ist ein Kreuz mit dem Corpus Christi.

Die Rückseite des Kreuzes zeigt in der Gravur das Wappen der Stifterin. Am Fußende des Längsbalkens ist die Jahreszahl 1711 eingraviert. Das Wappen, das man übrigens im Großformat auf den Säulen zu beiden Seiten des Eingangs zum Schwet-

zinger Schloß bewundern kann, ist das Familienwappen des Adelsgeschlechtes der Medici. Neben fünf erhabenen, runden Wülsten zeigt oben der sechste Wulst drei sogenannte französische Lilien, die Wappenslilien der Bourbonen (*fleurs de lis*). Florenz, die Hauptstadt Toskanas, und Lille in Nordfrankreich führen die gleiche Lilie im Wappen, Florenz allerdings mit zwei Blütenstäben zwischen den drei mit einem Band zusammengehaltenen lanzettförmigen Blättern, von denen die beiden äußeren jeweils halbmondförmig nach außen gebogen sind.

„Das Stammwappen der Medici hatte in Gold 6 rote Ballen in der Anordnung 1 — 2 — 2 — 1. Im Jahr 1466 wurde dem Pietro de Medici von König Ludwig XI. von Frankreich aus besonderer Gnade der oberste Ballen in seiner Farbe verändert (blau, statt rot) und mit den französischen, goldenen Lilien belegt. Als Kleinod führten die Medici



*Verschkreuz mit Pyxis*

einen Jagdfalken mit roter Haube, der einen Ring im Schnabel und einen silbernen Zettel (Band) mit dem Wort SEMPER in der Kralle hält. Der Helm wurde von 1531 an mit der Florenzer Krone geschmückt, deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß sie eine Zackenkrone ist und den mittlersten Zacken mit einer goldenen Lilie besteckt hat, auf welche Lilie dann der Falke zu stehen kam. Die Decken des Helmes sind rot und gold. Hinter dem Schilde kommt das Kreuz des Stefansordens (gestiftet 1562) hervor.“ (Siebmacher, Bd. I, 2 Tafel 112, Text Seite 145/46.)

Der tiefere Sinn der 6 Bälle im goldenen Feld des Wappens ist unbekannt. Die Medici gehörten jedenfalls einer Bankgilde an und können als wohlhabende Bank- und Handelsleute schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts nachgewiesen werden. Als die Familie nach achtzehnjähriger Verbannung im Jahr 1512 wieder in Florenz einzog, wurde

sie vom Volk mit dem alten Ruf „Palle! Palle!“ begrüßt. Der Pariser Witz, der die Königin Katharina Medici (1519—1589) wegen ihrer bürgerlichen Herkunft verächtlich machen wollte, setzte das Gerücht in Umlauf, die Medici seien Apotheker gewesen, und die Kugeln im Familienwappen, die weltbekannten Palle, würden Pillen darstellen, die sie einst gedreht hätten (Young, a. a. O. Seite 17/18, 219).

Der kastenförmige Unterteil des Kreuzes enthält eine Hostienbüchse mit Deckel aus Silber mit einem Durchmesser von 4,2 cm. Innen ist der Behälter vergoldet. Der Deckel trägt das Christusmonogramm JHS. Die Dose ist auf Silberblech befestigt, das in die Kreuzbalken hineinpaßt. Sie hat kaum Spielraum, ist aber zum Herausnehmen eingerichtet.

Die Stifterin war die kluge, musikalisch hochbegabte und tieffromme zweite Gemahlin des Kurfürsten Johann Wilhelm (1690 bis 1716), Anna Maria Luise von Medici. Sie war die Tochter des Großherzogs Cosimo III. von Toskana und Schwester des Großherzogs Gian Gastone, mit dem 1737 das Geschlecht der Medici im Mannesstamm erlosch.

Mit ihrem Gatten, dem ersten großen Barockfürsten der Pfalz, dem sie 1691 angetraut wurde, teilte Anna Maria Luise die gleiche Vorliebe für Kunst. Da ihre Mitgift 300 000 Scudi (Silbertaler) betrug, die in jährlichen Raten von 20 000 Scudi ausbezahlt wurden, konnte das kurfürstliche Paar seinen Kunstinteressen huldigen. Es gab die recht erhebliche Summe auch mit vollen Händen zielbewußt aus (Young, a. a. O. Seite 498).

Ihre Stiftung für Schwetzingen ist umso bemerkenswerter, als die Kurfürstin kaum für längere Zeit jeweils in der Pfalz gewesen sein dürfte; denn die kurfürstliche Residenz war ja in Düsseldorf, und Kurfürst Johann Wilhelm kam erst nach dem Pfälzischen Erb-

folgekrieg 1698 in seine Pfalz, in der vieles in Schutt und Asche lag.

In seine Regierungszeit fällt der Wiederaufbau des Schlosses in Schwetzingen, der im wesentlichen 1706 oder 1707 abgeschlossen war, während die Erweiterungsbauten und der Ausbau des Schlosses erst in den Jahren 1716/17 fertig wurden (Martin, a. a. O. Seite 28—36). Nach einer Auflage von 1710 (Düsseldorf, 26. 3. 1710) mußte der neue Bau der Schloßkapelle „aufs förderlichste und zwarn um so ehender zum standt gebracht werden, als Höchstgemelte Ihre Churfürstliche Durchlaucht gnädigst entschlossen, sich künftig Jahr dahin zu begeben.“ (Martin, a. a. O. Seite 28—36.) Nach der Kaiserwahl Karls VI. weilte Kurfürst Johann Wilhelm 1711 dann auch mit seinem ganzen Gefolge in Schwetzingen (Kühn-Steinhausen, a. a. O. S. 91). Und von diesem Jahr datiert die Stiftung des Versekreuzes der Kurfürstin.

Nachdem Kurfürst Johann Wilhelm 1716 im Schloß zu Düsseldorf gestorben war, kehrte die Kurfürstin, deren Ehe kinderlos geblieben war, nach Florenz zurück. Sie überlebte ihren Gatten noch über 20 Jahre. Viele Kunstschatze wanderten von Düsseldorf auf ihren Witwensitz in Florenz; denn nach dem Ehevertrag mußte, falls der Kurfürst vor der Kurfürstin ohne Erben starb, Düsseldorf die Mitgift zurückbezahlen.

Das war an sich nichts Außergewöhnliches; denn in den meisten Fällen, vielleicht auch nach altem Brauch, fiel die Mitgift, das Zugeld, bei kinderlosen Ehen beim Ableben des Ehemannes wieder an die Frau zurück. Starb die Frau ohne Leibeserben vor dem Mann, so hatte dieser von dem Zugebrachten nur die Nutznießung, so lange er lebte, und nach seinem Tod fiel die volle Summe den Erben der Frau zu.

Anna Maria Luise von Medici gab in Florenz ungeheure Summen für wohlthätige Zwecke aus. Sie unterstützte die Armen mit monatlichen Zuwendungen von 1000 Ze-



*Zungenblecker*

chinen. Das bedeutete über 80 000 Mark jährlich. (Young, a. a. O. Seite 497—505.) Im Jahr 1743 starb die mildtätige Fürstin im Alter von 76 Jahren, betrauert von dem ganzen Volk.

Der Goldschmied jener Tage, der das Schwetzingener Kreuz schuf, war noch durchdrungen von altem Brauchtum. Dem flüchtigen Beschauer mag die Feinheit auf der Rückseite des Kreuzes entgehen. Deshalb darf hier darauf aufmerksam gemacht werden. Den Abschluß der Gravur bildet unten ein winziges Gesicht. Die herausgestreckte Zunge läßt auf einen sogenannten Zungenblecker schließen. Was soll auf einem heiligen Gefäß diese Verzierung? Der Graveur wußte es im Jahr 1711 noch ganz genau. Ihm schien es wichtig, gerade das heilige Gefäß gegen alle bösen Mächte und Einflüsse abzuschirmen. Und das konnte nach altem Brauch nur ein Neidkopf wirksam voll-

bringen. Dieser allein konnte apotropäisch, d. h. geisterabwehrend, wirken.

Stören wir uns nicht an dem Bildchen! Wie tief der apotropäische Gedanke noch heute im Volk wurzelt, beobachtet man mitunter noch bei Kindern. Von Generation zu Generation vererbte es sich weiter. Können sich solche Rangen gegen einen Widersacher nicht mehr behaupten, dann strecken sie einfach die Zunge heraus, wenn auch nicht so weit, wie es die in Stein gehauenen Zungenblecker, die man landauf, landab in Tor-

bogenscheiteln oder an Fachwerkhäusern, in Holz geschnitzt, bewundern kann.

Literaturhinweis:

Kühn-Steinhausen, Hermine, „Johann Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz, Herzog von Jülich — Berg“, Verl. Michael Triltsch, Düsseldorf, 1958

Martin, Kurt, „Die Kunstdenkmäler Badens“, Bd. 10 zweite Abteilung, Stadt Schwetzingen; Verl. C. F. Müller, Karlsruhe, 1933

Siebmacher, Johann, „Wappenbuch“, Bd. 1, 2, Tafel 112

Young, George Frederik, „Die Medici“, (mit Stammtafeln) Winkler Verlag, Coburg, 1948, zweite Auflage

---

## Des Sommers Finale

*Das Land riecht nach Sommer und würzigem Heu,  
Nach Waldluft und harziger Nadelstreu,  
Wenn die Winde über die Schoren geb'n  
Und die Hauer im Fichtenschlage steh'n.*

*Schon wogt in den Ähren der Körner Gewicht,  
Und der Mohn leuchtet rot und die Sonne sticht.  
Die Stare ordnen ihr flatterndes Heer  
Zum Zug nach dem Süd, weit über's Meer.*

*Wenn die Nebelfrau geistert im Wiesengrund  
Und die Zeitlos' erwacht in der Frührotstund',  
Dann flüstern die Mädchen vom Erntetanz  
Und träumen von Liebe und Myrtenkranz*

*Das Land riecht nach Sommer und Reifen und Glut,  
Wenn es müde verträumt im Sonnenglast ruht.  
Bald duftet es süß nach rebfrischem Wein,  
Bald wird auch des Sommers Finale sein.*

Arthur Trautmann

# Aus der Baugeschichte der evangelischen Stadtkirche Durlach

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

Die evangelische Stadtkirche war und bleibt ein wesentlicher Bestandteil und ein Wahrzeichen des Durlacher Stadtbildes. Stellt sie auch von kunstgeschichtlichem Standpunkt aus unter den Kirchen unseres Landes keine besondere Sehenswürdigkeit dar, so ist ihre Bedeutung für die Heimatgeschichte umso höher zu veranschlagen. Denn wir wissen, daß das Schicksal der evangelischen Stadtkirche immer besonders eng mit der Geschichte Durlachs verbunden war. Die Kirche ist so ein sichtbares Zeichen leid- und freudvoller Epochen der Vergangenheit. Ein kurzer Rückblick auf ihre Geschichte offenbart uns, daß diese so bewegt und wechselvoll war wie das Treiben der Menschen, die in Jahrhunderten um sie werkten und wirkten.

Nach der Brandkatastrophe im August 1689 bot die markgräfliche Residenzstadt Durlach einen trostlosen Anblick. Die Häuser waren fast völlig niedergebrannt, ein großer Teil der Bewohner hatte die Flucht ergriffen, die Felder lagen gänzlich verwüetet. Die verbliebenen Bürger besaßen nicht einmal mehr ein gebrauchsfähiges Gotteshaus, ein in ihrer seelischen Not für sie doppelt fühlbarer Verlust. Stehengebliebene Kellergewölbe mußten zunächst mehr schlecht als recht zu gottesdienstlichen Zwecken dienen. Um die Lage wenigstens etwas zu bessern, verfiel man 1691 auf den Ausweg, das hölzerne Lusthaus auf dem Turmberg abzubrechen und als Notkirche im Gymnasiumsgarten aufzuschlagen. Hier stand dieses noch bis zum Jahre 1726.

Der seit 1688 im Amt befindliche evangelische Stadtpfarrer Zacharias Böltzner, der schon vier Jahre zuvor als Archidiakon in Durlach gewirkt hatte, bekam zwar unterm 23. September 1689 von der markgräflichen Regierung eine weiterlaufende Besoldung

140 Gulden, 10 Malter Roggen, 20 Malter Dinkel, 5 Malter Hafer, 2 Malter Gerste und 2 Fuder Wein zugesichert. Am 7. Januar 1692 beschwerte sich jedoch Böltzner, daß er seit 14 Monaten keinen Kreuzer Geldbesoldung mehr erhalten habe, und außerdem auch noch die Lieferung von insgesamt 35 Malter Frucht ausstehe. Daraufhin erhielt der Amtskeller zu Pforzheim Johann Popp umgehend den Auftrag, zwei Fuder Wein vom Jahrgang 1690 unter Besoldungsanrechnung von 120 Gulden an Böltzner zu verabfolgen. Ebenso befahl man schließlich am 4. August 1692 dem Durlacher geistlichen Verwalter und Schatzungseinnahmer Johann Peter Hoffmann, aus dem eingehenden Pfundzoll nach Möglichkeit die rückständige Pfarrbesoldung zu entrichten. Ähnlich, zum Teil noch schlechter, erging es den übrigen geistlichen und weltlichen „Bedienten“ der unteren Markgrafschaft.

Da Markgraf Friedrich Magnus und seine Regierung sich außerstande sahen, neben der Behebung der anderwärts im Lande entstandenen Schäden auch die Mittel zum gleichzeitigen Wiederaufbau der Karlsburg (Schloß) und der Stadtkirche in Durlach aufzubringen, veranstaltete man 1698 für die zerstörten Kirchen und Schulen in Durlach und Pforzheim eine Sammlung in der engeren und weiteren evangelischen Nachbarschaft. Auch die Bischöfe von Konstanz und Basel hatten die Erlaubnis erteilt, bei der evangelischen Minderheit ihrer Untertanen zu sammeln. Man sandte nun Männer aus, die in den verschiedensten Teilen Deutschlands und darüber hinaus solche Sammlungen durchführten.

Den längsten Weg hatte hierbei der aus Kempten stammende Pfarrer der Durlacher Dreifaltigkeitskirche Georg Wilhelm Buchholz zu bewältigen, der nach einem kürzeren

Besuch in der östlichen Schweiz und im Bistum Konstanz den ober- und niedersächsischen sowie westfälischen Kreis, Holland, England, Schweden und Dänemark bereiste und erst nach 1703 zurückkehrte. Der Pfarrer von Rötteln Johann Pannifex besuchte Straßburg und die anderen evangelischen Städte und Herrschaften des Elsaß. Der schwäbische und fränkische Kreis waren dem Pforzheimer Oberdiakon Johann Konrad Stadtmann als Reisegebiet zugeteilt. Ein Gesuch der Durlacher, ihren Stadtpfarrer Böltzner dem Pforzheimer Geistlichen beizugeben, wurde abgelehnt. Als vierter Abgesandter begab sich der Grenzacher Pfarrer Johann Andreas Hitzig nach der westlichen Eidgenossenschaft und den „zugewandten“ Orten, dem Bistum Basel und der unter württembergischer Verwaltung stehenden gefürsteten Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard süwestlich Belfort).

Jedem der ausgesandten Geistlichen wurden vom Markgraf Friedrich Magnus unterschriebene Bescheinigungen ausgestellt, die zum Teil auch in Latein und Französisch abgefaßt waren.

Die Beiträge, die auf diese Weise eingingen, waren für die damaligen wirtschaftlichen Verhältnisse und unter Berücksichtigung des damaligen Geldwertes mitunter erstaunlich hoch. So stiftete z. B. die württembergische Regierung in Stuttgart 1000 Gulden. Aus Hamburg kamen insgesamt 1700 Gulden. Von den Städten gaben u. a. Heilbronn 300, Schwäbisch Hall 125, Lindau 120, Nürnberg 100, Augsburg 75, Rothenburg 60, Nördlingen 60, Kempten 40, Kaufbeuren 40, Biberach 40, Isny 30, Weißenburg am Nordgau 24 Gulden usw. Das Gesamtergebnis der Sammlung ist aus den Akten nicht mehr zu ersehen. Doch ermöglichten es die eingehenden Sammlungsbeträge der markgräflichen Regierung, den Wiederaufbau der Durlacher Stadtkirche unverzüglich in Angriff zu nehmen.

Von der gegen Ende des 15. Jahrhunderts erbauten spätgotischen Stadtkirche, deren unterer Turmteil auf einen im 12. Jahrhundert vorausgegangenen romanischen Bau hinweist, war durch den Brand das Langhaus und der Turmhelm zerstört worden; auch vom Chor standen lediglich noch die äußeren Umfassungsmauern. Obwohl Hofbaumeister Thomas Lefèvre 1698 den Rat gab, zunächst die weniger zerstörte Spital- oder Dreifaltigkeitskirche wiederherzustellen, erfüllte Markgraf Friedrich Magnus den Wunsch von Gericht und Rat der Stadt Durlach (Schreiben vom 7. März 1698), die Stadtkirche wiederaufzubauen. Die Leitung des Baues übertrug man dem Mailänder Johannes (Giovanni) Mazza, der zugleich am Wiederaufbau der Karlsburg beteiligt war. Auch andere am Schloßbau beschäftigte Männer, wie den Bauverwalter Johann Philipp Prizier und die Maurermeister Sebastian Hemberger, Adrian Fueg und Hans Adam Zöller finden wir in den Bauakten der Stadtkirche. Mazza hielt sich an den Entwurf des bekannten Rastatter Hofarchitekten Domenico Egidio Rossi. Da durch die erhaltenen Teile des Chores im Osten und des Turmes im Westen eine Ausdehnung nach diesen Seiten unmöglich war und der Marktplatz eine Verbreiterung der Kirche nach Norden verbot, wurde das dreischiffige, durch je vier Steinsäulen und zwei Halbsäulen geteilte Langhaus nach Süden erweitert, weshalb seine Längsachse nicht in der Mitte verläuft.

Die zum Bau benötigten Eichenstämme mußten aus dem Durlacher Gemeindewald geliefert werden, während die Forlen in den herrschaftlichen Hardtwaldungen geschlagen wurden. Die den Waldungen am nächsten gelegenen Ortschaften des Oberamtes Durlach wie Rüppurr, Rintheim, Hagsfeld und Blankenloch, desgleichen die Ämter Mühlburg, Graben und Staffort fuhren auf dem Fronweg Holz heran. Die Stadt Durlach

und die übrigen Gemeinden ihres Oberamtes wie Grötzingen, Berghausen, Söllingen, Aue und Wolfartsweier mußten Steine und sonstige Baumaterialien herbeischaffen. Kalk lieferte vorwiegend der Kalkofen auf dem Grötzinger Berg (vergl. Durlach Spez. Akten 8277). Ziegel und Backsteine kamen u. a. auch aus den Ziegeleien Wilferdingen, Wössingen und Stein. Das Oberamt Pforzheim erhielt die Weisung, die im Steinbruch zwischen Dürrn und Göbrichen liegenden, gebrochenen und zum Teil schon gehauenen Steine nach Durlach zu bringen.

Um von den gotischen Fenstern des Chores nicht allzu sehr abzuweichen, setzte Mazza im Langhaus ebenfalls gotische Spitzbogenfenster — allerdings ohne Maßwerk — ein. Die beiden Portale an den Langhauswänden erhielten die zeitentsprechenden barocken Formen. Der Turm — wie bereits erwähnt — in seinem unteren viereckigen Teil romanisch, war mit seinem spätgotischen, achteckigen mittleren Teil — einschließlich eines Teiles der Galerie — beim Brand erhalten geblieben. Da mit dem Jahre 1703, wohl mangels weiterer finanzieller Mittel, der Bau ins Stocken geriet, hatte man den Turm mit einem aus Brettern gefertigten Notdach in Pyramidenform abgeschlossen. Daß ein solches Provisorium auf die Dauer Wind und Wetter nicht standhalten konnte, war nicht weiter verwunderlich.

Bereits seit 1711 mehrten sich die Klagen über die zunehmende Baufälligkeit des Turmes, von dem die losen Steine auf das Kirchendach und die Straße herabzufallen begannen. Obwohl die neuangebrachte Kirchenglocke und die drei Glocken auf dem Glockenstuhl dadurch fast schutzlos dem Wetter preisgegeben, und obwohl mehrfach die geistliche Verwaltung, Oberamt, Pfarr- und Stadtgemeinde Durlach deshalb vorstellig geworden waren, wurde keine fühlbare Abhilfe geschaffen. Um den Turm beim Läuten nicht zum Einsturz zu bringen, mußte man



*Evang. Stadtkirche Durlach mit Rathaus und Marktplatz*

Bild: Stadtarchiv Karlsruhe

die Glocken auf einem Gerüst auf dem Marktplatz aufstellen.

Markgraf Karl Wilhelm hatte in Karlsruhe andere Bausorgen und war anscheinend seit seinem Wegzug aus Durlach auf die Bewohner seiner ehemaligen Residenz nicht mehr gut zu sprechen. Jedenfalls machte er immer wieder Schwierigkeiten. Die Summe für den endgültigen Ausbau des Turmes erschien ihm zu hoch. Baumeister Johann Heinrich Arnoldt hatte zwar seinen 1430 Gulden betragenden Voranschlag zur Fertigstellung des Kirchturmes vom 26. Februar 1721 inzwischen in einem neuen Überschlag vom 10. August 1729 auf den Preis von 1290 Gulden 51 Kreuzern ermäßigt. Trotzdem war Karl Wilhelm — wie aus einem Auszug aus dem Geheimratsprotokoll vom 27. Oktober 1729 hervorgeht — der Meinung, daß es nicht nötig sei, in dieser „klemmen Zeit“ so kostbar zu bauen, und er woll-

te deshalb lediglich nur einen Zuschuß von 200 bis 300 Gulden bewilligen. Selbst als die Stadt Durlach sich unterm 17. Juni 1732 bereit erklärte, auf die von ihr vorschüßlich bezahlten Steuerschulden der herrschaftlichen Beamten in Höhe von 520 Gulden 44 Kreuzern zu verzichten, wenn dieser Betrag zur Fertigstellung des Kirchturmes verwendet werde, antwortete Karl Wilhelm, die Stadt solle ihre Außenstände selbst einziehen, jedoch der Regierung mitteilen, was sie an anderen Gefällen zuzuschießen bereit wäre. So dauerten die Streitigkeiten wegen der Fertigstellung des Kirchturmes während der ganzen Regierungszeit Karl Wilhelms an.

Kaum war aber der Markgraf 1738 gestorben, wandten sich die Durlacher an die damalige Vormundschaftsregierung für den noch minderjährigen Karl Friedrich, und bereits ein Jahr später (ein Eintrag im Kirchenbuch der evangelischen Pfarrei Durlach nennt den 31. August 1739) war der Turm glücklich vollendet. Man hatte sich — im wesentlichen auf der Grundlage eines 1719 eingereichten Entwurfs des Baumeisters Benedikt Burtscher — für eine welsche Haube mit Laterne und zwiebelartiger Spitze entschieden. Der Turm bietet somit auch heute noch das seltsame Bild, daß er in seinem unteren Teil dem romanischen Stil, in der Mitte der Spätgotik und im oberen Teil den Formen des Barocks zugehört.

Die Kirche war schon im September 1700 so weit fertiggestellt, daß in ihr Gottesdienst abgehalten werden konnte. (Das Kirchenbuch verzeichnet am 28. August 1700 im wiederhergestellten Gotteshaus die erste Taufe.) An Ostern 1701 fand die feierliche Einweihung statt. Um zusätzliche Mittel zum Kirchenbau zu erhalten, hatte man schon im voraus die Mietbeträge für die reservierten Kirchenstühle eingezogen. Im Inneren war die Ausstattung zunächst denkbar einfach; doppelte Emporen liefen der Westseite und von da der Süd- und Nord-

seite bis zum vorletzten Joch entlang. Die Empore an der Nordseite wurde 1770 bis zur Ostwand verlängert.

Im August 1700 kaufte im Auftrag der markgräflichen Regierung der Rentkammerkanzlist Philipp Albrecht Weidner vom Vogt zu Oberrod in der Herrschaft Limburg Johann Nikolaus Baumer eine kleine Orgel um 100 Gulden, ein Betrag, der sich bis zur Aufstellung der Orgel auf der oberen Empore der Westseite der Stadtkirche in Durlach um 38 Gulden erhöhte. Die kleine Orgel erwies sich bald als völlig unzureichend, und so wurde 1712 eine in Heilbronn gefertigte, etwas größere angekauft. Doch auch diese genügte nicht den Ansprüchen. So bestellte man 1755 ein neues Orgelwerk bei den Brüdern Johann Philipp und Johann Heinrich Stumm von „Rauhen Sulzbach“ im Kurtrierischen zum Nettopreis von 2400 Gulden. Um die neue Orgel aufstellen zu können, wurde 1758 die Heilbronner Orgel ins Oberland nach Niedereggenen verkauft, die obere Westempore abgerissen und die untere Empore erneuert. Am ersten Sonntag nach Epiphanie 1759 wurde mit Unterstützung der fürstlichen Hofkapelle in Gegenwart des Markgrafen Karl Friedrich mit einer Festveranstaltung die Stumm'sche Orgel eingeweiht. Die nähere Beschreibung dieser Orgel verdanken wir einem Aufsatz des Karlsruher Stadtarchivars Ernst Schneider in der „Badischen Heimat“ (48. Jg. 1968, Heft 4, S. 420—426). In späterer Zeit hat die Orgel noch mehrmalige Überholungen, gewöhnlich durch Angehörige der Durlacher Orgelbauerfamilie Voit, erlebt.

Im Gegensatz zu seinem Großvater war Karl Friedrich den Durlachern und ihrer Stadtkirche eher gewogen. 1770 wurde im Innern der Kirche ein umfangreicher Umbau vorgenommen, nachdem der Markgraf kurz zuvor eine neue barocke Kanzel gestiftet hatte. Altar und Taufstein wurden erneuert. Die renovierte Kirche erlebte — gleichfalls in Anwesenheit des Landesfürsten — am

ersten Adventsonntag 1770 ihre Neueinweihung. Im Verlaufe der restlichen Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts und während des 19. Jahrhunderts wurde die Kirche noch mehrfach überholt. Die letzte größere Renovierung vor dem Zweiten Weltkrieg fand im Jahre 1933 statt. Die von den Durlacher Bürgern 1871 und 1875 gestifteten Glasgemälde im Chor der Kirche wurden leider ein Opfer dieses Kriegs. Sie stellten den auferstandenen Christus, die Apostel Matthäus und Johannes und die Geburt Christi dar.

Im Chor befinden sich übrigens auch noch die Ruhestätten der beiden als Kriegsmänner bekannten Markgrafen Karl August Johann Reinhard (geb. 14. November 1712, gest. 31. Mai 1786 in Durlach) und Christoph (geb. 5. Juni 1717, gest. 18. Dezember 1789 zu Durlach), von denen sich der Erstgenannte noch als Mitglied der Vormundschaftsregierung zusammen mit der Markgräfinwitwe Magdalena Wilhelmine um das Land große Verdienste erworben hat.

Wie Fecht in seiner Stadtgeschichte anführt, wurden bereits 1698 in Stuttgart zwei Glocken für die im Aufbau befindliche Stadtkirche im Gesamtgewicht von 37 Zentnern und 21 Pfund gegossen. Die kleinere der beiden wurde, da sie nur geflickt war, nicht angenommen. Auch die größere, die angekauft wurde, bezeichnete der als Prüfer bestimmte Straßburger Glockengießer noch als mangelhaft. Aus den Bauakten im Badischen Generallandesarchiv geht aber hervor, daß die Kirche 1721 mit Sicherheit schon drei Glocken besaß. Wie bereits erwähnt, mußten diese später bis zur Vollendung des Kirchturmes auf einem Gerüst am Marktplatz aufgehängt werden.

Am 12. März 1730 bekam die mittlere, 16 Zentner schwere Glocke drei große Risse und mußte deshalb im Sommer des gleichen Jahres vom Landauer Glockengießer Heinrich Ludwig Goßmann zu einer leichteren, etwa 11 Zentner schweren Glocke umgegossen werden. Das übrig bleibende Metall be-

nutzte man dazu, aus der nur anderthalb Zentner schweren kleinen Glocke, die mit den anderen im Ton nicht völlig harmonierte, eine 625 Pfund schwere neue Glocke zu gießen. Von dem vereinbarten Gesamtpreis von 222 Gulden und 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Kreuzern mußte die Stadt Durlach statt des ursprünglich veranschlagten Betrags von 100 Gulden schließlich 113 Gulden und 52 Kreuzer tragen. Weitere 14 Gulden mußten vom Stadtalmosen bestritten werden.

Anfang Mai 1733 bekam die große, 24 Zentner schwere Glocke gleichfalls einen Sprung. Diesmal ließ man zunächst den bischöflich speyerischen Glockengießer zu Bruchsal Johann Jakob Speck einen Überschlag für den Umguß in eine leichtere, 19 bis 20 Zentner wiegende Glocke machen. Die Kosten wurden von diesem auf 171 Gulden und 30 Kreuzer berechnet. Der Betrag erschien den verantwortlichen Männern jedoch zu hoch. Auf Befehl des Markgrafen Karl Wilhelm vom 17. Juni 1733 schloß man so am folgenden Tag wieder mit Goßmann einen preiswerteren Akkord.

Schließlich mußte man im Dezember 1784 feststellen, daß auch die kleine Glocke gesprungen war. Durch Vertrag vom 21. Januar 1785 verpflichtete man den kurpfälzischen Stück- und Glockengießer Franz Anselm Speck zu Heidelberg, den Umguß vorzunehmen. Als nun im Sommer des gleichen Jahres die umgegossene Glocke wieder in Durlach eintraf, stellte man fest, daß die Klangharmonie zu den beiden anderen Glocken gestört war. Gegen Erstattung von zwei Dritteln der nochmaligen Transportkosten goß sie Speck ein zweites Mal in eine leichtere Glocke um. Da auch diese nicht zur Zufriedenheit ausfiel, verkaufte man sie im Januar 1786 zum Preis von 472 Gulden und 36 Kreuzern an die geistliche Verwaltung Stein für die Kirche in Singen. Als Ersatz erwarb man von Speck eine neue, nochmals leichtere Glocke für 345 Gulden und 23 Kreuzern. Zu guter Letzt wies die große

Glocke am 22. November 1789 wiederum einen Sprung auf, so daß Speck am 2. Januar 1790 vertraglich erneut für einen Umguß gewonnen wurde.

Als Mitte des vorigen Jahrhunderts eine der alten Glocken wieder unbrauchbar geworden war, ersetzte man sie durch eine neue, die von der Glockengießerei Grüninger in Villingen angefertigt wurde. Da die letztgenannte Glocke im Ersten Weltkrieg eingeschmolzen werden mußte, entschloß sich nach Kriegsende die evangelische Kirchengemeinde ein vollkommen neues vierstimmiges Geläute zu erwerben, das dann am 1. Oktober 1922 feierlich eingeweiht wurde.

Die Kosten für diese vier neuen Glocken, die ein Gesamtgewicht von fast 60 Zentnern hatten, wurden größtenteils durch Spenden der Mitglieder der evangelischen Kirchengemeinde aufgebracht. Drei dieser Glocken, die Christusglocke (d) mit dem Bild des gekreuzigten Christus, die Kriegergedächtnisglocke (f), dem Gedenken der etwa 320 gefallenen Angehörigen der evangelischen Kirchengemeinde gewidmet, und die Heimatglocke (as) mit einem Relief der Stadt Durlach, mußten im Zweiten Weltkrieg wieder abgegeben werden.

Noch häufigere Reparaturen als an den Glocken waren an der Kirchenglocke notwendig. Vor dem Brande 1689 besaß die Stadt vier öffentliche Uhren, und zwar auf dem Blumentor (die von der herrschaftlichen Amtskellerei unterhalten werden mußte), an der Karlsburg (für die gleichfalls die Herrschaft verantwortlich war), auf dem Bielenstor (die die Stadt in Betrieb halten mußte) und schließlich die Uhr an der Stadtkirche (für die die Herrschaft bzw. geistliche Verwaltung Reparatur und Unterhalt bestritt, während die Stadt den Lohn für das regelmäßige Richten der Uhr bezahlte).

Nach dem Brand war die an der Stadtkirche neu angebrachte Uhr jahrzehntlang die einzige öffentliche Uhr in der Stadt. Umso fühlbarer mußte es sein, wenn sie

nicht richtig funktionierte oder gar stehen blieb. Bei der schlechten Beschaffenheit des Turmabschlusses in den ersten Jahren nach dem Wiederaufbau der Stadtkirche war es auf der Hand liegend, daß auch die neue Uhr darunter zu leiden hatte. Schon im Jahre 1709 wird die Kirchenglocke als reparaturbedürftig bezeichnet, und in den folgenden Jahren wollen die Klagen über die ungenau gehende und der Überholung bedürftige Kirchenglocke nicht mehr verstummen. Am 21. Januar 1730 meldet z. B. der geistliche Verwalter Donner, daß die Kirchenglocke als einzige öffentliche Uhr der Stadt schon seit 8 Tagen stille stehe. Nach der Überholung im gleichen Jahr war sie 1740 schon wieder zu reparieren.

Die Akten vermitteln übrigens zu diesen in der zweiten Hälfte des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts sich ständig wiederholenden Vorgängen manche interessante Einzelheiten, die uns zeigen, daß man auch in früheren Jahrhunderten von menschlichen Schwächen nicht frei war. Wir glauben deshalb die weiteren „Geschichten um die Durlacher Stadtkirchenglocke“ den interessierten Lesern nicht vorenthalten zu sollen.

Mit ein Grund der häufigen Störungen war die Tatsache, daß man sich aus Ersparnisgründen immer wieder zur Verwendung von hölzernen Uhrtafeln entschloß. Nachdem man 1761 eine neue Uhrtafel eingebaut hatte, die mit den Maßen 9 Schuh lang und 5 Schuh hoch als eine der größten in der Markgrafschaft bezeichnet wurde, ergingen 1783 erneute Bitten um eine Reparatur derselben, die schließlich 1785 der Durlacher Uhrmacher Johann Jakob Schmidt durchführte. Schmidt, der schon über 30 Jahre die Uhr betreute und aufzog, forderte als Entgelt 340 Gulden, doch bewilligte die Landesherrschaft nur 311 Gulden, ließ sich aber schließlich zu einer Nachzahlung von 11 Gulden herbei. Eine 1805 von dem Durlacher Uhrmacher Hager vorgenommene kleine Reparatur mit einem Kostenaufwand

von 16 Gulden und 30 Kreuzern hielt nicht lange vor. 1809 erbot sich Hager für 25 Gulden zu einer erneuten Reparatur, während der gleichfalls befragte Karlsruher Hofuhrmacher Schmidt eine umfangreichere Überholung im Werte von 240 Gulden als notwendig ansah. Schließlich entschloß man sich am 25. April 1809 — nachdem die Uhr schon über drei Wochen (!) stillgestanden war — die Reparatur doch Hager zu übertragen, da er ohnedies das Aufziehen und Richten besorgen müsse. Man befürchtete, daß Hager, wenn man einen anderen die Reparatur ausführen lasse, die Uhr beim Aufziehen absichtlich beschädigen könne.

Im Jahre 1812 war sie allerdings schon wieder defekt, so daß man diesmal doch Schmidt mit der Reparatur beauftragte, nachdem man seine ursprüngliche Forderung von 680 Gulden auf 550 Gulden ermäßigt hatte. Zwar erhob der mit Hager in Verbindung stehende Durlacher Uhrmacher Petri im Mai 1812 dagegen Einspruch und führte dabei an, daß Schmidt zum Schaden der einheimischen Uhrmacher bereits die inzwischen eingebaute Rathausuhr für 300

Gulden überholt, obwohl er (Petri) dafür nur 280 Gulden gefordert habe. Petri hatte sich sogar widerrechtlich von Hager den Schlüssel zu dem Raum aushändigen lassen, in dem die bereits abmontierte und zum Transport nach Karlsruhe zum Zwecke der Reparatur bereitstehende Kirchenguhr untergebracht war. Doch das großherzogliche Bauamt blieb bei seiner Entscheidung. Ein schneereicher Winter hatte im Jahre 1837 das Uhrwerk erneut beschädigt, so daß dann auch in diesem Jahre in den Akten eine Reparatur der Kirchenguhr erwähnt wird. Aus dem Fehlen weiterer unmittelbar anschließender Unterlagen kann man wohl schließen, daß die letztgenannte Reparatur einige Zeit vorgehalten hat.

Obwohl der jetzige Stadtteil Karlsruhe-Durlach sich bei weitem über seine ehemaligen, durch die Stadtmauern bestimmten Grenzen hinaus ausgeweitet hat, stellen die evangelische Stadtkirche mit Rathaus und Marktplatz auch heute noch ein natürliches Zentrum dar. Sie charakterisieren zusammen mit dem Turmberg auch in der Gegenwart noch das Gesicht der „Mutter Karlsruhes“.

---

## Ein kleines bißchen Freude

*Ein kleines bißchen Freude  
hält jeder Tag bereit,  
ihr müßt nur richtig suchen —  
bescheiden allezeit;*

*ist oft der Tag auch dunkel  
und ohne Sonnenschein,  
steht irgendwo am Wege  
doch noch ein Blümelein;*

*merkt euch, des Glückes Blume  
gar meist verborgen blüht,  
und in geschäft'ger Eile  
sie mancher übersieht;*

*so wird die wahre Freude  
nur allzuoft verkannt,  
und achtlos gaben Viele  
das Glück schon aus der Hand!*

*Friedrich Seippel*

# Das durch Nidda bekannte Gasthaus „Zur Kanne“ in Grötzingen

Von Wilhelm Mössinger, Grötzingen

Die in der Talsohle der Pfinz am tiefsten gelegene Mühlgasse hatte früher wegen der vielen Überschwemmungen außer der Mühle, die in ihrer Geschichte bis ins 10. Jahrhundert zurückgeht, nur noch sechs kleine Häuser aufzuweisen. Der einzige Nachbar über dem Mühlbach war das teilweise von Pfinz, Mühlbach und Floßgraben umflossene Gebiet des Gasthauses zur Kanne, das sich bis über die heutige Edelmänner erstreckte und nur von der alten Durlacher Landstraße (Bahnhofstraße) durchquert wurde.

Das stattliche, zweistöckige Gasthaus mit seinem von dem berühmten Steinhauer Stofel Zoller geschaffenen, reich ornamentierten Torbogen war die zweitälteste Wirtschaft im Dorfe. Sie war nach dem mit einer Kanne, der Jahreszahl 1632 und den Buchstaben E. K. geschmückten Torbogen von E. Knobloch erbaut worden. Als er später nach Durlach übersiedelte, übernahm sein Sohn Adam Knobloch die Wirtschaft. Dessen Tochter Anna Dorothea heiratete 1651 Hans Jakob Kiefer, den Sohn des engeren Ausschußverwandten des Landes und Schultheißer Erhard Kiefer, unter dessen Amtszeit nach dem Dreißigjährigen Krieg das Rathaus mit seinem schönen Fachwerk auf dem aus dem Jahr 1583 stammenden unteren Teil im Jahre 1668 erbaut und die Kirche und das Pfarrhaus wiederhergestellt wurde. Sein Wohnhaus steht noch heute in der Mittelgäß 13, während der Torbogen mit der Inschrift „Schultheiß Erhart Küffer, Anna Küfferin 1662“ seit 1902 den Eingang in den Luisenhof zielt. Nach Anna Dorotheas baldigem Tod heiratete Kannenwirt Hans Jakob Kiefer Anna Katharina Ludwig, des Gastwirts zu Linkenheim Tochter. Aus der ersten Ehe waren drei und aus der zweiten 13 Kinder hervorgegangen, von denen 8 im jugendlichen Alter starben.

Der Dreißigjährige Krieg mit seinen ungeheuren Leiden und Umwälzungen war kaum zu Ende, da kamen die Schrecken des Pfälzischen Erbfolgekrieges, durch den im Jahre 1689 von den 96 Häusern 68 zerstört wurden. In den folgenden Jahren hatte wiederholt die französische Hauptarmee hier gelagert, alle Vorräte aufgezehrt und die kaum reifenden Feldfrüchte mehrmals abgemäht, wodurch Hungersnot und eine große Teuerung entstand, die 1699 durch Mißwachs und das „große Gewässer“ noch gesteigert wurde.

Da die Zahl der Bürger von 171 auf 28 gesunken war, siedelten sich aus der näheren und weiteren Umgebung in dem entvölkerten Dorfe viele Fremde an. Unter diesen Zuwanderern befand sich auch der arme Metzgerbursche Johann Nikolaus von Nidda aus Schwächenheim in der zerstörten Pfalz. Er heiratete nach Ablegung der Meisterprüfung am 16. Dezember 1690 die am 24. Januar 1669 geborene Kannenwirts-tochter Anna Katharina, das 10. Kind des Hans Jakob Kiefer.

Nidda entstammte einem schon im 13. Jahrhundert in Aachen vorkommenden Adelsgeschlecht. Um 1550 tauchen die Namen Eberhard und Urban von Nütt in der Reichsstadt Landau auf, wohin die beiden Brüder wohl wegen ihres reformierten Glaubens vertrieben worden waren. Einer dieser Nachkommen, der 1643 geborene Metzger Johann Andreas von Nidda war mit Maria Katharina Vögelin (gestorben 1708 in Grötzingen) verheiratet. Aus dieser Ehe stammt der am 29. November 1672 in Schwächenheim in der Pfalz geborene Sohn Johann Nikolaus von Nidda. Er besuchte die Schule in Speyer und erlernte bei seinem Vater das Metzgerhandwerk. Als Speyer von den Franzosen eingeschert und die Pfalz zer-



*An der Mühlestraße in Grötzingen*

stört war, kam er auf der Wanderschaft mit seiner Mutter nach dem Brand von 1689 nach Grötzingen. Das junge Paar übernahm 1695 durch Kauf die Wirtschaft, da der Vater 1689 auf der Flucht nach Calw gestorben war, während die Mutter mit dem Schultheißen Reichert Heidt eine zweite Ehe einging.

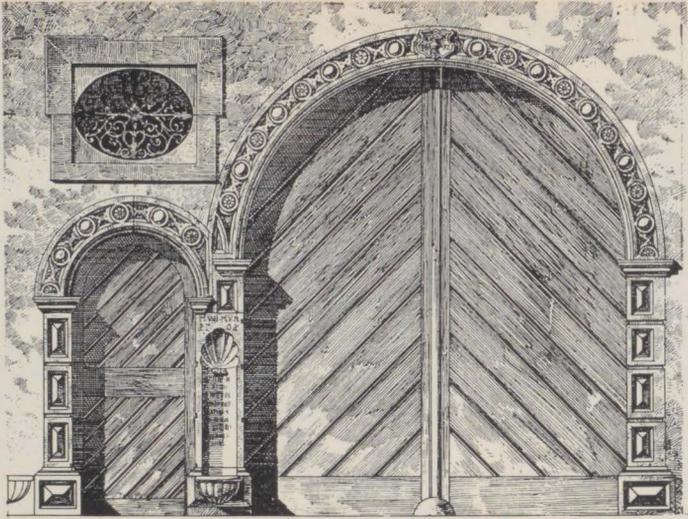
Durch Klugheit, Fleiß und Tüchtigkeit gelangte Nidda in der damaligen Kriegs- und Notzeit in kurzer Zeit zu großem Reichtum und Ansehen.

Im großen Hof, der sich vom großväterlichen Haus des Schultheißen Erhard Kiefer in der Mittelgaß 13 bis in das Unterviertel erstreckte und an den 1161 erwähnten Gottesauer Hof erinnert, betrieb Nidda einen schwunghaften Handel mit Schafen und entwickelte bei der Verproviantierung durchziehender Truppen ein großes Geschick. Böse Zungen schoben ihm allerhand Handlungen unter, die zur raschen Vermehrung seines Reichtums beigetragen haben sollen. Er kaufte die mit einer Seuche behafteten Schafe billig auf, die er um teures Geld

weiter veräußert haben soll. Lästereien sagten ihm nach, er habe den ansteckenden Stoff unter den Fingernägeln zu den Herden gebracht, um durch diesen Kunstgriff die erkrankten Tiere um die Hälfte des Wertes zu erhalten.

Der Brand vom Jahre 1689 und der mehrjährige Aufenthalt der französischen Truppen — im Jahre 1692 hatte der Dauphin und 1694 Herzog von Lorges hier gelagert — hatte alle Vorräte aufgezehrt und bei den Bauern große Not verursacht. Sie mußten oft einen Acker um einen Laib Brot verkaufen. Die Laibbrotbäcker werden vom Volk mit solchen Käufen in Verbindung gebracht. Der Erwerb seines ungeheuren Grundbesitzes in fast allen Gewannen war durch die Not der Bürger veranlaßt, die zur Zahlung der schweren Kriegssteuern sogar ihre Häuser veräußern mußten.

Nidda zeigte sich überall als hilfbereiter Mann mit christlichen Grundsätzen. Bei Bedrängnis und Not war er der rettende Engel und half mit Rat, Geld und Frucht. Er unterstützte jeden Bedürftigen und verfuhr



*Kannentorbogen*

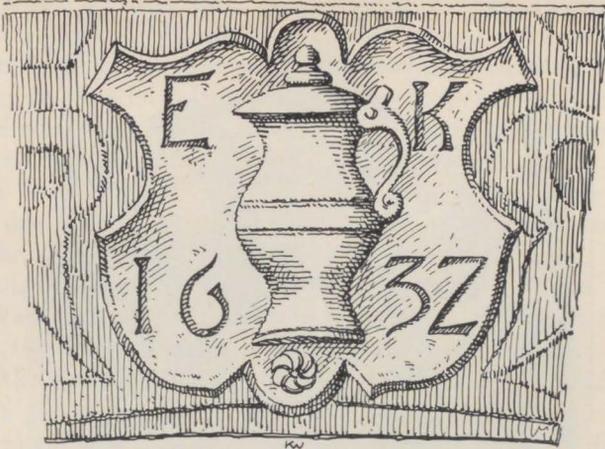
mit den Schuldnern nicht hart. Dadurch wurde Nidda sehr beliebt. Er war auch ein Freund der Jugend. Wenn er ins Dorf ging, nahm er immer einen Schiebsack voll Münzen mit und teilte mit freundlicher Miene den letzten Heller aus.

Das Gasthaus zur Kanne wurde weit über das Land hinaus bekannt. Hohe Persönlichkeiten durfte er zu seinen Gästen zählen. Unter denen, die ihn hoch achteten, war auch Markgraf Friedrich Magnus, der oft mit Gästen zu Besuch nach Grötzingen kam. Auch Markgraf Karl Wilhelm war ein willkommener Gast.

Um sich dem Markgrafen für seine Besuche dankbar zu erweisen, kam Nidda auf einen merkwürdigen Einfall. Der Markgraf mußte für den Spanischen Erbfolgekrieg sein Kontingent Truppen zur Reichsarmee stellen. In aller Stille ließ er eine Kompanie Soldaten anwerben, rüstete sie aus und übte sie ein. Als alles vorbereitet war, lud er den Markgrafen zur Tafel in die Kanne ein. Auf ein gegebenes Zeichen ertönte Trompetengeschmetter. Verwundert horchten alle Gäste auf. Nidda lächelte und führte seinen hohen Gast auf den Balkon. Mit klingendem Spiel

und fliegender Fahne marschierte in diesem Augenblick die 120 Mann starke Kompanie in schönster Haltung auf dem Kannenplatz auf. Lächelnd erklärte Nidda dem erstaunten Fürsten die Sache und übergab ihm als Zeichen seiner Treue, Ehrfurcht und Anhänglichkeit die Kompanie, die nun unter Niddas Kommando vom Balkon aus zur Zufriedenheit des Fürsten einige Bewegungen ausführte. Als Dank für diese Handlung wurde Nidda vom Kaiserlichen Hof in Wien zum kaiserlichen Hauptmann in badischen Diensten ernannt. Alle Ernennungen und Ehrungen brachten nicht die geringste Änderung in seiner Lebens- und Handlungsweise.

Nidda lieh Personen verschiedenen Standes Geld aus. Selbst der Markgraf und die Markgräfin waren seine Schuldner. Markgräfin Augusta hatte zum Aufbau der Augustenburg 5000 Gulden vom Kannenwirt geliehen, wofür ihm das 166 Morgen große markgräfliche Kammergut Kleinsteinbach verpfändet wurde. Er wurde für 300 fl jährliche Pacht dessen Beständer und erhielt den Titel Hofmetzger und Oekonomierat. Das Gut überließ er den dortigen Bauern



*Schlußstein am Torbogen*

auf jeweils 9 Jahre um die Hälfte des Ertrags zusätzlich 8 jungen Hühnern. Später wurde es Eigentum der Gemeinde.

Das zweistöckige Gasthaus mit seinem reich ornamentierten Torbogen mit der Kanne im Schlußstein ist ein wertvolles Stück des berühmten Steinhauers Stoffel Zoller. Das dazugehörige Gebiet erstreckte sich bis zu den Krautgärten hinter der heutigen Edelmänner. An der heutigen Bahnhofstraße standen kleine Häuschen für seine Bedienung. Dahinter befand sich ein Forelenteich. In dem prächtig angelegten Garten längs des Mühlbaches wechselten anmutige Gebüsch mit schattigen Lauben, Irrgängen und Springbrunnen, zu denen das Wasser in Teicheln (hölzernen Röhren) vom Turmberg herabgeleitet wurde. Auch ein Pflanzenhaus mit Fischweiher fehlte nicht.

Daß er in der Gemeinde und Markgrafschaft einen bedeutenden Einfluß ausübte, ist schon daraus erkennbar, daß wichtige Ratssitzungen nicht auf dem Rathaus, sondern in der Gaststube im zweiten Stock auf ein Zeichen mit dem Rathausglöckchen abgehalten wurden. Der starke Besuch der weithin bekannt gewordenen Wirtschaft machte Erweiterungen nötig, worüber ein

durch den Pfinzkanal verdeckter Gedenkstein an der früheren Mühlbachseite berichtet: „A. C. v. N. 1695 J. N. v. N.“

Da dem Ehepaar Kinder versagt blieben, verwendeten sie ihr rasch erworbenes Vermögen zu christlichen Zwecken und Bauten. Im Dorfe selbst ließ er für seinen Schwager, den Kammerrat Kiefer das mit seinem Wappen geschmückte zweistöckige Haus in der Bismarckstraße 20 und das Haus Friedrichstraße 2 für seinen Schäfer erbauen. Das in Sandstein gehauene Wappen zeigt im linken Schild ein Osterlamm, das mit einem Fuß das Kreuz hält. Oben steht „J. Nicola v. Nittha.“ Im rechten Feld ist eine Rose mit der Aufschrift „A. C. v. N.“. Diese bezieht sich auf Niddas Ehefrau. Unter dem Wappen ist ein Ochse, der von einem Hund ins Ohr gebissen wird. Ein ähnliches Wappen mit andern Siegeln kommt an einem Haus in Weingarten vor. Auf dem Dachfirst befand sich eine Wetterfahne mit einem Pferd und den Zeichen „J. N. v. Nidda 1700“. Nidda war auch Eigentümer der Häuser am Lutherplatz 1 und 2 und verschiedener Hausplätze und Gärten im Unter- und Oberviertel, von der Linde bis zur Ziegelhütte (mundartlich am Kantewirt seim Buckel) und in den Mühlgärten an der Pfinz.



*Niddas Wappen*

Nach dem Tode seines Schwagers, des fürstlichen Kammerdieners bei Generalfeldzeugmeister Prinz Karl, dem Bruder des Markgrafen Friedrich Magnus, Kornelius Föckler, wurde er 1706 für dessen Kinder als Pfleger bestimmt. Diesen erbaute er das stattliche, heute verputzte Fachwerkhaus Ecke Kelter- und Bismarckstraße im gleichen Stil wie die große Kelter gegenüber, die 1944 durch Flieger zerstört wurde. Den Föcklerschen „Agger“ und Steinbruch an der Staig verkaufte er an den Maurermeister Hemberger, den Erbauer des Karlsruher Schlosses, nachdem er sich für den Hausbau die nötigen Platten vorbehalten hatte. Ein Föckler übernahm später das in Durlach in der Kronenstraße 12 (heute Zunftstraße) erbaute Haus, das im Torbogen große Ähn-

lichkeit mit der Kanne hat. Sein 1721 in Karlsruhe erstelltes Fachwerkhaus Ecke Schloßplatz und Ritterstraße diente ihm auch als Absteigequartier, wenn er mit seinen stolzen Rappen und Füchsen am Hofe Besuch machte. Die hölzernen Fensterumrahmungen und Arkadenpfeiler wurden 1861 durch steinerne ersetzt. Es war eines der ältesten Häuser und wurde 1944 durch Bomben zerstört.

Der Flurname Niddauer- oder Majorswald — im Volksmund „im Nidauer“ — im Bergwald östlich von Werrabronn an der Berghausener Gemarkungsgrenze erinnert an ein der Gemeinde Berghausen im Jahr 1718 geliehenes Kapital gegen Verpfändung von 52 Morgen Wald. Da die Einlösung nach der auf drei Jahre festgesetzten Frist nicht

möglich war, fiel der wertvolle Wald dem Gläubiger zu. Darüber erzählt eine Sage, daß er im Grabe keine Ruhe finden konnte und seitdem dort umgehen muß. Dieser von der Erbgemeinschaft Kiefer verwaltete Wald wurde erst 1855 von der Gemeinde Berghausen und Grötzingen zurückgekauft.

Am Freitag, den 8. Mai 1722, nachmittags um zwei Uhr, erhielt Nidda Besuch von Geheimen Rat und Präsidenten Uexküll und Obervogt von Vasold. Nidda ging mit dem Leibmedicus Dr. Close in den Garten, um sie zu begrüßen. Alle freuten sich über den wiederkehrenden Frühling. Da sank er plötzlich während der Unterhaltung tot zusammen. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben im 48. Lebensjahr ein Ende gemacht. Am Montag darauf wurde er „bey ansehnlicher Begleitung“ in der Kirche zu Grötzingen beigesetzt. Sein selbstgewählter Text war Psalm XXI, Vers 5—8. Die Leichenpredigt hielt Pfarrer Heinrich Bohm. Seine Gebeine ruhen bei der dritten südlichen Säule im Langhaus. Die lateinische Inschrift der Grabplatte im Glockenhaus gibt die Hauptzüge seines Lebens wieder.

Bei seinem Tode hinterließ er wenig bares Geld, obwohl er im Pfinztal als der reichste Mann galt, der schon 1698 ein liegendes Vermögen von 2340 Gulden besaß. Den größten Teil der Liegenschaften erwarb Oberstallmeister von Löwenkranz (nach ihm wurde anfangs eine Fächerstraße in Karlsruhe benannt), der Nachfolger des am Rathausbächlein gelegenen Freiguts des Dragonerhauptmanns und Oberstallmeisters Peter Nikolaus Buchholz, von dessen Lage noch ein Wappen am Eisenwerk Kunde gibt.

Nidda tat viel Gutes. Daß der Ehe Nidda Kinder versagt blieben, quälte ihn sehr. Der Reichtum, der ihm immer mehr Sorge auferlegte, half nicht in diesem Herzeleid. Deshalb verwendete Nidda sein rasch erworbenes Vermögen zu christlichen Werken. Mit dem bescheidenen Namen „Niklas von Nidda, Kanthewirt“ er-

scheint er oft bei Taufeinträgen im Kirchenbuch. „Gevatter Kandenwirt“ war in der an Teuerung, Hungersnot, Krankheit Mißwachs und Hochwasser reichen Zeit oft der rettende Helfer der Armen und der Liebling der Jugend.

Seine Verwandten in der Pfalz konnten wegen eines Scheunenbaus nicht an seiner Beerdigung teilnehmen. Deshalb verewigten sie dort seinen Namen mit seinem Todesjahr. Seine Schwägerin heiratete den Laubwirt Becker in Berghausen. Diese Familie ist noch im Besitz der Niddabibel, auf deren Deckel: „Nikolaus von Nidda 1703“ eingepreßt ist, während ein handschriftlicher Bericht auf der Innenseite vom Sterben und Begräbnis Niddas erzählt. Ein Johann Friedrich Kiefer, Waldmeister und Ratsverwandter in Durlach, besaß sogar ein Portrait von Nidda. Ein Kiefer wurde Korporal. Ein Nikolaus Kiefer, Rotgerber, in Durlach wurde Erbe des Hauses Bismarckstraße 20 mit dem Wappen Niddas. Dessen Sohn bewohnte als Förster das auf Niddaschem Boden erbaute Haus in der Löwenstraße 11, das an dem im Schlußstein ausgehauenen Rehgeweih als Forsthaus erkennbar ist.

Von Frau Nidda wird berichtet, daß sie eine wackere Frau war, die ihrem Mann treulich beigestanden und wie er selbst sagte, seine rechte Hand gewesen ist. Sie duldete nicht, daß man sie „gnädige Frau“ nannte, sondern zutraulich „Frau Base“. Sie überlebte ihren Mann um 16 Jahre († 17. VIII. 1738). In dieser Zeit diente sie ganz dem Werk christlicher Nächstenliebe. Sie lebte bescheiden und wohlthätig für die Armen und ehrte das Andenken ihres seligen Mannes. Am 1. November 1722, am Tage Nikolai, stiftete sie 100 fl Kapital, wovon die Zinsen jährlich an Hausarme ausgeteilt wurden. Am Osterfest 1723 verehrte sie zwei große zinnerne Kannen zur heiligen Kommunion der Kirche.

Der damals entstandene amtliche Flur- und heutige Straßename „In der Edel-



Grabstein der Frau Nidda

männer“ erinnert an die Edelmännin und große Wohltäterin und gibt uns eine Vorstellung von der Größe ihres Besitzes. Frau Nidda gab nach dem Tode ihres Mannes die Wirtschaft ab. Schon im nächsten Jahr finden wir als Nachfolger den späteren Schultheiß Johann Jakob Schweicklin. Darnach folgen mehrere Kannenwirte. Die große Zahl der Erbgemeinschaft Kiefer ist beim Verkauf des Niddaer Waldes im Jahre 1855 namentlich aufgeführt. Im Jahre

1873 wurde die große Scheuer der Kanne durch Brand zerstört. Der letzte Gastwirt war seit 1890 das Ehepaar Lindenmeier — Hahn, das beim Aufkommen des Vereinslebens um die Jahrhundertwende die wiedererstellte Scheuer in einen Saal umbaute.

Nach dem Ersten Weltkrieg ging 1922 in der Inflationszeit die Kanne an die Methodistengemeinde über. Die Wirtschaft wurde zu Wohnungen umgebaut und der Saal diente der Gemeinde als Kirche, bis im Zwei-

ten Weltkrieg, am 24./25. April 1944, das ganze Anwesen ein Opfer des großen Fliegerangriffs wurde.

Das einzige Überbleibsel des hinter dem Pfarrhaus gelegenen und im Jahr 1924 geschlossenen alten Friedhofs sind 12 geschichtlich wertvolle Grabsteine, von denen fünf zur Familie Nidda zählen. Vom Abfallhaufen des geräumten Friedhofs wurden sie zunächst am Giebel der alten Schulscheuer aufgestellt und erhielten 1959 auf Anregung der Heimatfreunde in lockerer Aufstellung um die Kirche einen sicheren Platz. Sie sind wichtiges Kulturgut der Heimat- und Denkmalpflege, denn sie sind ein Stück in Stein gehauene Dorfgeschichte und berichten von Handwerkskunst, Schrift, Stilform, Sprache und Volkspoesie unserer Vorfahren.

Die Grabplatten von Pfarrer Schaber und Nidda wurden vom Boden des Altars in die Vorhalle des Glockenhauses in den Boden zwischen Pfeilern des südlichen spitzbogigen Ausgangs eingelassen.

Die Inschrift Niddas enthält in lateinischer Sprache die Hauptzüge seines Lebens. In freier Übersetzung lautet sie:

Dieser Stein birgt die Hülle des edlen und großherzigen Herrn Johann Nikolaus von Nidda, seiner kaiserlichen Majestät in badischen Diensten. Er wurde nach dem Rat-schluß des Höchsten in seinem 49. Lebens-jahr am 8. Mai 1722 zu Grötzingen von dieser Welt abgerufen. Er diente mit Wort und Tat dem Vaterland, stiftete für die Kirchen und half allezeit den Armen, so daß er im Tode noch fortlebt. Ehre seinem An-denken und gedenke deiner Sterblichkeit.

Die lateinische Inschrift lautet:

D.O.M.S.  
EN  
MONUMENTUM  
NOBILISSIMI ET GENEROSI  
DOMINI  
DUII JOANIS NICOLAI  
DE NIDDA

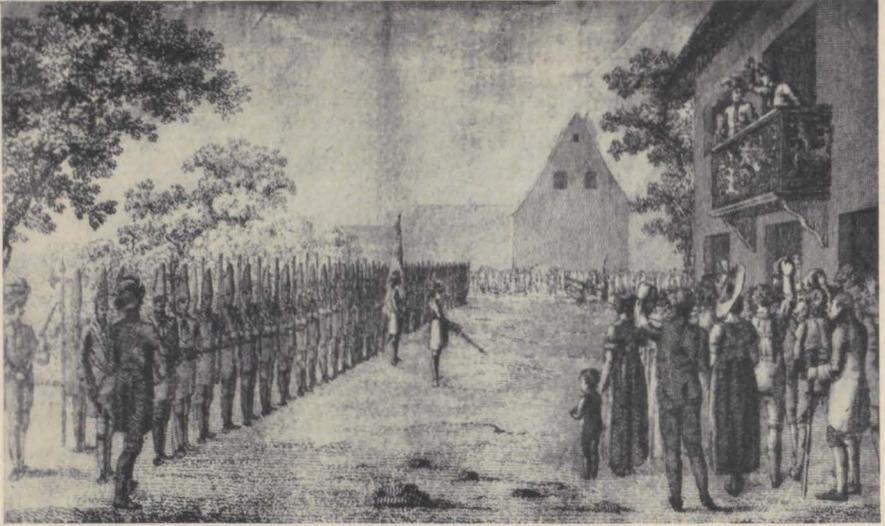
SACR. CAES. MAIESTATIS MILI  
TUM SUB SIGNIS SERE  
NISSIMI PRINCIPIS BADA  
DURLACENSIS MILITAN  
TIUM CENTURIONIS SE QUON  
DAM STRENUIT  
ET RELICTA ANNO  
AETATIS XLIX  
D. VIII. MAII. A. C. MDCCLXXII  
GROETZINGEA SUM  
MO NUMINE BEATA  
MORTE ABREPTI  
QUI  
DEO COR VOVIT  
PATRIAE ET VOLUNTARI  
ET FACULTATE DESERUIVIT  
TEMPLA ORNAVIT  
PAUPERES ADIUVIT  
OMNIBUS PRAESTO FUIT  
DEXTRA FIDEQUE  
ITA UT  
MORTUUS AD HUC VIVAT  
HUIUS  
MEMORIAM COLE  
et  
TUAM MORTALITATEM MEDITAB

Die Grabplatte der Frau Nidda an der Außenwand des südwestlichen Pfeilers hat auf dem halbrunden Abschluß folgende Inschrift: „Wärtiges Ehrendank und Denk-mahl setzten die hinterbliebene einzige Schwester und sämtliche Erben.“

Die innere Platte ist mit folgender In-schrift ausgefüllt:

D.O.M.S. (deo optimo maximo sacro = dem besten, größten, heiligen Gott). LT apoe XIV. V. 13 (liber testamentum = Bibel Offenbarung Johannes 14, Vers 13).

Hier ligt der Gottesfurcht, des Glaubens und der Liebe, der Demuth, Freundlichkeit und was des Geistes trübe noch sonst vor Tugenden in Gottes Kindern wirkt,



*Nidda übergibt dem Markgrafen die Kompanie Soldaten*

wahrhaftes Ebenbild, das si ein Grab ver-  
birgt,  
Ist soviel Gudes nun auf Hoffnung hir  
begraben,  
so wünsche, Leser, Dir Dein Grab hir nechst  
zu haben.

Dieses war die weyland ihrem Geblüth,  
Gemüth und Glick nach S. T. (salvo titulo =  
unbeschadet des Ranges und Titel) hochedle  
Anna Catharina gebohrene Kiefferin, welche  
ehlich und ehrlich geboren worden anno  
1669, d. 24. Januar verheuratet mit dem  
anno 1722, d. 8. May seelig verstorbenen  
Herrn Hauptmann von Nidda anno 1690.  
Gott dem Herrn entschlafen anno 1738,  
7. Aug.

In unmittelbarer Nähe befinden sich drei  
weitere Grabsteine aus ihrer allernächsten  
Verwandschaft. An der südöstlichen Pfeiler-  
mauer des Glockenhauses steht der dach-  
förmige Grabstein der Mutter von Frau  
Nidda. Er ist 1,70 m hoch und 0,93 m breit.  
Umschrift: Katharina geb. Ludwigin, Herrn  
Johann Jakob Kiefers Kantenwirt und her-  
nach Heinrich Heiden Schultheißen Witib.

Im Dreiecksgiebel: Psalm CXII. V. 6.  
Des Gerechten wird nimmer mehr verges-  
sen. Im ovalen Schriftschild: Diese erwartet  
hier eine fröhliche Auferstehung und see-  
ligen Eingang in den Himmel, nachdem sie  
in der Welt ehrlich geboren, wol erzogen,  
glücklich geheuratet, christlich gelebet, ge-  
duldig gelitten und seelig gestorben.

Anno 1700, den 6. Jan. aufgerichtet von  
den hinterlassenen Kindern. Der Grabstein  
des Bruders der Frau von Nidda am an-  
schließenden Westgiebel des Langhauses hat  
folgenden Inhalt:

Im halbrunden Abschluß: Psalm 73, Vers  
24, 25, 26.

Im Schriftschild: Hier ruhet in Gott der  
wohledle und wohlvorgeachte Herr Joh.  
Jakob Kieffer gewesen ledigen Standes,  
welcher seine einige Ruhe in Jesu gesucht  
und endlich nach seinem, den 4. April anno  
MDCCCXXXII in dem 60. seines Alters an  
dieser Welt genommen seeligen Abschied un-  
ewigen Leben vollkommen gefunden.

Der Grabstein der Schwester der Frau von  
Nidda unter dem zweiten kleinen Fenster



Der neu aufgestellte Kannentorbogen

an der Südseite des Langhauses hat folgende In- und Umschrift:

Anna Margaretha gebohrene Küfferin ist plötzlich und doch seligst im Herrn und Erlöser verschieden, den 6. Juni.

Hir ligt mein Wanderer die Tugend selbst begraben,  
die ihren Ehrensitz im Himel sole hapn.  
Die reine Gottes furcht der keuschen

Hertzenzir,  
der Demuth edler Sinn ligt selpst gegraben  
hir.

Dein rhumgeloptes Weib aus keuschem Blut  
entsprossen,  
von welcher alle Dreu ihr Haus Wirth hat  
genossen  
in unversöhnter Eh fast sechs und zehen  
Jahr.

da nach Gottes Rath in fremden Diensden  
wart.

Sie hat mit Gottes Hölf sechs Kinder ihm  
gebohren,  
die nun den pesten Schatz durch ihren Dott  
verlohren.

Er gipt das Zeugnis ihr, das sie ihn recht gelipt und niemahls welches Rath als in den Dott betrüpt.

Diese Grapmahl hat zu einem Denkmahl ehrlicher Dreu seinem seligsten Ehgemahl aufgerichtet der betrüpte Witwer. Fridrich Kornelius Föckler, anno 1695, ihres Alters 35 Jahre und 3 Monate.

Durch Kriegseinwirkung verschwand das idyllische Dorfbild entlang des Mühlbaches mit der tiefgelegenen Dorfmühle und dem durch Nidda weithin bekannten Gasthaus „Zur Kanne“. Durch Höherlegung der Mühlstraße, Einebnung des alten Pfinzlaufs und Verlegung in den mit hohen Sandsteinmauern eingefassten Pfinzkanal in das Bett des Floßgrabens, der als Steinschiffkanal für den Aufbau von Karlsruhe diente, entstand aus dem kleinen Kannenplatz ein großer, viereckiger Dorfplatz.

Die teilweise von Mühl-, Pfinz- und Bahnhofstraße umgebene und mit Birken umsäumte Grünanlage ist mit einer Garten-

plastik des Bildhauers Seckinger geschmückt und mit gepflegten Blumenbeeten, vier Brunnenbecken und zahlreichen Sitzbänken versehen. Auf dem südlichen Gelände der früheren Kanne wurden ein Parkplatz angelegt, das zweistöckige Postgebäude und die Methodistenkirche erbaut.

Der neue vergrößerte Niddaplatz erfuhr im Herbst 1968 eine weitere, wertvolle Bereicherung durch Aufstellung des kunstvollen Torbogens der „Kanne“, der seit der Trümmerbeseitigung 1952 im Keller der Friedhofkapelle aufbewahrt wurde. Er ist ein Zeugnis der künstlerischen Fähigkeit der früheren Steinhauer. Der früher häufig ausgeübte Beruf, der sich in vielen Familien vererbte, gab dem Bauerndorf sein mittelalterliches Gepräge und war damit auch Mitgestalter des späteren Malerdorfes.

Wohl der berühmteste war nach einem Eintrag im Kirchenbuch der 1640 verstorbene Stoffel Zoller. Sein Name ist noch an einem Stein der 1621 wiederaufgebauten Mühle (heute Garantolfabrik) eingemeißelt. An der früheren Weingartener Kirche befand sich am Chor zwischen den Buchstaben S. und Z. auch sein Steinmetzzeichen. Er war auch der Erbauer der 1621 erstellten Oberaus- und 1608 der Kirchenbrücke. Von ihm stammt auch der schöne Renaissancekellertorbogen Kirchstraße 11.

Sein wertvollstes Werk ist der reich mit Rosetten und Kugeln ornamentierte Torbogen der ehemaligen Kanne mit profilierter Konsole zwischen Portal und Torbogen zum Abstellen der Traglasten und dem schmiedeeisernen kunstvollen Oberlichtgitter. Nach dem mit einer Kanne, der Jahreszahl 1632 und den Buchstaben E. K. geschmückten Schlußstein wurde das stattliche Gasthaus von E. Knobloch erbaut.

Auf Anregung von Bürgermeister Herbert Schweizer und den Heimatfreunden wurde das wertvolle Haus- und Hofportal im Herbst 1968 an der kahlen Wand eines Hintergebäudes der Bahnhofstraße unweit

des früheren Standorts unter Leitung von Ortsbaumeister Rudolf Mehrländer wieder aufgestellt. Die Renovierung der Steinhauerarbeit erfolgte durch Bildhauermeister Berthold Rumold, Karlsruhe, mit dankenswerter Unterstützung und Beratung durch Dr. Huth vom Landesdenkmalamt. Die Inschrift besorgte Grafiker Paul Hensel, Wolfartsweier. Von hier wirkten mit: Bauunternehmer Erich Burst, Gipsermeister Gero Klaiber und Blechnermeister H. L. Kumm.

Die hinter der Pforte eingemauerte Kasette enthält einen Haushaltplan, ein Heimatbuch, Sonderschriften über Schloß, Kirche und Rathaus, einige Dorfaufnahmen, Ausschreibungsunterlagen und Gemeinderatsbeschlüsse zur Aufstellung des Torbogens und einige Geldmünzen.

Der in der Nische des mittleren Torpfostens unter Muscheln und den Zeichen: J. N. v. N. 1701 A. C. K. eingemeißelte Spruch: „Wer Armut wohl behausen kann, den halt ich für 'nen weisen Mann. Dem Herzen Armut Frieden gibt, und Reichtum große Sorgen liebt,“ spiegelt am besten den Inhalt des Lebens der Niddaschen Eheleute mit der Sorge um den Reichtum und dem Schmerz über ihre Kinderlosigkeit wider.

An der Wand rechts vom Torbogen wurde ein im Rathaus aufbewahrter viereckiger Sandstein eingemauert. Darauf sind ein früher gebräuchliches Rebmesser, die Zahl 1610 und die Buchstaben M. W. eingemeißelt. Die Buchstaben erinnern an den 1606 verstorbenen Martin Wonderer (Wunder). Von diesem bereits 1387 vorkommenden und 1683 ausgestorbenen Familiennamen ist noch ein Stein an der Seitenmauer der Staigbrücke eingemauert mit der Inschrift: „Rudolf Wonderer 1564“, der wohl von einem Grabstein des früheren Friedhofs um die Kirche stammt.

Nun bleibt das geschichtlich wertvolle Haus- und Hofportal des berühmten Steinhauers Zoller mit dem den Niddaschen Eheleuten zugeschriebenen Sinnspruch als ein-

ziger Überrest der Kanne der Nachwelt erhalten. Es bildet eine wirkungsvolle Zierde des Niddaplatzes in Dorfmitte. Der Torbogen erinnert auch an die schwere Not- und Kriegszeit, in der das Ehepaar Nidda und die Markgräfin Augusta mit ihrem Hofstaat das Dorfleben wirtschaftlich und kulturell wesentlich beeinflussten. Die Inschrift lautet: Haus- und Hofportal des früher unweit von hier gelegenen Gasthauses zur Kanne. Erbaut 1632 vom berühmten Steinhauer Stoffel Zoller für Kannenwirt E. Knobloch. 1690 übernommen und erweitert von dem weithin bekannten Nikolaus

von Nidda und der Katharina Kiefer, Tochter des Kannenwirts Hans Jakob Kiefer. Bis 1922 Wirtshaus, darnach im Besitz der Methodistengemeinde bis zur Zerstörung am 23. IV. 1944 durch Fliegerangriff. 1952 aus den Trümmern geborgen, 1968 als Baudenkmal wiederaufgestellt.

Die Einwohner begrüßen die Aufstellung dieses historischen Baudenkmal und danken allen Mitarbeitern, besonders dem Bürgermeister und Gemeinderat für die Bewilligung der Mittel, dem Landesdenkmalamt für seinen Zuschuß und den Heimatfreunden für ihre finanzielle Beteiligung.

---

## Sommernacht

*Und leise singen die Bäume —  
des Tages verblichene Pracht  
jetzt hüllet in zärtliche Träume  
die laue Sommernacht;*

*es ziehen im Mondenglanze  
die Wolken auf lautloser Fahrt,  
im Walde zum Geistertanze  
sich Elf und Kobold paart;*

*die fleißigen Nachtigallen  
von Liebe und Mondenschein,  
sie singen zu vielen malen  
im silbern dämmernden Hain;*

*die Nacht ist still und dunkel  
und redet dabei so laut.  
die Sterne mit ihrem Gefunkel,  
sie haben zugeschaut;*

*sie wissen davon zu berichten,  
wie's lebt in der Sommernacht,  
von Sinnen, Trachten und Dichten,  
das in ihr aufgewacht!*

*Friedrich Seippel*

# Der Menzinger-Hof in Rohrbach

Von Karl Heinz Frauenfeld, Heidelberg

Eines der freiadligen Güter von Rohrbach (Heidelberg-Rohrbach) war der „Menzinger-Hof“, der sich in unmittelbarer Nachbarschaft zum „Göler'schen oder Thannschen Hof“ (s. Badische Heimat Jg. 49, H. 1. 1969) befand. Während die Ländereien verkauft und in viele Hände übergegangen sind, blieb der Freihof selbst bis heute erhalten und in den noch stehenden Gebäuden in der Winzerstraße 11 hat sich seit Jahren die Burgweinkellerei Bälz niedergelassen.

Der Menzinger-Hof, der um 1790 über 90 Morgen Grundbesitz auf Rohrbacher, Kirchheimer, Heidelberger, Nußlocher und St. Ilgener Gemarkung umfaßte, läßt sich bis ins 15. Jahrhundert an Hand von Akten und Urkunden nachweisen, sein Ursprung dürfte allerdings noch weit früher liegen. In wie weit Lupfried von Waibstatt, der 1218 dem St. Andreasstift zu Worms sein Gut in Rohrbach als Lehen auftrug, als Ahnherr des Hofguts anzusehen ist, läßt sich nur vermuten, der Beweis ist nicht zu führen.

Der älteste Nachweis, der den Hof bezeugt, datiert aus dem Jahre 1408. Sehr interessante Aufschlüsse, auch über die damaligen Besitzverhältnisse in Rohrbach, gibt eine Urkunde aus dem Jahre 1456, in der die Besitzer des Gutes — Rucker von Menzingen und seine Ehefrau Magdalena von Venningen — dem Stift zum Heiligen Geist in Heidelberg eine jährliche Gülte einräumten, die erst 1687 wieder gelöscht wurde. Als Angrenzer der verpfändeten Grundstücke werden u. a. genannt: Hans von Helmstadt, Eberhart von Sickingen, Stift Neuburg, Kloster Schönau, Stift zum Heiligen Geist.

Das Erbe des Rucker von Menzingen trat 1542 Philipp Lyher (Sohn des Hans Lyher) an, dessen Mutter im Verwandtschaftsverhältnis zu Rucker stand. Die Lyher waren

württembergischer Adel und lebten im Raume Heilbronn — das Geschlecht ist im 17. Jahrhundert ausgestorben. Der von Philipp Lyher übernommene Freisitz bestand aus: Haus, Hof, Scheuer, Stallungen und Garten; die Ländereien aus 89 Morgen Acker, 17 Morgen Weinberge (Zehntfrei) und 6 Morgen Wiesen. Vom großen Fruchtzehnt von Rohrbach und Kirchheim stand dem Gut der 9. Zug zu, vom Weinzehnt zu Rohrbach „die sechst halb logel“, vom kleinen Zehnt, der 9. Zug. Ferner „die Freyhait Weggels underm Thor zu Heidelberg“, sowie die Jagd in der Rohrbacher Markung.

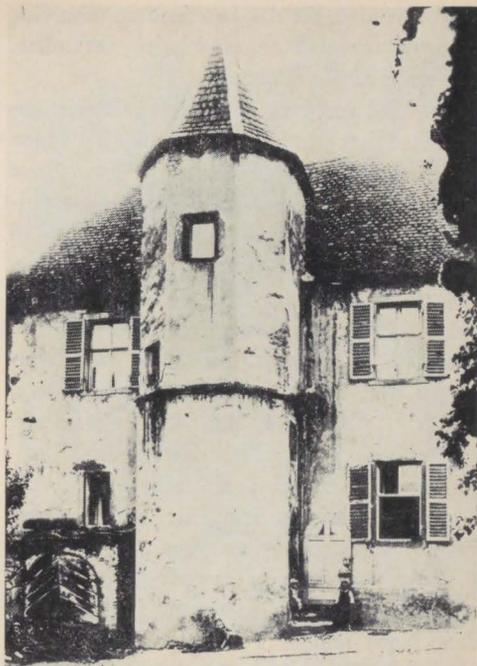
Als Philipp Lyher 1571 in den Wirren des Hugenottenkrieges in Frankreich spurlos verschwand, wurde das Gut 1578 den Erben des Verschollenen überlassen. Dies waren zuerst die Söhne des Rochus Lyher und dessen Frau Brigitte von Thalheim: Christoph Rochus und Hans Ludwig Lyher. Ihnen folgten später als Erben Georg Becht (oder Bächt) und seine Schwester, die Ehefrau des Friedrich von Daißberg.

Becht und seine Schwester verkauften das Gut an den Churpf. Hofmeister Freiherrn von Dondorf (Tondorff) (vor 1605). Dann tritt als Besitzer auf ein Oberst von Dondorf, der verheiratet war mit Christina Elisabetha von Almesloo genannt Tappe (Schlesischer Adel). Als der Oberst 1646 starb, übernahm die Witwe den Besitz und heiratete wenig später den aus Österreich eingewanderten Freiherrn Christoph Andreas von Wolzogen auf Missingdorff, Kammerdirektor bei Kurfürst Karl Ludwig. Das erste Kind der beiden war die Tochter Eva Elisabeth, die am 26. 11. 1650 in der Heiliggeistkirche zu Heidelberg getauft wurde und sich später mit dem Kurf. Geheimrat, Oberjägermeister und Oberamtmann in Oppenheim Eberhard Friedrich Freiherrn von Vennin-

gen verehelichte. Welche Zwistigkeiten die beiden Eheschließungen „Dondorf Witwe/Wolzogen“ und „Wolzogen/Venningen“ für den Menzinger-Hof heraufbeschworen, wird sich später zeigen.

Zunächst scheint jedoch der Wolzogen-schen Familie mit dem Hof ein Erfolg beschieden gewesen zu sein, denn Dondorf hatte dasselbe — wie aus einem Brief hervorgeht — aus einer Wüstenei zu einem sehr schönen Gut verwandelt. Am 3. 10. 1654 schließen Christina Elisabetha Wolzogen verw. Dondorf und ihr Mann Christoph Andreas von Wolzogen auf Missingdorff einen sechsjährigen Vertrag mit ihren Pächtern ab. Als Beständer werden genannt: Hanns Schmidt, Hanns Eisengrein, Philipp Brecht, Martin Thomas, Valtin Hoffmann, Hans Georg Eisengrein und Hans Rummel, alle Bürger von Rohrbach. Zum Hauptbeständer wird ernannt Hanns Schmidt, der Bruder des Churpf. Centgrafen. Das verpachtete Gelände umfaßte alle Äcker, einen halben Morgen Wingert, sowie 6½ Morgen Wiesen, die auf St. Ilgener und Nußlocher Gemarkung liegen. Neben den üblichen Auflagen, wie Düngung usw., wird der Pachtzins, der jährlich an Martini abgeliefert werden muß, wie folgt festgelegt: „12 Malter Korn, 4 Malter Gersten, 20 Malter Speltz, 12 Malter Habern, 7 Simmern Erbsen, 7 wohlbeladene Kärch mit Rüben und 200 Bund Stroh“.

1616 erwirbt Freiherr von Wolzogen das „Göler'sche Gut“ (Thann'scher Hof), dessen Freihof direkt an das Dondorf'sche Anwesen grenzt, und für kurze Zeit sind beide Güter in einer Hand vereint. In dieser Zeit könnte auch der unterirdische Verbindungsgang zwischen beiden Höfen angelegt worden sein, der heute zugeschüttet und zugemauert ist. Nach dem Tode der Freifrau von Wolzogen fiel jedoch das Dondorf'sche Erbe wieder an die Familie von Dondorf zurück, wo es von dem Kurpf. Kammerherrn und Oberamtmann zu Oppenheim



*Ansicht des Wohnhauses vom Hof her gesehen (um 1920)*

Foto: Pomi

Johann Georg von Dondorf übernommen wurde.

Dieser war jedoch so verschuldet, daß er das Gut mit Haus, Hof, Gärten, Wingert, Äcker, Wiesen, Waldung, Zehnten, Zins, Gülten und Gefällen am 29. 1. 1677 für 3300 fl an den Reichsfreiherrn, Kurpf. Rat und Haushofmeister Johann Ludwig von Bettendorf verkaufte. Wie aus einem Brief zu lesen ist, deckte die Verkaufsumme nicht einmal die Höhe seiner Schulden ab, die er selbst mit 3900 fl bezifferte. Freiherr von Bettendorf konnte sich jedoch seines Handels nicht froh werden, denn bereits 1679 kam es zu einem Rechtsstreit zwischen ihm und den Wolzogen. Die Letzteren wollten den Verkauf nicht anerkennen und zweifelten die Kompetenz des Verkäufers (Dondorf) an. Bettendorf blieb jedoch Sieger in dieser Auseinandersetzung, und die Wolzogen mußten sich bescheiden, doch hatte er

anscheinend dabei das Interesse an dem Gut verloren, so daß er es wieder verkaufte, und zwar an die Wolzogen.

So wird im Juli 1687 als Besitzerin genannt: Elisabeth Catherina von Wolzogen geb. Schottin von Hallingen Ww. Diese war es auch, welche die auf dem Gut lastende Gülte Ruckers von Menzingen von 1456 ablöste. Es dauerte jedoch nicht allzulange, bis wieder ein neuer Besitzer das Gut übernahm. 1699 wurde es von Reg.-Rat von Neukirch aufgekauft. Burkhard von Neukirch, 1691 Stadtschultheiß zu Heidelberg, wo er Anfang des 18. Jahrhunderts ein großes Haus in der Nähe des ehem. Mittelors erbaute, scheint ein sehr energischer Mann gewesen zu sein, der wie aus den Akten hervorgeht, manchen Strauß mit Pächtern und Bürgern ausgefochten hat, die allesamt zu seinen Gunsten entschieden wurden. Nach seinem Tode wurde der Besitz von seiner Frau, Anna Maria von Neukirch verwaltet. Sie hatte sich sogleich gegen die Ansprüche ihres Nachbarn, des Freiherrn von Venningen zu wehren, der dem Gut die Abgaben des kleinen Zehnten streitig machen wollte. Venningen, der durch Heirat Besitzer des „Göler'schen Gutes“ geworden war, begründete seine Ansprüche damit, daß beide Güter unter den Wolzogen vereint gewesen seien und deshalb ihm der kleine Zehnte voll zustehen müßte. In recht temperamentvollen Schreiben vertraten beide Seiten in einem vierjährigen Rechtsstreit ihre Standpunkte, bis am 23. 8. 1714 das Kurpf. Oberamt entschied, daß die Abgaben des kleinen Zehnten getrennt nach beiden Gütern eingezogen werden — so wie es bislang war.

Erbe des Neukirch'schen Vermögens war um 1720 ein Quirinus Heiderich, dessen Tochter Maria Elisabetha, 1744 Johann Wilhelm Anton Dahmen ehelichte. Dahmen, Professor der Rechte und 1764/65 Rektor der Universität Heidelberg war eine bekannte Persönlichkeit seiner Zeit. Als Mitglied der Pfälzischen historischen literari-

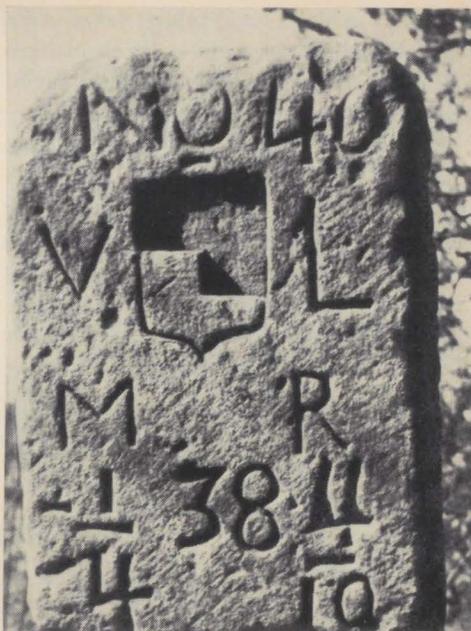
schen Gesellschaft führte er in Heidelberg ein offenes Haus für die jungen Studenten, denen er Kost und Logie bot. Einer seiner später berühmt gewordenen Gäste war Freiherr Karl Theodor von Dalberg. Durch seine Heirat war Dahmen auch in den Besitz des „Menzingen-Hofs“ gekommen, wo er in den Jahren 1758/59 umfangreiche bauliche Veränderungen, wie Aufstocken des Wohnhauses und Verbesserungen, sowie Reparaturen vornehmen ließ. Er starb am 6. 2. 1773. Die Witwe hatte sich in der Folge des öfteren sowohl gegenüber säumigen Pächtern, als auch gegen die Gemeindeverwaltung durchzusetzen, die anscheinend der Meinung waren, der Besitzerin gegenüber die Zügel etwas schleifen lassen zu können.

Nach ihrem Ableben verkaufte am 15. 4. 1780 der älteste Sohn Dahmens das Gut an den Kurpf. Kämmerer und Obristwachtmeister beim Kurfürstlich Pfälzischen Dragoner-Leibregiment Freiherr Ferdinand von Leoprechting und dessen Gemahlin Maria Anna geb. von Quentel. Anlässlich des Verkaufs, wurde durch den Heidelberger Oberamts- und Stadtrenovator Carl Riedinger eine Renovation des gesamten Gutsbesitzes vorgenommen, die im Jahre 1791 noch mit einem Nachtrag versehen wurde. Es würde zu weit führen, diese 75 Seiten umfassende Aufstellung hier im Einzelnen anzuführen, obwohl die Fülle von Gewinn- und Bürgernamen sich geradezu anbietet. In der Folge sei nur kurz zusammengefaßt. Der Freihof, ca. ein Morgen groß, der zum größten Teil mit einer Mauer umgeben war, bestand aus dem „Herrschaftlichen Wohnhaus“, des „Hofbauern Wohnhaus — ehemals das Neue Haus“, Scheuer und Stallung, Holzremise, sowie einem Gemüse- und Obstgarten. Beim Eingangstor rechts befand sich der Brunnen. Die dem Gut eigenen Äcker — auf Rohrbacher, Kirchheimer und Heidelberger Gemarkung — umfaßten rd. 65 Morgen. 13 Morgen Wiesen lagen auf Rohrbacher,

St. Ilgener und Nußlocher Gemarkung. Die rd. 16 Morgen Weinberge, wovon einige verpachtet waren, lagen ausschließlich auf Rohrbacher Gemarkung. Am Weinzehnten in Rohrbach hatte das Gut den „fünf und ein halb zwey und siebenzichsten Theil“, am Gartenzehnten den 36. Teil. Ferner stand ihm das „Beholzungsrecht“ im Gemeindewald zu, sowie die Benutzung der Viehweiden. Von der Frond war das Gut befreit, ausgenommen bei Kriegszeiten und bei der Unterhaltung der Gemeindewege. An Beschwerden und Abgaben waren zu tragen: jährlich an Martini zwei Malter Korn an die „Churhospittal Schafnerey Heidelberg“ und zum gleichen Termin sechs Kreuzer zur „Küchenschreiberey Heidelberg“. Der Fund eines Grenzsteins mit dem v. Leoprechtingschen Wappen im Jahre 1966 läßt darauf schließen, daß die Besitzungen des Gutes zu dieser Zeit anscheinend auch neu eingesteint wurden.

Nach dem Ableben des Freiherrn von Leoprechting setzte seine Frau, laut Testament, den Großherzoglich Badischen Oberamtmann Nestler zum Universalerben ein. Nestler, 1805 Amtmann bei der Amtsverwaltung des Amts Unterheidelberg und 1814 Oberamtmann am Bezirksamt Ladenburg, trat sein Erbe am 28. 2. 1812 an. Um 1820 verkaufte er jedoch die Ländereien und das Hofanwesen an Rohrbacher Bürger, was gleichzeitig das Ende des „Menzinger-Hofs“ bedeutete.

In der Folge kann nun nur noch die Geschichte des eigentlichen Freihofs verfolgt werden, der bei dem „Ausverkauf“ in den Besitz einer Rohrbacher Familie Kaltschmitt übergang. Um 1850 vermachte Georg Kaltschmitt die Hälfte des Anwesens an den Schreinermeister Johannes Müller von Rohrbach. Als Müller am 3. 12. 1850 verstarb, wurde seine Witwe, Katharina Elisabeth geb. Lobinger, Erbin des Anteils. Zum Vormund der fünf unmündigen Kinder wurde Georg



*Freiherr v. Leoprechting'scher Grenzstein aus dem Jahre 1780, der 1966 aufgefunden wurde*

Foto: Brümmer

Kaltschmitt bestimmt, der am 13. 8. 1856, die noch in seinem Besitz verbliebene Hälfte des Hofes an seine uneheliche Tochter Eva Maria Kaltschmitt vermachte. 1866 war das Gesamtanwesen dann im Besitz der Katharina Elisabeth Müller, die es ihrer Tochter Elisabetha Müller am 27. 1. 1889 vererbte. Das Anwesen umfaßte noch 22 ar 68 qm und war begrenzt im Norden vom Blosriedweg (Schulhausbuckel), gegen Süden Christof Hoffmann Erben und Philipp Heinrich Kaltschmitt Ehefrau, gegen Osten die Buttergasse (Winzerstraße) und Sebastian Föhringer Wwe., gegen Westen Philipp Heinrich Kaltschmitt. Die Elisabetha Müller blieb ledig und war „Kinderlehrerin“ (Kindergärtnerin) und richtete auf dem Hof einen privaten Kindergarten ein, der noch manchem alten Rohrbacher in Erinnerung ist. 76jährig, im Jahre 1925, verkaufte sie das

Anwesen an den Weinhändler Jakob Bälz aus Rohrbach, dessen Familie den ehemaligen Freihof heute noch besitzt und darin Weinkellerei und Weinhandel betreibt.

Zu erwähnen bleibt noch, daß im Jahre 1926 die Gemeinde Rohrbach die ehem. Buttergasse (heut. Winzerstraße) bis zur Panoramastraße über das Gelände des Hofes durchführte, und im Jahre 1962 die Stadt Heidelberg den ehemaligen Garten kaufte, um den Pausenhof der Rohrbacher „Eichendorffschule“ zu erweitern.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Generallandesarchiv Karlsruhe 125/2436; 43  
Spezialia /205

Universitätsarchiv Heidelberg IX 4b, 102;  
IX 14 h 122

Universitätsbibliothek Heidelberg Barth 101  
Stadearchiv Heidelberg B 506 m

Grundbuchamt Heidelberg Grundbuch Rohrbach

v. Wolzogen u. Neuhaus, K.A.A.: Geschichte des Reichsfreiherrlich von Wolzogen'schen Geschlechts. Bd. 1 (1859)

Wundt, F. P.: Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg. Bd. 1 (1805)

Wundt, C. C.: Vita et memoria J. G. A. Dahmen. 1773

---

## Ein Herbsttag

*Ein Herbsttag mit dem letzten Blühen  
Der satten wunderbaren Pracht,  
In der die Rosen still verglühn,  
Hat uns den Abschied froh gemacht.*

*Wie voller Sonne ist das Schweigen,  
Wie endlos blau das weite Zelt,  
Noch einmal leuchtet auf der Reigen  
Und zaubert Schönheit in die Welt.*

*Herb weht ein Odem aus dem Sterben  
Schon durch den gold'nen Sonnenschein,  
Bald wird das Laub sich fahler färben,  
Dann schlummert sanft das Leben ein.*

*Arthur Trautmann*

# Die ehemalige Pferdebahn der Stadt Wiesloch

Von Hermann Braun, Nußloch

Die am 15. April 1843 eröffnete Eisenbahnlinie Heidelberg — Bruchsal — Durlach — Karlsruhe der Großherzoglich Badischen Staatseisenbahnen wurde etwa 2,6 km westlich der Amtsstadt Wiesloch vorbeigeführt.

Den Anschluß stellte zunächst die Posthalterei Wiesloch her. Jedoch wurde, nach Übernahme der Großherzoglichen Post durch das Deutsche Reich, dieser Verkehr 1871 eingestellt.

So war die Stadt ab 1871 ohne regelmäßigen Verkehrsanschluß zu den Zügen der Hauptbahn. Die Gemeinde beauftragte deshalb im Frühjahr 1883 den Freiburger Civil-Ingenieur Müller, Baupläne und Kostenrechnung für eine Dampfstraßenbahn vom Bahnhof nach der Stadt, anzufertigen. An Hand des Gutachtens mußte festgestellt werden, daß eine Dampfstraßenbahn unrentabel wäre. Das Projekt wurde verworfen. Ingenieur Müller erhielt 1500 Mark für seine Bemühungen (Reisediäten, Gutachten, Anfertigung detaillierter Baupläne).

Der Gedanke einer Verbindung zum Staatsbahnhof aber lebte weiter. Zwei Jahre später, im Januar 1885, suchte der Wieslocher Kaufmann Hummel um Genehmigung für Bau und Betrieb einer Pferdebahn nach. Gleichzeitig bat er um Überlassung eines zinslosen, unkündbaren Darlehens in Höhe von 25 000 Mark. Dieser Bitte wurde in der Bürgerausschußsitzung vom 26. Februar 1885 entsprochen. Die sonstigen wichtigen Bedingungen Hummels waren folgende:

1. Konzession ist durch die Stadt Wiesloch und auf Kosten der Stadt Wiesloch zu erwirken.
2. Die Stadt sorgt für ein Gebäude mit Wartezimmer, einem Zimmer für Futter und Geschirr, einem Stall für 3 Pferde

und für Unterbringung von 4 Waggons, alles unter einem Dach und am Abfahrtspunkt der Bahn.

3. Die von der Bahn mitbenutzte Straße wird von der Stadt weiterhin unterhalten.
5. Das Unternehmen bleibt steuer- und umlagefrei, bzw. die Stadt übernimmt diese Kosten.
6. Dem Unternehmer bleibt es überlassen, wenn es ihm geeignet erscheint, an Stelle der Pferde eine motorische Kraft im Betrieb anzuwenden.
7. Die Gemeinde darf ohne Zustimmung des Unternehmers keine konkurrierende Linie bewilligen.
8. Der Verkauf oder die Übertragung des Betriebes an andere Personen steht dem Unternehmer frei.
9. Im Falle eine Erweiterung der Bahnanlage erforderlich wird, so überläßt die Stadt das dazu nötige Gelände unentgeltlich und gewährt auch für diese Teilbauten dieselben Begünstigungen, die sie bei der ersten Anlage bewilligt hat.
10. Das bewilligte Kapital von 25 000 Mark ist nach Erstellung der Bahn an die Firma Joseph Vögele, Mannheim zu zahlen.
12. Die Stadt hat das Recht, die Bahn zum Anlagepreis, abzüglich 25 000 Mark, zurückzukaufen.
15. Die Stadt beauftragt die Firma Vögele zum Bau der Bahn, prüft die Ausführung und übergibt die Anlage dem Unternehmer.

Diese Bedingungen wurden, sicherlich mit einigen Änderungen, angenommen. Die Stadt bemühte sich deshalb um Genehmigung für den Bau der Bahn durch das Ministerium des Inneren. Von diesem wurden, nach Rücksprache mit der Wasser- und



*Pferdebahn der Stadt Wiesloch beim Postamt 1888* Repro nach einer Aufnahme im Heimatmuseum Wiesloch

Straßenbauinspektion Heidelberg, folgende Änderungen gefordert:

... daß die Bahn von ihrem Anfange bei der Landstraße Nr. 1 in Wiesloch oder mindestens vom unteren Ende der Stadt an bis zur Abzweigung der Bahnhofszufahrtstraße auf der nördlichen (anstatt auf der südlichen) Seite der Landstraße angelegt und auf der Bahnhofszufahrtstraße längs der östlichen Straßenkante (anstatt auf der Mitte) geführt wird.

... daß die Geleise in der Vorstadt (heute Schwetzinger Straße) und in der Bahnhofszufahrtstraße mit Rillenschienen auszuführen seien.

Von der Firma Joseph Vögele, Mannheim, wurde folgender Kosten-Voranschlag aufgestellt:

#### *Kosten-Anschlag*

über die Herstellung der Geleisanlage vom Bahnhof Wiesloch nach Stadt Wiesloch mit 1 Meter Spurweite, aus Stahlschienen von

ca. 14,5 kg pro Meter auf eisernen Langschweller, wobei inbegriffen ist:

das Aufhauen der Straße und Wegführen des Aushubs auf die längs der Straße von Seiten der Gemeinde angewiesenen Lagerplätze, Herstellung der Bettung und Entwässerung aus Stücksteinen und Schotter mit dem in den städtischen Gruben unentgeltlich zur Verfügung gestellten Material, das Verlegen und Unterstopfen des Geleises und die Wiederherstellung der Straße.

Von Seiten der Stadt wären auszuführen:

die Verlegung der Schotterlagerplätze, das Fällen von Bäumen, das Versetzen der Telegraphenstangen, die Änderung der Umzäunung des Kohlenlagerplatzes, sowie die Arbeit in und vor der von der Stadt herzustellenden Halle.

Die Geleisstücke in der Vorstadt und parallel zur Bahn sowie die Curven daselbst werden mit Rillen angefertigt, das übrige Geleis wird so hergerichtet, daß Rillen jederzeit angebracht werden können.

### Zusammenstellung

Gerades Geleis mit Rillen auf beiden Seiten 566 Meter à 18.20	10 301.20
Curvengeleis mit Rillen auf beiden Seiten unter 100 Mtr. Radius, 193 Meter à 18.90	3647.70
Curvengeleis mit Rillen auf einer Seite 50 Mtr. Radius 33 Meter à 17.30	570.90
Gerades Geleis und Curven über 100 Mtr. Radius ohne Rillen 1858 Meter à 15.00	27 870.00
Curvengeleis unter 100 Mtr. Radius ohne Rillen 60 Meter à 15.70	942.00
Weichenverbindungen 10,8 Mtr. lang 4 Stück à 760.00	3040.00
Verlegung des Grabens bei der Ausweiche und Anlage einer Sickerung zwischen den Ausweichegeleisen	190.00
Auffüllung für die Curven am Kohlenlager und Herstellung der Böschung	200.00
Verschiedenes	238.20
Summa Mark	47 000.00

ferner:

2 Pferdebahnwagen mit je 14 Sitz- und 12 Stehplätzen, verschließbarem Postraum für Wertsachen und Briefe, starkem Verdeck mit wasserdichten Decken geschlossen für Postpakete und Gepäckstücke, komplett mit Bremse und Laternen 2 Stück à 3300.00	6600.00
Mark	53 600.00

Mannheim, 24. Juli 1885 Joseph Vögele

Durch die geforderten Rillenschienen verteuerte sich die Gleisanlage um rund 2000 Mark, trotzdem wurde von Herrn Hummel

die Erhöhung des zugesagten Darlehens um 10 000 auf 35 000 Mark gewünscht und vom Bürgerausschuß in der Sitzung vom 30. Juli 1885 auch bewilligt. Allerdings machte man dem Unternehmer bei dieser Gelegenheit zur Pflicht, zum letzten von der Station Wiesloch abgehenden Zug, 23.11 Uhr, zu fahren. Da die Gemeinde nicht bereit war, die für diese eine Fahrt geforderte Entschädigung von jährlich 500 Mark zu bezahlen, trat Herr Hummel schließlich von seinem Vorhaben zurück. Die letzte Notiz über die „Privatbahn“ findet sich im Ratsprotokoll vom 19. Februar 1887. Vom Bürgerausschuß wurde beschlossen:

Dem Kaufmann Ignaz Hummel sind für seine Mühewaltung und gehaltenen Auslagen bei den Vorarbeiten der Erbauung der Pferdebahn eine Vergütung von 1000 Mark aus der Stadtkasse zu bezahlen.

Damit war das Kapitel Privatbahn abgeschlossen.

Inzwischen waren aber die Vorarbeiten soweit gediehen, daß sich die Stadt am 12. August 1885 entschloß, die Pferdebahn auf eigene Kosten erbauen zu lassen und auch zu betreiben. Es wurde ein Kapital von 60 000 Mark für die Pferdebahn und 30 000 Mark für den Neubau eines Postgebäudes mit Warteraum, Wagenhalle und Stallungen, insgesamt also 90 000 Mark, in Form von Schuldverschreibungen aufgenommen. Der Tilgungsplan sah eine Abtragung der Schulden bis 1. April 1945 vor, jedoch wurden, bedingt durch die Inflation 1923, die letzten Schuldverschreibungen bereits 1933 eingelöst. Die Schulden haben also die Pferdebahn um rund 30 Jahre überlebt.

Den Bauarbeiten, die im Januar 1886 begannen, stellten sich keine Hindernisse entgegen. Das Gelände war eben, Brücken oder sonstige Kunstbauten waren nicht erforderlich. Im September 1886 konnten die Bauarbeiten abgeschlossen werden.

Am 10. Februar 1886 wurde mit der Kaiserlichen Postdirektion Karlsruhe ein Vertrag abgeschlossen, der die Beförderung der Postsachen mit der Pferdebahn vorsah. Die Pferdebahnwagen mußten zu diesem Zwecke mit einem verschließbaren Abteil versehen sein. Der Vertrag bestimmte außerdem, daß der Kutscher unterwegs Briefe, Postkarten, Drucksachen und Warenproben von jedermann entgegenzunehmen habe, und diese beim Bahnhof Wiesloch bzw. beim Postamt Wiesloch der Post zur Beförderung zu übergeben habe. Die Pferdebahn erhält für die Postbeförderung eine jährliche Vergütung von 1200 Mark.

Von der Aufsichtsbehörde, dem Großherzoglichen Bezirksamt in Wiesloch, wurde am 24. April 1886 eine Ortspolizeiliche Vorschrift für den Betrieb der Wieslocher Pferdebahn erstellt und unterm 30. April 1886 vom Gemeinderat genehmigt. Die Vorschrift entspricht weitgehend dem vom Bezirksamt Heidelberg am 27. April 1885 für die Heidelberger Pferdebahn veröffentlichten Erlaß. Die wichtigsten Punkte aus dieser Vorschrift sind:

§ 1. Die für den Betrieb der Pferdebahn zu benützenden Wagen dürfen keine größere Breite als 2 Meter haben, alle Vorsprünge eingerechnet.

Sie müssen versehen sein

- a) mit einer kräftig und schnellwirkenden Bremsvorrichtung,
- b) mit einer Zugleine oder ähnlicher Vorrichtung, welche einen Signalverkehr mit dem Kutscher von der Rückseite des Wagens aus ermöglicht, und
- c) mit zwei Laternen (je eine an der Vorder- und Rückseite), welche gleichzeitig den inneren Wagenraum zur Nachtzeit ausreichend erhellen.

§ 2. Jeder Wagen muß mit einer Nummer versehen sein.

§ 3. Die zum Dienst bei der Pferdebahn verwendeten Pferde müssen kräftig, vollkommen diensttauglich und von schädlichen Fehlern frei sein.

§ 6. Unbespannte Pferdebahnwagen dürfen auf dem Bahnkörper nicht stehen bleiben.

§ 13. Der Kutscher darf während der Fahrt den ihm angewiesenen Platz nicht verlassen.

§ 14. In schnellerer Gangart, als im Trab zu fahren, ist untersagt.

§ 16. Das Besteigen und das Verlassen des Wagens ist nur von der hinteren Plattform desselben aus gestattet. Die Fahrgäste haben das Fahrgeld beim Einsteigen zu bezahlen. Lärmen und Singen ist ihnen untersagt. Das Tabakrauchen ist nur auf den Außenplätzen gestattet.

§ 18. Hunde und andere Thiere dürfen in den Wagen nicht mitgenommen werden.

Ein Vertrag mit der Generaldirektion der Großherzoglichen Staatseisenbahnen vom 2. August 1886 sah die Beförderung von Stückgut vor.

Nach diesen Vorarbeiten konnte im Herbst 1886 (genaues Eröffnungsdatum nicht feststellbar) die Pferdebahn vom damaligen Bürgermeister Sieber eröffnet werden.

Sie führte vom Postneubau an der Torbrücke die Schwetzingener Straße entlang, vorbei an der Postmühle zum Bahnhof und endete dort. Bekannt ist, daß eine Haltestelle an der Gabelung der heutigen Schwetzingener- und Bahnhofstraße war, die Ausweiche muß in der Nähe der Schafbrücke gewesen sein.

Eingesetzt waren 2 Pferdebahnwagen (ein Dritter kam 1898 dazu), Einspanner leichter Bauart mit offenen Plattformen, Gepäckraum auf dem Dach für Postpakete, Gepäckstücke und Stückgut. Zwei Abteile

waren verschließbar, das jeweils in Fahrtrichtung Vordere wurde von der Post für Briefsendungen benutzt. Die Bahn besaß zumeist 4 Pferde (zeitweise 5 bis 6) die im Schnitt 7 Jahre alt und größtenteils weiblichen Geschlechts waren.

Das Fahrnis-Inventar verzeichnet als größere Anschaffungen:

1886	2 Pferdebahnwagen	M 6600.00
	4 Pferdegeschirre	M 160.00
	1 Pritschwagen	M 110.00
	1 Wagendecke	M 92.43
	1 Glocke mit Zubehör	M 50.00
	1 Reichswappen	M 90.00
	2 Schlitten	M 65.00
1887	1 Federpritschwagen	M 400.00
1893	8 neue Sitzkissen in die 2 Pferde- bahnwagen	M 192.00
1894	1 Wagendecke	M 72.00
1897	1 complete Telephon- anlage	M 450.00
1898	1 Pferdebahnwagen	M 3200.00

Warum der dritte Wagen angeschafft wurde, läßt sich heute leider nicht mehr sagen, ein Verkehrsbedürfnis dürfte nicht in Frage kommen. Außerdem waren schon Planungen für eine normalspurige Nebenbahn im Gange. Es muß also ein Unfall oder ähnliches der Grund gewesen sein. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß der neue Wagen billiger war, als die 12 Jahre früher angeschafften.

Die Baukosten der Pferdebahn belief sich auf 58008.42 Mark. Davon erhielt die Firma Joseph Vögele 51747.85 Mark, der Rest verteilte sich auf verschiedene Wieslocher Bürger, größtenteils für Steintransporte.

Im Mai 1886 wurden in der Wieslocher Zeitung die Kutscherstellen ausgeschrieben. Es meldeten sich 8 Bewerber. Der monatliche Lohn betrug bis Januar 1898 60 Mark. In einer Bitte um Lohnerhöhung vom 18. Januar 1898 führten die Kutscher an, daß

eine vergleichbare Stelle bei der Eisenbahn (Schaffner, Wagenmeister) mit einem Anfangsgehalt von 900 bis 1000 Mark jährlich dotiert sei, während das Höchstgehalt 1450 Mark betrage. Die Stadt Wiesloch erhöhte daraufhin den Lohn auf 800 Mark jährlich. Später wurden 850 Mark = 2,19 Mark/Tag bezahlt. Die letzte Gehaltserhöhung fand am 1. 10. 1900 statt, von da an bekamen die Kutscher 2,50 Mark/Tag. Aus der Bitte um Lohnerhöhung geht hervor, daß die Arbeitszeit zweimal wöchentlich von 5 Uhr früh bis 1 Uhr nachts geht.

Als Dienstvorschrift für die Kutscher wurde am 20. 11. 1886 eine Fahrdienst-Instruktion geschaffen. Auch hieraus die wichtigeren Punkte:

- § 3 Bei Verladen der Poststücke hat der Kutscher, wenn nötig, mitzuhelfen, er ist ferner verpflichtet, während der Fahrt Briefsendungen entgegenzunehmen und diese der Post zur Beförderung abzuliefern.
- § 4 Sofort nach Ankunft am Bahnhof oder Postgebäude hat der Kutscher seine Einträge in den in jedem Wagen mitzuführenden Fahrzettel zu machen, ferner muß der Kutscher nach jeder Ankunft am Bahnhof seine Taschenuhr genau nach der im Bureau der Eisenbahnverwaltung befindlichen Uhr regulieren; ferner nach jeder Ankunft an den Endstationen genau den Wagen revidieren.
- § 5 Bei kühlem und kaltem Wetter müssen die Pferde nach Ankunft am Bahnhof oder Postgebäude mit der in jedem Wagen mitzuführenden Wolldecke bedeckt werden; bei Regenwetter müssen die Pferde die wasserdichte Decke aufgelegt haben. Die Behandlung der Pferde soll eine vorsichtige und liebevolle sein. Das Aufmuntern soll mehr durch Zuruf als durch die Peitsche geschehen.
- § 6 Bei Eintreten der Dunkelheit hat der Kutscher die beiden im Wagen ange-

brachten Lampen anzuzünden und bei jeder Fahrt nach vornen weißes Licht und nach hinten rotes Licht zu zeigen. Bei der Ankunft am Bahnhof oder Postgebäude ist, nachdem die Reisenden ausgestiegen sind, die Bremse zu lösen und sofort die vordere, nach derjenigen Richtung, nach welcher der Wagen nun fahren soll, zuzuziehen.

§ 7 Die zu gebenden Zeichen mit der Glocke am Wagen werden folgendermaßen festgelegt:

1. einmaliger Anschlag mit der Glocke bedeutet: Abfahren
2. zweimaliger Anschlag mit der Glocke bedeutet: langsam Schrittfahren
3. dreimaliger Anschlag mit der Glocke bedeutet: Halt

§ 8 Das Auf- und Absteigen während der Fahrt ist den Reisenden auf den vorderen Perrons unter keinen Umständen gestattet. Wollen Passagiere weiblichen Geschlechts während der Fahrt an den Haltestellen Auf- oder Absteigen, so hat der Kutscher zu halten, wenn die Fahrzeit es gestattet, männlichen Personen ist das Auf- und Absteigen durch Schrittfahren zu erleichtern.

Der erste Fahrplan und Tarif wurde am 16. Januar 1886 dem Bezirksamt Wiesloch zur Genehmigung vorgelegt. Änderungen dieses Tarifes wurden in den Akten nicht festgestellt.

Ganze Strecke pro Person 15 Pfg

Ganze Strecke Kinder von 2 bis 14 Jahren auch Älteren wenn sie die hiesigen Schulen besuchen 10 Pfg

Kinder unter 2 Jahren frei

Unterwegspassagiere zahlen von der Eppinger Straße ab 10 Pfg

Für weniger als die halbe Strecke 10 Pfg

Zum Nachtzug von Heidelberg (Ankunft 0.52 Uhr) fährt die Pferdebahn auf vorherige Bestellung für 1 bis 4 Personen zu

1.50 Mark. Bei größerer Personenzahl 30 Pfg pro Person.

Koffer und Gepäckstücke von 5 bis 50 Kilo kosten pro Stück 20 Pfg

Kleinere Gepäckstücke bis 5 Kilo sind frei

Nach dem ersten Fahrplan vom 1. Oktober 1886 verkehrten täglich 14 Fahrten. Für die Fahrt von Wiesloch zum Bahnhof wurden 10 Minuten benötigt (15 km/h), vom Bahnhof nach Wiesloch 12 Minuten (12 km/h). Die Anzahl der Fahrten änderte sich 1887 auf 16, ab 1896 15, der letzte Fahrplan vor der Stilllegung verzeichnet sogar 18 Fahrten.

Die Einnahmen der „Städtischen Straßenbahn Wiesloch“ 1896 beliefen sich auf 15908.70 Mark.

Diese Summe setzt sich aus folgenden Teilbeträgen zusammen:

Personenbeförderung	M 10 403.05
Postbeförderung	M 2 750.00
Güterbeförderung	M 1 601.05
Expresgutbeförderung	M 920.70
Kohlenbeförderung	M 810.00
Gepäckbeförderung	M 225.80
Sonstiges	M 198.10

Aus dem Güterverkehr jeder Art stammen also rund 30 % der Einnahmen. Vermutlich wurde jedoch dieser Güterverkehr (außer Post und Gepäck) mit den Pritschewagen, also nicht auf der Schiene, durchgeführt.

Zum Betrieb wäre noch zu sagen, daß der Wagen nur mit einem Kutscher besetzt war. Dieser hatte auch die Geschäfte des Schaffners mitzubedienen (laut ortspolizeilicher Vorschrift von 1886 „vorläufig“). Wenn unterwegs Fahrgäste zustiegen, mußte der Kutscher, um das Fahrgeld zu kassieren, ins Wageninnere. Während dieser Zeit übernahm der mitfahrende Postbeamte oder ein kundiger Fahrgast den Wagen. Diese Betriebsart, die offiziell zwar nicht erlaubt, aber doch bekannt und geduldet war, währte bis Oktober 1895. Erst als am

30. August 1895 bei der Postmühle dem 3jährigen Georg Zirkel der Fuß überfahren wurde, ordnete das Bezirksamt Wiesloch an, daß Hilfskutscher (Schaffner) mitfahren müssen. Dieser Unfall ist der einzige, der in den Akten verzeichnet ist.

Im Jahre 1897 begannen die Planungen für den Bau einer normalspurigen Nebenbahn Wiesloch — Meckesheim — Waldangelloch. Von der Stadt Wiesloch wurden dem Bauunternehmer (zuerst Lenz & Cie in Stettin, später Badische Localeisenbahn AG, Karlsruhe) die Auflage gemacht, die Pferdebahn für 46 000 Mark zu übernehmen. Dieser Betrag wurde von dem Zuschuß der Stadt für Grunderwerb (58 000 Mark) abgezogen. Die Eisenbahn nach Meckesheim wurde am 14. Mai 1901 eröffnet. Der letzte Wagen der Pferdebahn fuhr am 4. Juli 1901. Anschließend wurde die Bahn abgebrochen. Über den Verbleib des Materials ist leider nichts bekannt. Vermutungen, daß die Wagen zu der am 22. Februar 1902 eröffneten Pferdebahn Walldorf Stadt — Wiesloch Staatsbahnhof kamen, stellten sich als falsch heraus. Walldorf erhielt seine Pferdebahnwagen von der Heidelberger Straßenbahn.

Der Verfasser dankt für die freundliche Unterstützung den Herren Ratschreiber Rieck (Stadtverwaltung Wiesloch), Eisenbahnnamtman Froböse (Südwestdeutsche Eisenbahn-Gesellschaft Ettlingen) sowie dem Badischen Generallandesarchiv Karlsruhe.

#### Quellen:

1000 Jahre Marktrect Stadt Wiesloch

Herausgeber: Stadt Wiesloch 1965

darin Seite 88—106: Stadtoberamtman Rieck: Wiesloch im Großherzogtum Baden 1806 bis 1918

#### Stadtarchiv Wiesloch:

Rubrik 33

- |  |      |
|--|------|
| 1. Erbauung der Pferdebahn   | 1883 |
| 2. Kauf von Pferden und deren Versicherung                                     | 1886 |
| 3. Erlassung einer ortspolizeilichen Vorschrift für den Betrieb der Pferdebahn | 1886 |
| 4. Das Rechnungswesen der Pferdebahn   | 1886 |
| 5. Fahrnisinventar der Pferdebahn  | 1887 |

Rubrik VI 2, Faszikel Nr. 31

Einstellung der Kutscher für die Pferdebahn sowie Erlassung einer Fahrinstruktion

Rubrik VI 3, Faszikel 227

Wartesaal der Pferdebahn im Postgebäude  
Faszikel 620

Erbauung eines Postgebäudes und Pferdebahn, Aufnahme eines Kapitals

Faszikel 621

Ausbesserung der Schuldenverschreibung der Stadt, Pferdebahn- und Posthausanleihe

#### Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe:

Sign.: Abt. 356, Fasz. Nr. 1028

Akten des ehemaligen Bezirksamtes Wiesloch, die Wieslocher Pferdebahn betreffend

#### Südwestdeutsche Eisenbahn-Gesellschaft Ettlingen:

Akten zum Bau der Nebenbahn Wiesloch—Meckesheim—Waldangelloch

Dienstordnung für die Schaffner und Kutscher der Heidelberger Straßenbahn & Bergbahn-Gesellschaft Leferenz & Co, Heidelberg 1886

Fahrpläne der Wieslocher Pferdebahn 1886 bis 1901

Ratsprotokolle der Stadt Wiesloch, verschiedene Jahrgänge

# Die Schwetzingener Ziegelhütten

Von K. Mossemann, Schwetzingen

In unserer schnellebigen Zeit, in der man an überkommenen Kulturgütern oder Zeugen einer vergangenen Epoche oft achtlos vorbeihastet, ist es dankbar zu begrüßen, wenn sich noch jemand findet, der die Spuren der früheren Ortsbewohner nicht als wertlosen Ballast zur Seite wirft oder mit einer geringschätzenden Handbewegung verwischt. Es ist, von der Ortsgeschichte aus gesehen, wichtig, alle Funde, die vom Leben und Treiben der Vorfahren künden, der Nachwelt zu erhalten.

Welchen Wert dingliche Güter aus dem Bereich des bäuerlichen und handwerklichen Lebens oder Bodenfunde haben, kann im ersten Augenblick vom Nichtfachmann schlecht festgestellt werden. Mitunter muß sich auch der Fachmann bemühen, zwischen Wert und Unwert eines Fundes ein Urteil zu fällen, um Spreu vom Weizen trennen zu können.

Ortsgeschichte würde aber ohne die mancherlei, vielfach wertlos geachteten, Kleinigkeiten kein geschlossenes Bild des Geschehens verflossener Jahrhunderte abgeben. Ein mannigfaltiges Mosaik aus geschichtlichen Begebenheiten, Überlieferungen, Verträgen, Funden, urkundlichen Belegen und anderem mehr läßt erst einen Ort im rechten Licht erscheinen, hellt seine Struktur im Laufe der Zeit ein wenig auf.

Manches muß, sofern es nicht urkundlich untermauert ist, einer kritischen Betrachtung unterzogen werden, ehe das Ergebnis der Nachwelt weitergegeben wird. Tatsachen können für sich selbst reden, bloße Vermutungen sind mit Vorsicht zu deuten. Jedenfalls können sie als Beweis selten ins Feld geführt werden.

Gelegentlich konnten die schon früher einmal der Öffentlichkeit in Wort und Bild dargestellten, jahrhundertealten Mauerziegel

aus dem Hotel „Adler-Post“ in Augenschein genommen werden (s. Schwetzingener Zeitung vom 13. 1. 1965). Was lag nach der Besichtigung näher, als sich mit den Schwetzingener Ziegeleien im einzelnen und diesen Mauerziegeln im besonderen zu befassen?

Diese Arbeit wurde erleichtert durch eigene Sachkenntnis, die durch frühere Besuche in einer alten Ziegelei, die sich noch nicht auf Maschinenbetrieb umgestellt hatte, gewonnen wurde.

Beim Umbau des Hotels „Adler-Post“ im Jahr 1964/65 kamen beim Durchbruch des Gewölbes des alten Weinkellers ein gebrannter Backstein zum Vorschein, der die Jahreszahl 1743 aufweist, ferner Backsteine, die unter einem Kreuz eine Jahreszahl erkennen lassen, die als 1471 gedeutet wurde.

Die Annahme, daß an der Stelle des heutigen Hotels einmal ein Kloster gestanden habe, entbehrt jeder Grundlage. Für einen solchen Bau wären aktenmäßige Unterlagen vorhanden, zumindest aus dem 15. Jahrhundert; denn klösterliche Anlagen durften nur mit Genehmigung des Landesherren errichtet werden. Sie setzten eine Dotation an Grund und Boden voraus.

Anders verhält es sich mit landwirtschaftlichen Zweckbauten, wenn Klöster, z. B. dasjenige in Schönau und das Stift Neuburg, Besitzungen in Schwetzingen hatten. Diese Güter wurden nicht von den Klöstern selbst, sondern von Bauern bewirtschaftet.

Das Nonnengut (Stift Neuburg) wies schon 1472 einen Hofmann auf, der das Gut in Bestandspacht hatte (s. Seyfried a. a. O. S. 138). Das Schönauer Mönchsgut, das 1483 durch einen geschworenen Feldmesser neu versteint wurde, scheint auch an einen Beständer verpachtet worden zu sein. Im Jahr 1510 wurde das Klosterhofgut auf

15 Jahre an den Beständer Hans Jörg Reutlinger verpachtet (s. Seyfried, a. a. O., S. 134).

Zur Bewirtschaftung dieser Güter gehörten naturgemäß auch Wohn- und Wirtschaftsgebäude, eben ein Klosterhof. Einen solchen hatten die Schönauer Mönche und die adligen Nonnen des Stifts Neuburg im 15. Jahrhundert auch in Schwetzingen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wird die Hofanlage des Schönauer Klostersgutes in Schwetzingen mit „Scheune, Ställen und sonstigem Zubehör, ganz nahe dem Schlosse, mit der einen Seite in das Schloßgäßlein stoßend“ beschrieben (s. Seyfried, a. a. O. S. 134).

Die Lage dieses Mönchshofes, dessen Garten schon 1570 erwähnt wurde (Berain 7704 fol. 189a), wird 1742 genauer angegeben: „Ständige Erbzinsen von einem Garten an dem Mönchhof, gegen dem Schloß über gelegen, stoßt gegen dem Schloß auf die gemeine Straß und gegen dem Gebürg (nach Osten) auf das Ackerfeld“ (Berain 7955 S. 8, angeführt bei Dussel). Demnach lag der Mönchhof auf der heutigen Karlsruher Straße.

Vielleicht darf hier noch eingeflochten werden, daß die Klostersgüter von Neuburg und Schönau im 16. Jahrhundert in die geistliche Verwaltung in Heidelberg kamen. Im Schwetzingener Schatzungsbuch von 1717 findet sich bei dem Güterbeschrieb des Daniel Hörter folgender Eintrag: „ein abgebrannter Hausplatz bei der Heidelberger Verwaltung, auf die Speyerer Straße (stoßend), einerseits Freiherr von Venningen (das Geschlecht war schon 1423 in Schwetzingen begütert), anderseits Hans Landmann“ (B 404 Seite 150—159).

Daß die beiden Klöster eine Ziegelbrennerei besessen haben sollen, ist ziemlich unwahrscheinlich. Zumindest war eine solche nicht in Schwetzingen. Das Kreuz auf den älteren Backsteinen ist auch kein schlüssiger Beweis für eine klösterliche Ziegelei. Von dieser Verzierung soll noch die Rede sein.



Bis zum Ausgang des Mittelalters stellte man in unserem Gebiet noch keine privaten Profanbauten aus Backsteinen oder Bruchsteinen her. Letztere wurden nur in den Fundamenten der Häuser verwendet. Das ganze Haus wurde als Fachwerkbau mit Riegelwänden ausgeführt. In einer Urkunde aus dem 14. Jahrhundert wird ein Speyerer Hausgenosse, wohl ein Patrizier, mit dem Beinamen „der Steinhäuser“ genannt. Er war Erbauer eines mit Steinen gebauten Hauses, und diese Neuerung war seinen Mitbürgern so ungewohnt, daß sie ihn mit diesem Beinamen bedachten. Zu jener Zeit — und noch einige Jahrhunderte darnach — wohnte man eben noch in Fachwerkhäusern, die man auch „beymenhuzer“ (Baumhäuser) nannte, weil behauene Stämme das Gerippe zum Bau lieferten. (Busch-Glasschröder, a. a. O. Bd. I, 90).

Zur Illustration seien die Fachwerkhäuser in Schwetzingen in der Karlsruher-, Hebel- und Wildemannstraße angeführt, die in den Fundamenten Bruchsteine aufweisen. Gedeckt wurden die Häuser natürlich mit Dachziegeln, die aus einer in der Gegend befindlichen Ziegelei geliefert wurden.

Eine Schwetzingener Ziegelei läßt sich urkundlich seit drei Jahrhunderten nachweisen.

Es ist immerhin möglich, daß hier schon viel früher eine Ziegelei vorhanden war, aus der die umliegenden kurpfälzischen Orte ihre Dachziegel bezogen, aber nachweisen läßt sich das nicht.

Für öffentliche Ziegeleien bestand nämlich, ähnlich wie bei Mühlen der Mühlenbann, die Vorschrift, daß Ziegel und Backsteine nicht in benachbarte Herrschaftsgebiete ausgeführt werden durften. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde zur Errichtung einer Ziegelei in Ketsch die Genehmigung u. a. mit der Begründung, der Antragsteller könne seine Ware leicht über den Rhein schaffen, versagt (s. u.).

Wenn schon in Schwetzingen eine Ziegelei vorhanden war, dann konnte sie nur außerhalb des Ortsetters dort stehen, wo sich auch das nötige Rohmaterial, nämlich Lehm und der als Magerungsmittel dienende quarzhaltige Sand vorfand. Dort wurde der Brennofen gebaut und die Gestelle zum Trocknen der Ziegel und Backsteine errichtet.

Früher mag als Magerungsmittel nicht nur Sand verwendet worden sein. Vertriebene Deutsche aus der Batschka, die es nach dem Zweiten Weltkrieg in ein Dorf in der Nähe von Wertheim verschlug, formten nach alter, überlieferter Weise Mauerziegel aus lehmiger Erde, der sie Wasser und Häcksel beigaben. Sie ließen die geformten Steine unter einem Bretterdach an der Luft trocknen und verwandten sie ungebrannt als Mauersteine. Nach Fertigstellung und Überdachung der Hauswände wurden diese verputzt. Und die Bauherren versicherten, daß es in diesem Haus im Sommer kühl und im Winter warm sei.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wird Israel Mayer urkundlich als erster Ziegler in Schwetzingen nachgewiesen. Das betreffende Aktenheft (GLA Klrh 221/195) umfaßt zwar den Zeitraum von 1650 bis 1723, aber die eigentlichen Ziegeleiakten beginnen erst 1683 mit dem vorbereitenden Bestands-

brief. Die Verhandlungen zogen sich allerdings in die Länge, so daß die Ziegelei frühestens 1685 in Betrieb genommen werden konnte.

Die kurfürstliche Verwaltung war an der Errichtung der Ziegelei interessiert und setzte mit Israel Mayer, dem Sohn des Bürgers und Zieglers Anton Mayer zu Heidelberg, einen Fachmann ein. Der Bestandsbrief lautet:

„Heidelberg, den 21. Februar 1683

Wir Wilhelmine Ernestine (Kurfürstin) bekennen und tun hiermit kund und zu wissen, daß wir mit Israel Mayer, Bürger und Ziegler allhier zu Heidelberg, einen aufrechten, steten und festen Erbbestand über eine bei Schwetzingen anrichtende Kalk-, Stein- und Ziegelbrennerei folgender Gestalt schließen lassen:

Erstens übergeben wir ihm einen Platz von 2 Morgen auf der gemeinen Allmend hinter dem Dorf Schwetzingen, gegen Brühl zu, an 2 Stücken gelegen, wenn die Gemeinde mit einem anderweitigen Stück von gleichem Wert ersetzt, auf welchem er eine Ziegelhütte mit allem Zubehör auf seine Kosten ohne unser Zutun zu erbauen und die zu der Stein- und Ziegelbrennerei benötigte Erde zu graben. Welchen Platz samt der darauf zu erbauenden Ziegelhütte und Zugehörung, gadachter Mayer und seine rechtmäßigen Leibeserben erblich als andere ihm eigentümliche Güter nach Eigenschaft des domini utilis inne habe, nutzen und nießen solle, das dominium directum aber behalten wir uns expressia bevor, in Maßen dann er, Erbbeständer und seine Erben, weder solchen ihm übergebenen Platz, noch erbaute Ziegelhütte und Zugehörung, noch etwas davon zu versetzen, zu verpfänden, zu verkaufen, oder sonst zu veräußern, anderwärts zu beschweren, noch unter sich zu verstüekeln oder zu teilen, männiglich die Erbgerichtigkeit an andere auf einigerlei Weise, es habe Namen, wie es immer wolle, zu begeben, kein Fug noch Macht habe.

Zweitens soll mehrgedachter Israel Mayer und seine Erben gehalten sein, die Ziegelhütte und zugehörigen Gebäude nicht allein, wie bereits gedacht, auf seine Kosten ohne unser Zutun aufzubauen, sondern auch in gutem Bau und Wesen zu erhalten, auch mit der Brennerlei, so bald es geschehen kann, einen Anfang zu machen und jeder Zeit fleißig damit fortzufahren.

Drittens soll er und seine Erben für den Platz und Erde graben jährlich, und zwar auf Johannis des 1686. Jahres zum erstenmal, 10 Gulden zu unserer Kellerei Schwetzingen unfehlbar bezahlen.

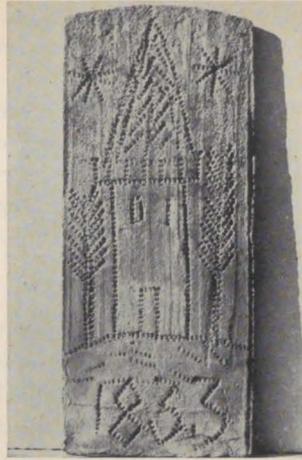
Viertens sollen sie auch von Hand- und Pferdfron befreit sein, hergegen für die Handfron 5 Gulden und für die Pferdfron, wann Sie solche braucht (die Kurfürstin), 10 Gulden jährlich, und zwar auf Johannis des 1685. Jahrs zum erstenmal entrichten, welches aber allein auf mehrbesagte Brennerlei, keineswegs aber auf den Ackerbau zu verstehen, als auf welchen Fall sie deswegen die gebührende Fron zu leisten schuldig sein sollen.

Fünftens sollen sie auch verbunden sein, wenn man nicht nur zu Behuf unseres Bauwesens zu Schwetzingen, sondern auch zu anderem herrschaftlichen Gebrauch allhier zu Heidelberg und anderen Orten gebackene Steine von ihm nehmen wird, jedes Tausend gebackene Steine um 5 Gulden, wie auch allen Kalk, jede Muth um 45 Kreuzer bei der Hütte zu überlassen.

Sechstens, damit die Zahl und Lieferung oben genannter Sachen desto gewisser und daran kein Mangel sein möge, so soll angeregter, eingeräumter Platz samt darauf zu erbauender Ziegelscheune uns zum Unterpfand versetzt bleiben.

Heidelberg, den 21. 2. 1683  
(Unterschrift)“

Es mag verwunderlich erscheinen, daß der Erbbestandsbrief nicht im Namen des Kur-



fürsten ausgestellt wurde. Kurfürst Karl schenkte nach dem Tod seines Vaters, des Kurfürsten Karl Ludwig († 1680), Schloß und Kellerei Schwetzingen mit allen Einkünften im Jahr 1681 seiner Gemahlin Wilhelmine Ernestine von Dänemark. Dieser Besitz wurde ihr von den folgenden Kurfürsten bestätigt und fiel erst nach ihrem Tod (1706) an die Hofkammer zurück (s. Martin, a. a. O. S. 7).

Zu dem Ausdruck „Muth“ wäre erläuternd zu sagen, daß die Maße in den einzelnen deutschen Gauen bei gleicher Bezeichnung erhebliche Unterschiede aufwiesen. In den Schreiben vom 15. 12. 1684 und 18. 12. 1684 (GLA 221/195) heißt es statt „jede Muth um 45 Kreuzer“: „12 Miethe Kalk, jede für einen halben rheinischen Taler“, während im Schreiben vom 30. 12. 1684 der entsprechende Eintrag lautet: „12 Malter Kalk für 45 Kreuzer“.

Der gemahlene und der gelöschte Kalk wurden mit dem Sester oder der Stütze gemessen. Nach altem badischen Maß (bis 1812) waren

1 Malter = 10 Sester	= 150 Liter
12 Malter	= 1800 Liter
1 Muth (österr. Maß)	= 1844 Liter

Nach dem angeführten Schriftwechsel wären demnach einzusetzen: 1 Muth = 12 Miethen = 12 Malter.

Ein Jahr später erwiderten auf eine Anfrage der Anwalt Nikolaus Heger, das Gericht samt ganzer Gemeinde Schwetzingen auf das in Aussicht genommene „gemeine Gut“, auf dem die Erde für die Ziegelei gegraben werden soll:

„Dieses Gut ist eine Undweide (Weide am Wasser, am Bach: ahd unda = Wasser; s. Buck, a. a. O. S. 285; nicht zu verwechseln mit Uchtweide = Nachtweide)“. Die Gemeinde hat zwar noch eine Weide, die aber entlegen ist und zu Zeiten des Jahrs wegen großen Gewässers des Rheins oftmals zugrunde geht. „Deshalb ist dieses in Aussicht genommene Stück Gut nicht gut zu entbehren, auch gedenken wir nicht, etwas vom gemeinen Gut zur Schmälerung unserer Nachkommen um Geld zu verhandeln. Damit aber gnädige Herrschaft in ihrem Vorhaben und Gesinnen an die Gemeinde allhier nicht gehindert sei, so soll solches Stück Gemeindegut, der Niederhof genannt, überlassen werden gegen Ersetzung eines anderen von gnädiger Herrschaft eigentümlichen Guts, und das mit Namen die Schaf- oder Herrenwiese genannt, mit gewisser Versicherung, gleich wie allhiesige Gemeinde das ihrige, überlassen sie dagegen wegen Ermangelung der Weide, solches wir eigentümlich zu genießen haben, damit wir von unseren Nachkommen nicht dermaleinst böse Nachrede haben und sie, sowohl als wir, Schaden leiden müssen. Wird solches zu untertänigstem Gehorsam zur Gegenantwort überschickt.

Schwetzingen, den 19. 12. 1684“

Noch vor Jahresende erhielt am 30. 12. 1684 der Keller zu Wersau den Auftrag, „... in Augenschein zu nehmen, wo der Ziegelofen aufgerichtet, wo die Ziegelerde gegraben werden soll und ob die Gemeinde einen Austausch des Geländes verlangt, ob

auch der Ziegelofen dem Schloß nicht zu nahe gesetzt werden wolle.“

Und er berichtete der kurpfälzischen Kammer, wo „die von Israel Mayer auf gewisse Lieferungs- und Zahlungsbedingungen vorgenommene Ziegelhütte gebaut und wo die Erde auf der gemeinen Weide, wegen der Räumung der sogenannten Schafswiese, gegraben werden soll und zuvörderst befunden, daß der herrschaftliche Garten, worinnen der gedachte Ziegelofen gesetzt werden soll, dem Schloß ziemlich nahe gelegen sei und durch den Rauch, den Winden nach, groß Ungemach verursachen würde, so ist das Begehren von der Gemeinde, denselben gegen ihre vorgeschlagene Weide, die sogenannte Schafswiese einzuräumen, ganz nicht ratsam, auch für sich selbst nicht nötig, sintemalen besagte Schafswiese von der Schäferei, ohne derselben Schaden und Nachteil, nicht zu entbehren, so erfordert es auch zu dieser Ziegelbrennerei keines großen Platzes, noch ganze Weide, sondern wenn der Ziegler einen Morgen Feld, darauf gegraben werden kann, so hat er wohl 40 Jahre genug daran, daß also der Ziegler an allem aufs höchste anizo zum Gebäu und Erdegraben mit 2 Morgen genug hat. Damit nun diese Ziegelbrennerei ihren Fortgang gewinnen möge, so hat sich ein anderer Platz, so zwar auch der Gemeinde Allmend, hinter dem Dorf gegen Brühl zu, ereignet, welcher nicht allein dem Schloß weit abgelegen und außer Gesicht, sondern auch dem Dorf nicht schädlich, dabei gleich der Bach, da das Wasser zu heben und nach des Zieglers selbst Geständnis auch gar dienlich, welchen die Gemeinde auch dergestalt neben am Park von ihrer Weide zu nehmen, hergeben will, daß man derselben, soviel sie an Morgenmaß hergeben, mit anderem herrschaftlichen Ackerfeld, so genugsam vorhanden, ersetzen solle.“

Israel Mayer erklärte sich am 19. 1. 1685 bereit, jährlich an Zins für den Platz und Erdegraben 8 Gulden zu bezahlen, daneben

soviel gnädige Herrschaft zu den Gebäuden, nicht allein zu Schwetzingen, sondern auch zu Bruchhausen und sonsten an Materialien nötig haben werde, um den angeführten Preis in dem Bestandsbrief bei der Hütte zu überlassen.

Darauf ließ sich die herrschaftliche Kammer am 30. 1. 1685 vernehmen, daß der vorgeschlagene Platz zur Ziegelhütte zu nehmen sei und der Gemeinde so viel von dem Schwetzinger Herrngut anzuweisen, als ihr von dem Allmend abgehe.

Und nun jagte ein Schreiben das andere. Die Kanzleischreiber hatten alle Hände voll zutun. Es gab ja auch noch andere Projekte, als nur eine erbärmliche Ziegelhütte. Wie oft mußte zwischenhinein das Federmesser gezückt werden, um den Gänsekiel zu beschneiden! Und da wagt man, von den geruhsamen, alten Zeiten zu sprechen.

Am 14. 2. 1685 notierte der Kanzlist, daß Israel Mayer, welcher eine Ziegelhütte bei Schwetzingen aufrichten will, nicht nur jährlich etwas zur Anerkennung der Echtheit des Vorhabens abzustatten, sondern auch anstatt der gewöhnlichen Handfron etwas an Geld zu bezahlen. Tags darauf meldete ein Schreiben: „... da sonsten neuen Bürgern ein freies Jahr gegeben wird, erbot er sich, 5 Gulden Handlohn zu bezahlen. Er hat sich dabei auch vernehmen lassen, dieweil er auch künftig zur Beiführung der Erde und Steine notwendig ein Pferd haben müsse, mit selbigem auch nicht wohl frönen könnte, so habe er sich erboten, wenn er ein Pferd habe, so wolle er anstatt der Fron anitzo von der Handfron 5 Gulden, von der Pferdefron aber 10 Gulden bezahlen.“ Der Schreiber fügte am 19. 2. 1685 die Notiz an: „Bei der Kammer weiß man bei obiger Erklärung nichts zu erinnern.“

Die Ziegelhütte nahm nach all diesen Formalitäten und Klärungen über das Gelände, Zahlungen und Lieferungen ihre Arbeit auf. Nach dem Orléansschen Krieg (Pfälzischer Erbfolgekrieg, 1688—1697)



hatte die Ziegelei Hochbetrieb. Neben Schwetzingen waren auch andere Dörfer niedergebrannt. Der nötigste Aufbau konnte kaum bewältigt werden. Das Schwetzinger Schatzungsbuch von 1717 (B 404) berichtet noch von manchen abgebrannten Hausplätzen.

Die kurfürstlichen Kanzleien arbeiteten nach Eintreffen des Kurfürsten Johann Wilhelm unermüdlich; denn die Staatskasse war leer, und die kurfürstliche Kammer benötigte zum Bauen enorme Summen. Da mußten selbst die kleinsten Geldquellen wieder erschlossen werden. Der Keller zu Wersau — er wohnte übrigens in Schwetzingen — wurde auf Trab gebracht, im wahren Sinne des Wortes. Sein Bezirk war groß, und die Pflichten des Kellers waren umfangreich. Er muß ein erfahrener, im Dienst ergrauter Kellerbeamter gewesen sein, sonst wäre er kaum im Dienst geblieben; denn er gehörte der reformierten Kirche an (ev. Kirchenbuch Bd. 4). Der nimmermüde Reitersmann verstand auch die Feder zu führen, wie seine Schreiben beweisen. Ende 1698 berichtete er über die Fronfreiheit des Israel Mayer wegen seiner Ziegelhütte zu Schwetzingen (GLA Klrh 221/152):

„Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Herr. Ew. kurf. Durchlaucht geruhen, gnädigst zu vernehmen, was maßen Israel Mayer, Gerichtsschöffe allhier zu Schwetzingen, vor dem letzten Krieg eine neue Ziegelhütte allhier aufgebracht, worauf ihm die verwittbte Kurfürstin Hoheit die Fronfreiheit gegen Abstattung jährlicher 10 Gulden an Geld gegeben haben soll, wie er, Ziegelmeister, dann solche 10 Gulden noch bis dato an den Pfleger zu Ladenburg abstattet, welches und all das Frongeld, wie auch die Fron selbst, Ew. kurf. Durchlaucht sich vorbehalten und allein zu genießen haben, und also ohne untertänigste Maßgebeung solches neben dem bishero beschehenen Empfang hierher einzuziehen wäre. Welches Ew. kurf. Durchlaucht zu gnädigstem Verhaltensbefehl hiermit untertänigst vortragen sollen, mit Verharren

Schwetzingen, den 4. Dezember 1698

Ew. kurf. Durchlaucht  
untertänigst treu gehorsamster

Johann Christoph Meyer  
Keller zu Wersau.“

In der Anlage meldet ein beigefügter Zettel, der kein Datum trägt: „In der Donation und Anschlag des Hauses Schwetzingen wird also gemeldet, das Dorf Schwetzingen hat das Schloß in allem zu befrönen, von der neuen Ziegelhütte wird aber in diesem Posten noch anderswo, was gemeldet.“

Die 10 Gulden Frongeld geistern in der kurpfälzischen Kammer. Nach Jahresfrist geht an den Keller Meyer folgendes Schreiben: „Nachdem kurpf. Keller zu Wersau, Meyer, unter dem 4. 12. 1698 berichtet, welcher Gestalt die 10 Gulden, so Israel Mayer, Gerichtsschöffe, von seiner vor dem letzten Krieg erbauten Ziegelhütte wegen der erlangten Fronfreiheit der verw. Kurfürstin Hoheit Pflegern zu Ladenburg jährlich abstattet muß, von gnädiger Herrschaft ein-

gezogen werden könnten, als wird demselben hiermit befehlet, sich zuverlässig zu erkundigen und von gedachtem Pfleger zu vernehmen, wie er daran komme, daß er obbemeldtes Frongeld einziehe, indem die Ziegelhütte erst vor dem Krieg gebaut worden und I. C. D., Ihre Hoheit, die Fron den auf das Schloß gerichtet, übergeben und zediert, auf wen höchstgnädige Kurfürstin Durchlaucht anwesend, die Fron den für sich zu gebrauchen, einfölglich (infolgedessen) denen Untertanen dosfeltens Last zukommen müsse, worüber gedachter Keller Meyer weiteren Bericht Hofkammer zu erstatten hat.  
Heidelberg, den 15. 12. 1700“

Hiermit schließen eigentlich die urkundlichen Berichte über die Ziegelei in Schwetzingen. Israel Mayer starb im Jahr 1705, ebenfalls seine zweite Frau (ev. Kirchenbuch, Bad. 4, 29). Doch der Betrieb lief anscheinend weiter, wahrscheinlich bis 1718 (vergl. ev. Ki. b. Bd. 4, 65).

Für die örtlichen Bedürfnisse genügte die Schwetzingener Ziegelbrennerei noch. Bei größeren kurfürstlichen Bauvorhaben bezog man die Backsteine von einer leistungsfähigeren Ziegelhütte. Laut Schreiben der Hofkammer vom 27. 1. 1699 (GLA Klrh, HKP) wurde zum Wiederaufbau des Schlosses die Anfuhr der Backsteine aus Mannheim, die Lieferung von Schiefersteinen aus Bacharach und Kaub veranlaßt.

Im Jahr 1718 verkauften die Israel Mayer Erben (B 404) das Wohnhaus, Scheune, Keller und Stall, „auf der Speyerer Straße gelegen, gegen dem Rathaus, einseits Michael Hilz (der Schultheiß), anderseits Philipp Mendler“, dem zugezogenen Kaufmann und späteren Schultheißen Simon Rosveld.

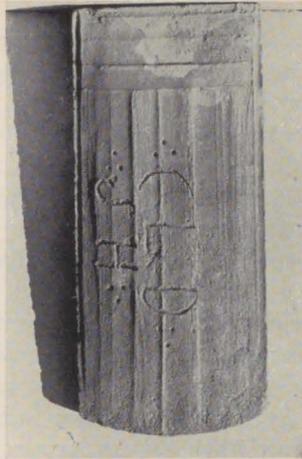
Die Akten berichten am 18. 3. 1721, am 22. 3. 1721 und am 30. 1. 1723 (GLA Klrh, 221/195) nur noch von einer Forderung des Untertanen Hörter. Er hatte vor ungefähr sieben Jahren „Brandholz zur herrschaftlichen Steinbäckerei“ geliefert und bis jetzt

keine Entschädigung erhalten. Die herrschaftliche Kammer brauchte nahezu zwei Jahre, um zu entscheiden, wie das Holz vergütet werden soll, „weilen nun das Holz der Zeit im Preis gestiegen“. Schließlich rang sich die kurfürstliche Kammer am 30. 1. 1723 zu folgendem Entscheid durch: „Dem Hörter ist das von dem kurfürstlichen Bauamt für die herrschaftliche Steinbäckerei hinweggenommene Gehölz in jetzigem Wert, als es ihm zu selbiger Zeit gegolten, anzuweisen.“

Als sich Kurfürst Karl Theodor mit dem Gedanken befaßte, in Schwetzingen ein neues Schloß zu bauen (s. Martin, a. a. O., S. 46—70), wurde eine neue Ziegelei errichtet. Diese Ziegelbrennerei lag im Röhlichgewann, wie aus folgenden Berichten zu entnehmen ist: „... welcher Gestalten durch die zum Schloßbau errichtete Steinbäckerei ein ziemliches Distrikt unseres ohnedies leider kleinen, doch an sich recht guten Wiesengrundes, zum Rehlig genannt, solchergestalten durchgraben worden...“ (s. Dussel, a. a. O., S. 93 und 95).

Im Jahr 1748 wird namentlich der Ziegelbrenner Walter angeführt, der für akkordierte Arbeit am Schwetzinger Schloß 200 Gulden erhielt (s. Martin, a. a. O., S. 46). Im Jahr 1750 wurden auf Verlangen des Lieut. Willings 17 000 Backsteine, um die Fundamente des neuen Schlosses zu bedecken, verabfolgt. Das Projekt des neuen Schloßbaues ließ der Kurfürst aber fallen. Ende 1750 wurden die Arbeiten eingestellt und 1753 die „an dem Terrass oder angefangenen Schloß befindlichen Materialien zur Verfügung gestellt (s. Martin, a. a. O. S. 47).“ Der den Bauern entstandene Schaden in den großen Schälzigwiesen, „allwo die Fundamente zum neuen Schloß gegraben und aufgeworfen sind“, wurde pflichtgemäß mit 30 Gulden taxiert (s. Dussel, a. a. O. S. 102 von 1750 und 1752).

„Von den Speckgärten war zu Einebnungsarbeiten der an das südliche Zirkel-



haus in Angriff genommenen, später aber aufgegebenen neuen kurfürstlichen Residenz (in den Schälzigwiesen) guter Ackerboden hinweggeführt worden, auch hatte man hier Kalkgruben gegraben; im Röhlig hatte man Steinbacköfen oder Ziegelbäckereien für den Bau der beiden Zirkel- oder Orangeriehäuser errichtet“ (GLA Klrh Konv. 4, 2 S. 23 ff, 135, 142, 220 und Konv. 4, 3 S. 10, 13, 68).

In den Bauakten wird am 15. 6. 1761 von den vorbereitenden Arbeiten berichtet: „zu brennung deren backensteinen zu dem schwetzinger Churfürstlichen neuen orange-rieflügel seint zu End verwichenen monat aprill 177 und ein halb Klafter brandtholz durch den schieffer (Schiffer) Zeller nach Ketsch, so fort von da auff den backensteinacker nach schwetzingen geführt worden“ (s. Dussel, a. a. O. S. 110).

Im Jahr 1762 bat Oberbaudirektor Pigage um die Überweisung von 250 Klafter Brennholz zum Bedarf der Backsteinbrennerei für den Küchenflügelbau (s. Martin, a. a. O. S. 72). Wenige Jahre darnach hatte die Ziegelei ihren Zweck erfüllt und konnte den Betrieb einstellen. 1769 wurde sie noch erwähnt: „... gleich gegen der herrschaftlichen Steinbrennerei in dem sogenannten

Rohlichweg“ (s. Dussel, S. 95), dann rauchte der Brennofen nicht mehr. „Untertänigste Vorstellung und Bitte um Herstellung meines Ackers, worauf die herrschaftliche Backsteinbrennerei gewesen ist“ (S. Dussel, a. a. O. S. 110). In Schwetzingen war demnach keine Ziegelei mehr. Das geht auch aus folgendem Bericht hervor.

Der Ziegler Konrad Abel aus Obrigheim, der einige Jahre in der Ziegelei Gaa in Hockenheim gearbeitet hatte, wollte in Ketsch eine Ziegelei errichten. Er hatte von der Gemeinde schon das Gelände erworben und um Aufnahme als Bürger nachgesucht. Die Behörde erhob aber Einspruch, und der Kauf mußte rückgängig gemacht werden. Zur Begründung wurde angeführt, daß genügend Ziegelhütten vorhanden seien, nämlich in Mannheim, Heidelberg, Seckenheim, Hockenheim, Reilingen, Walldorf, Nußloch und Leimen. Zudem versorgte damals die Hockenheimer Ziegelhütte die ganze Umgegend. Sie brannte im Jahr sechs- bis siebenmal jeden Brand zu 18 000 bis 20 000 Backsteinen gerechnet (s. Seyfried, a. a. O. S. 321/22).

Bis ins 20. Jahrhundert wurden in abgelegenen, ländlichen Ziegeleien die Dach- und Mauerziegel mit der Hand geformt. Der Ziegler verwandte einen hölzernen Formkasten, eigentlich eine Zarge, da der Boden fehlte. Zwischen den überstehenden Längswänden des Kastens waren die Handgriffe angebracht. In diesen Formkasten wurde die tonige Masse auf der Schaffbank gedrückt und mit dem Streichholz eben abgestrichen. Darnach wurde die Form abgehoben und der Ziegel zum Trocknen auf ein Gestell gebracht.

Die Oberfläche des noch feuchten Ziegels regte naturgemäß auch zum Verzieren oder zur Beschriftung an. Dem Ziegler und seinen Ziegelknechten stand aber nach schwerer Tagesarbeit nicht oft der Sinn darnach, mußte ein gewandter Arbeiter täglich doch wenigstens 700 bis 800 Dachziegel schaffen.

Trotzdem wurde, meist am Feierabend, der letzte Ziegel noch beschriftet, teils mit dem Namen des Schaffenden oder mit der Jahreszahl, teils mit den Initialen des Bestellers. Oft wurden auch nur Zierlinien willkürlich über den Ziegel gezogen, wie das an den bereits von mir sicher gestellten und besprochenen Exemplaren in Schwetzingen ersichtlich ist. (vergl. die Beiträge in „Kurfürstliche Heimatblätter“, 1958 Nr. 17: „Schwetzingen Dachziegel, volkskundlich gesehen“ und in „Badische Heimat“, 1958 Heft 3/4: „Volkskunst auf dem Dorfe“)

Es wäre daher nicht verwunderlich, wenn auch einmal Mauerziegel eine Datierung aufweisen würden. Aber das wäre an sich sinnlos, da die Mauerziegel doch mit der Breitseite vermauert wurden.

Die aus dem früheren Kellergewölbe des Hotels „Adler-Post“ zu Tage geförderten Mauerziegel zeigen nun eine Datierung und ein Kreuz. Es erhebt sich jetzt die Frage, ob der Ziegler bei der oben angegebenen Arbeitsleistung sich so viel Zeit nahm, um kunstgerecht die Jahreszahl 1743 anzubringen. Die Zahlen auf den anderen Ziegeln sind weniger kunstgerecht ausgeführt. Vielmehr scheint es, daß die Jahreszahlen nachträglich eingemeißelt wurden, und zwar auf allen Ziegeln.

Die Deutung der anderen Jahreszahlen ist schwierig. Bei einem Mauerziegel wurde anscheinend die Zeichnung auf den Stein übertragen, so daß ein Spiegelbild entstand. Diese Manier wandten oft auch Stukkateure an, wie es in Schwetzingen nachgewiesen werden kann. Es würde sich dann die Jahreszahl 1511 ergeben. Ein anderer Mauerstein läßt die Jahreszahl 1544 vermuten. Die beiden Vierer sind nur schwach angedeutet. Vom 12. bis 15. Jahrhundert schrieb man sonst die Zahl vier wie eine halbe Acht, und zwar mit der oberen Hälfte und den Ansätzen zur unteren Hälfte des Achters. Als Beispiel möge die Jahreszahl 1496 an dem Bildstock an der Brühlerstraße

bei der Straßengabelung am Friedhof dienen.

Das Kreuzzeichen auf den älteren Backsteinen besagt an sich nicht viel. Es konnte beispielweise ein Dachziegel von einem Bauernhaus sichergestellt werden, auf den mit einem kantigen Stäbchen ein Kirchturm gestochen wurde (s. Abb.). Wer wollte in diesem Fall ohne weiteres als den Hersteller oder kunstbeflissenen Ziegelknecht einen geistlichen Herrn annehmen? Ziegelhütten, die zur Kennzeichnung ihrer Ware ihren Stempel eindrückten, gab es zu jener Zeit in unserem Raum nicht.

Backsteine aus Klosterziegeleien hatten früher folgende Maße: 28,5/13,5/9 cm (Klosterformat). Die vermeintlichen Schwetzingener Klosterziegel haben die Maße 29/14,5/5 cm. Es wäre demnach gewagt, bei den gefundenen Mauersteinen auf die Lieferung einer klösterlichen Ziegelhütte zu schließen. Diese großformatigen Backsteine

wurden übrigens noch bis zum Jahr 1870 hergestellt. An die Stelle des größeren Klosterformates trat zu dieser Zeit das Normalformat mit 25/12/6,5 cm.

#### Quellenhinweis

Buck, M. R., „Oberdeutsches Flurnamenbuch“, 1931

Busch-Glasschröder, „Chorregal und jüngeres Seelbuch des alten Speyerer Domkapitels;

Dussel, Hans, „Die Flurnamen von Schwetzingen“

Evang. Pfarrarchiv Schwetzingen, Kirchenbuch Bd. 4

GLA = Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 221/195, Ziegelhütten bei Schwetzingen (1650 bis 1723)

GLA = Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 221/152, Fronfreiheit des Israel Mayer wegen seiner Zieglhütten in Schw. (1698)

GLA = Generallandesarchiv Karlsruhe, H.K.P. = Pfälzische Hofkammerprotokolle

Martin, Kurt, „Die Kunstdenkmäler Badens“, Bd. 10 zweite Abt.: Stadt Schwetzingen, 1933

Seyfried, Eugen, „Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen“, 1925

Stadtarchiv Schwetzingen, B 404 (Schatzungsbuch von 1717)

---

## Heidelied

*Auf blühender Heid'  
ich Erika fand,  
zur Liebe bereit  
ein Sträußlein mir wand!*

*Steckt's keck an den Hut  
und pfiff eins dazu —  
da hatte die Glut  
mit einemal Ruh'!*

*O Erika fein,  
du Sträußlein so rot —  
ach, könnt' es so sein,  
hätt's keinerlei Not!*

*Die Heide ist still  
und brennet so heiß,  
weil, ach, mein Gespiel  
von Liebe nichts weiß!*

*Friedrich Seippel*

# Der Weiberbaum im Blickfeld der Volkskunde

Von K. Mossemann, Schwetzingen

Ein Gemeindearchiv bietet vielerorts in seinen umfangreichen Beständen eine ungeahnte Fundgrube für den Forscher der Ortsgeschichte. Flüchtigen Lesern würden vielfach wertvolle Hinweise in den dickleibigen Folianten entgehen, aber wer forscht, nimmt sich Zeit, wenn auch häufig das seitenlange Einerlei zu ermüden droht.

In den meisten Fällen lohnt sich die Mühe, die scheinbar bedeutungslosen, vergilbten und verstaubten Bände aus dem 17. oder 18. Jahrhundert, aus denen der glitzernde Löschsand rieselt, auf ihren Inhalt zu überprüfen. So fielen bei gelegentlicher, gründlicher Durchsicht der Bürgermeisterrechnungen von Plankstadt aus den Jahren 1730 bis 1751 die Ausgaben über einen „Weiberbaum“ auf). Da der Baum im Leben eines Volkes seit undenklichen Zeiten im Brauch des Jahres und des Lebens, in Sage und Märchen eine große Rolle spielte, lag die Vermutung nahe, daß der Weiberbaum einen tieferen Sinn hatte. Die Einträge in der Bürgermeisterrechnung lauten:

- 1730/31 Für Wein zum Weiberbaum, altem Gebrauch nach, habe ausgegeben 5 fl 44 xr
- 1731 Ausgesetzte 2 fl 20 xr vor den Wein zum Weiberbaum. Weylen diese Ausgab seine gewisse Tax gehabt, also ist auch nach dem Preis des Weines gedachter Weiberbaum unterschiedlich zahlt worden. — Wegen des Weiberbaumes ausgesetzter 2 fl 20 xr: Weylen der Wein in diesem Jahr in teurem Preis, dahero hat der Burgmeister auch, wie in der Rechnung, pag. 13, zeigt, bezahlt 6 fl
- 1732 Vor den Weiberbaum, altem Herkommen nach, vor Wein bezahlt 6 fl

- 1733 ff (sinngemäß die gleichen Einträge)
- 1749 Straußwirt Jakob Dees: Wie die Weiber den Weiberbaum gehalten haben, so ist vor Licht 8 xr bezahlt und ein Trinkglas verbrauchen, 2 xr
- 1750 Wie die Weiber um den Weiberbaum angehalten, so haben sie verzehrt vor 8 xr — 23. Januar, als die Weiber ihren Baum, wie gebräuchlich, erhalten, ist dabei verzehrt worden 33 xr
- 1751 wurden dann diese Ausgaben in der Bürgermeisterrechnung gestrichen. Für die Streichung wurde keine Begründung angegeben, sondern einfach das Wort „gestrichen“ beigesetzt. In den letzten Jahren der Nachweise wurde der „Weiberbaum“ immer in derselben Straußwirtschaft abgehalten, obwohl noch drei andere Bürger sich offiziell als Kranzwirte bezeichneten.

Nach den angeführten Rechnungstexten baten die Frauen in Plankstadt Jahr für Jahr die Gemeinde um die Lieferung eines Baumes zur Abhaltung ihres Festes. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich um eine Birke, die bei kultischen Bräuchen vielfach den Vorrang hatte. Sie gehört zu den ältesten Bäumen Nordeuropas und stand bei germanischen und slawischen Völkern in hohem Ansehen. Sie ist Sinnbild und Verkörperung des Frühlings und seiner Leben erweckenden Kraft).

Daß es sich um ein ausgesprochenes Frauenfest unter Ausschluß von Männern handelte, das „nach altem Brauch“ gefeiert wurde, geht aus der Bürgermeisterrechnung hervor. Solche Feste gab es schon im alten Griechenland und später da und dort zu verschiedenen Zeiten des Jahres. An man-

chen Orten gab es zwei Frauenfeste, nämlich je eins im Frühjahr und im Herbst. Sie galten im wesentlichen einer Fruchtbarkeits-erwartung<sup>2</sup>).

Es ist keine Schwierigkeit, den Tag des Festes in Plankstadt zu bestimmen. Nach den Rechnungen erhielten „die Weiber ihren Baum, wie gebräuchlich“, am 23. Januar. Nach der feierlichen Einholung des Baumes wurde ohne Zweifel der Festsaal geschmückt. Als eigentlicher Festtag ist der 25. Januar anzusehen, der Tag „Pauli Bekehrung“, an dem „die Weiber den Weiberbaum gehalten haben“.

Dieser Tag gilt als die Mitte des Winters und wird wie ähnliche Jahreseinschnitte als Lostag für Wetter und Liebeswünsche angesehen.

Pauli bekehr,  
der halbe Winter hin,  
der halbe her.

Daß im Kanton Luzern auch am 25. Januar „Weiberfeiertag“ gehalten wurde, ist sehr aufschlußreich. Es wäre deshalb zu untersuchen, ob das Fest des „Weiberbaumes“ in der Kurpfalz noch an anderen Orten begangen wurde, oder ob es sich in Plankstadt um einen Einzelfall handelt, in dem das Fest nachgewiesen wird. Es wäre dann möglich, daß Einwanderer diesen Brauch in die neue Heimat mitgebracht hätten.

In Fahrwangen und Meisterschwanden in der Schweiz wird nach alter Tradition am zweiten Sonntag im Januar der „Meitlisonntag“ gefeiert. Der heutige Brauch geht nach den Quellen auf ein Ereignis aus der Zeit der zweiten Villmergerschlacht (25. 7. 1712) zurück, aber die älteste Version über den Ursprung des Meitlisonntags sieht man in der Nachahmung eines uralten, steinzeitlichen Volksbrauches oder eines Reliktes aus den mutterrechtlichen Kulturzuständen und der Gesellschaftsordnung der Pfahlbauernzeit am Hallwilersee<sup>3</sup>).

Zu klären wäre noch, ob die an manchen süddeutschen Orten üblichen „Weiberzechen“, bei denen die Frauen in den für Männer an diesem Tag gesperrten Gaststätten zechten, mit dem Weiberbaumfest in Zusammenhang stehen.

Ein alter Brauch im Münstertal (Elsaß) darf vielleicht noch erwähnt werden. Bis zum 17. Jahrh. veranstalteten dort die Frauen vor ihrem gemeinsamen Fest einen Umzug mit einem herausgeputzten Ziegenbock und einem mit Schellen geschmückten Pferd, das einen Karren mit zwei Fässern Wein zog. Während des Umzuges durften sich keine Männer an den Fenstern oder auf den Gassen blicken lassen. In manchen Gemeinden im Elsaß konnten sich früher die Frauen alljährlich einen Baum in dem Gemeindewald schlagen lassen. Den Erlös davon vertranken die Frauen im festlichen Kreis. (Mitteilung Rodel).

Im Brauch des „Weiberfeiertages“ — ob mit, oder ohne Weiberbaum — lassen sich wesentliche Spuren der früher weit verbreiteten mutterrechtlichen Gesellschaftsordnung (Mutterherrschaft im Familienverband) erkennen. Mit dem Brauch der „Weiberfastnacht“ in Süddeutschland, die zur Zeit der sogenannten Vorfasten gefeiert wurde, hat der oben geschilderte Weiberfeiertag nichts zu tun. Auch das Pflanzen des Narrenbaumes, ein festlicher Brauch am schmutzigen (fettigen, schmalzigen) Donnerstag, gehört zu den ausgesprochenen Fastnachtsbräuchen<sup>4</sup>), desgleichen die anderen Bräuche am Donnerstag vor Sonntag Estomihi: Weiberdonnerstag, Altweibermarkt und Altweibertanz.

Das Fest des „Weiberbaumes“, der Weiberfeiertag, hat vielmehr die Bedeutung eines Reinigungskultes, der an Pauli Bekehrung gehalten wurde. Das erhellt die Tatsache, daß der Name Pauli Bekehrung in äußerer Analogie manche Kehrbräuche veranlaßt hat. Deshalb sind Kehren und Fegen die häufigsten Formen kultischer Rei-

nigung. Durch Verwendung von Besen und Rute (Birkenrute) sind mit dem Kult auch apotropäische und Fruchtbarkeitserwartungen verknüpft.

Somit dürfte das Fest des Weiberbaumes eine mehrfache Bedeutung haben: Reinigung von Übertretungen des Tabu, des nach heiliger Sitte Verbotenen, Vertreibung un-

heilbringender Geister und Segenerwartungen für das kommende Jahr.

Quellen:

- 1) Mitteilung Eugen Pfaff, Plankstadt
- 2) Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Hgb. R. Beitzl, 1955
- 3) Mitteilung G. Rodel, Fahrwangen im Aargau/Schweiz
- 4) Eugen Fehrle, „Feste und Volksbräuche im Jahreslauf der europäischen Völker“, 1955

---

## Vergänglichkeit

*Im weiten, wirren Grase  
erglomm im Morgenschein  
schön wie von klarem Glase  
ein Tropfen, bunt und fein.*

*Wie Rosen rot er blühte,  
wie weißes Elfenbein,  
wie Feuer gelb er glühte,  
wie blauer Augen Schein.*

*Er strahlte sein Minütchen,  
da kam der Sonnenball  
und holte heim das Glütchen  
ins Riesenweltenall.*

*Richard Gäng*

## Vortrag von Dr. h. c. Georg Fahrbach

Vorsitzender der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg  
anlässlich der Abschlußkundgebung des Naturschutzjahres 1970

Meine Damen und Herren vom Bundestag  
und Landtag!

Herr Minister!

Meine sehr geehrten Damen und Herren!  
Liebe Freunde!

Schon seit Jahrzehnten dienen manche von uns dem Natur- und Landschaftsschutz, wie wir ihn unter anderen Verhältnissen sahen und verstanden. Seit etwa 15 Jahren sprachen wir auch von den großen Gefahren, die die ständigen Eingriffe in die Natur und Landschaft, die Verschmutzung und Vergiftung unserer Bäche, Flüsse, Seen und besonders auch der Luft, die überhandnehmende Technisierung, der ständig wachsende Verkehr, die Zersiedlung der Landschaft, der unerträglich werdende Lärm usw. mit sich bringen. Bei vielen Gelegenheiten haben wir auf diese nicht nur bedenkliche, sondern gefährliche Entwicklung für Gesundheit und Leben der Menschen, ja aller Lebewesen auf dieser Erde hingewiesen. Ich erinnere an die Vorträge, die ich auf deutschen Wandertagen und den Jahrestagungen des Albvereins und auf unseren Naturschutztagungen gehalten habe. Andere Naturschützer, viele Vereine und Verbände, besonders auch der Deutsche Naturschutzring, haben unaufhörlich gleiches getan. Lobend zu erwähnen sind auch die Naturschutzbehörden in allen Stufen und die Landes-, Bezirks- und Kreisbeauftragten. Wenige haben auf uns gehört! Man hat uns nicht ernst genommen, hat uns für Fantasten und Schwarzseher gehalten, ja für Menschen, die nicht mit beiden Füßen auf dem Erdboden stehen.

Das ist heute anders! Noch im Vorjahr hätte keiner von uns geglaubt, daß sich die Einstellung zu allen diesen Problemen einmal so rasch ändern würde. Das hat der Be-

schluß des Europarates, das Jahr 1970 zum Europäischen Naturschutzjahr zu erklären und die 18 beteiligten Staaten aufzufordern, in diesem Jahr die Parlamente, die Regierungen, die Industrie, die Straßen- und Wasserbauverwaltungen, natürlich auch die Bevölkerung, über die Situation, in der wir uns befinden, aufzuklären. Der Aufforderung sind wir gerne gefolgt, viele andere auch, bei uns in der Bundesrepublik und in vielen anderen Ländern. Und heute können wir befriedigt feststellen: *Die Wende im Denken ist eingetreten!* Nicht nur bei uns, auch sonst in der Welt. Frankreich hat ein Umweltministerium geschaffen. Das Land Bayern auch! Die USA haben das Jahr 1972 zu ihrem Naturschutzjahr erklärt! Und die UNESCO hat für 1972 eine große Umweltkonferenz einberufen, für die heute schon aus aller Welt 600 Anmeldungen vorliegen; das heißt uns hoffen! Und das ist der große Erfolg des Jahres 1970.

Wir im Lande haben auf Anregung des Kultusministeriums eine Aktionsgemeinschaft gegründet, der sich fast alle einschlägigen Vereine angeschlossen haben. Dieser Aktionsgemeinschaft verdanken wir, daß in diesem Jahr so viele Veranstaltungen durchgeführt wurden. Den Umschwung verdanken wir aber auch der Tagespresse, dem Rundfunk und dem Fernsehen, wobei ich allerdings bezüglich des Fernsehens den Vorbehalt machen muß, daß es sich um aufgeworfene Probleme nicht übermäßig gekümmert hat und daß es einige Sendungen brachte, die unseren Bestrebungen mehr geschadet als genützt haben; als besonders gut möchte ich aber die Sendung vom Freitagabend „Im Namen des Fortschritts — Gift!“ bezeichnen.

Einen besonderen Dank möchte ich den Stuttgarter Nachrichten abstatten, die in den

letzten Wochen in einer ganzen Reihe von Aufsätzen aus der Bevölkerung heraus zu der kritischen Situation, die jetzt viele sehen, ernsthaft Stellung genommen haben.

Was hat unsere Aktionsgemeinschaft, für die ich heute Rechenschaft ablegen will, in diesem Naturschutzjahr 1970 getan?

Als unsere wichtigste Aufgabe haben wir es angesehen, die zu einem großen Teil uninteressierte, ja teilnahmslose Bevölkerung wachzurütteln und mit den Abgeordneten, den Ministerien und Behörden zu einer engeren Zusammenarbeit zu kommen.

Der 12. März war unser Großkampftag:

Zunächst Empfang der Landesregierung im Neuen Schloß, dann Eröffnung einer Ausstellung im Stuttgarter Rathaus und abends noch eine Großveranstaltung in der Liederhalle.

Am 16. April gab der Landtagspräsident den Naturschützern einen Empfang — mit Aussprache — im Landtag. Am 13. Juli machten wir eine Ausfahrt mit der Presse zu Naturschutzgebieten auf die Alb.

Am 10. und 24. September hatten wir Ausfahrten mit Abgeordneten des Landtags auf die Alb, ins Rheintal und in den nördlichen Schwarzwald.

Da die Zeit für die sehr lebhaften Aussprachen nicht ausreichte, lud uns Herr Landtagspräsident Wurz am 17. Dezember nochmals zu einer Aussprache in das Landtagsgebäude ein. Sowohl bei den Besichtigungsfahrten wie bei den Aussprachen hätte die Beteiligung besser sein können. Trotzdem aber kann ich sagen, daß durch diese Veranstaltungen eine bessere Atmosphäre und eine engere Verbindung sowohl mit der Presse wie mit den Abgeordneten unseres Landtages geschaffen wurde. Herr Landtagspräsident Wurz will unserer Aktionsgemeinschaft, die unter neuem Namen weiterbestehen wird, künftig laufend Gelegenheiten geben, zu Fragen des Umweltschutzes

Stellung zu nehmen. Das soll uns recht sein. Hoffentlich geschieht das auch in Bonn. Und hoffentlich können wir bald den Großteil unserer Parlamentarier als interessierte Fachleute auf diesem Gebiet ansprechen. Darauf komme ich noch zurück.

Wir fragen uns heute, ob durch die vielen Kundgebungen, Vorträge, Ausstellungen, Naturschutzlehrgänge, Veröffentlichungen in Presse und Funk bei den Verantwortlichen und bei der Bevölkerung ein Umweltbewußtsein geschaffen wurde, denn dann erst könnten wir von einem Erfolg sprechen. Eine Meinungsumfrage im kleineren Kreis hat ergeben, daß man bis jetzt höchstens von einer „Umweltberieselung“ sprechen kann. Vielleicht wäre es auch zuviel verlangt, wenn man einen so gewaltigen Umschwung in einem einzigen Jahr erreichen wollte. Viele aber haben doch wohl aufgehört. Im Laufe des Jahres haben sich doch alle politischen Parteien offiziell zum Umweltschutz bekannt; sie haben ihn zu ihrem Ziel erklärt und in ihr Parteiprogramm aufgenommen! Das ist schon etwas; allerdings meinen manche, das sei weniger der Sache als der nächsten Wahlen wegen geschehen! Sicher wird der Natur- und Umweltschutz in den nächsten Wahlkämpfen eine große Rolle spielen. Das kann der Sache nützen! Wir aber, liebe Freunde, müssen künftig in unserer Arbeit politischer denken und handeln, d. h. wir dürfen nur Frauen und Männer wählen, die für unsere Bestrebungen, insbesondere aber für diese Existenzfrage der Menschheit das nötige Verständnis haben. — Nun spiele ich mit dem Feuer!! — Finden wir, woran ich in den letzten Monaten manchmal gezweifelt habe, dafür nicht die nötige Zahl von Kandidaten, so gründen wir eben eine eigene Partei, die „Partei Umweltschutz“!! Sie wird großen Zulauf finden!

Über solche Reden aus meinem Munde wird sich mancher von Ihnen wundern! Fast wundere ich mich selbst! Sie wissen, daß ich immer für die konfessionelle und partei-

politische Neutralität unserer Verbände eingetreten bin. Bisher haben wir in unserer Vereinsarbeit unsere politische Auffassung, die wir haben, zurückgestellt. Vielleicht geht das in einer Zeit, in der die Politik das A und O ist, bald nicht mehr. Jedenfalls aber müssen wir uns die Kandidaten für die Gemeinderäte, Kreisräte, Landtage und für den Bundestag künftig genauer als bisher ansehen. Wir werden auch verlangen müssen, daß sie in ihren Wahlreden klar und deutlich sagen, wie sie zur Erhaltung von Natur und Landschaft und zu den lebenswichtigen Problemen des Umweltschutzes stehen. Wer das auch heute noch nicht erkannt hat, ist nicht fähig, das Interesse des Volkes in irgendeiner Körperschaft zu vertreten, denn auf allen Stufen der Legislative und Exekutive wird künftig der Umweltschutz das Anliegen Nr. 1 und wahrscheinlich auch der größte Posten im Etat sein.

Das waren harte Worte, sie waren aber nötig. Zur Abwechslung will ich Ihnen einige Zahlen sagen. Nach den uns zugegangenen Meldungen wurden im Rahmen unserer Aktionsgemeinschaft 1970 in Baden-Württemberg veranstaltet:

- 142 Vorträge über Natur- und Umweltschutz im ganzen Land
- 8000 Filmvorführungen in Schulen des Landes
- 15 größere und kleinere Naturschutzausstellungen
- 20 Naturschutzlehrgänge und zahlreiche vogelkundliche Führungen
- 26 Führungen und Studienfahrten in Natur- und Landschaftsschutzgebieten
- 2 Ausfahrten und 1 Aussprache mit Landtagsabgeordneten
- 1 Ausfahrt mit Presse und Rundfunk
- 1 Tagung mit Schulräten
- 20 Arbeitstagungen über Natur- und Umweltschutz
- 1 internationales Jugendlager für Naturbeobachtung

Sicher sind diese Zahlen noch höher, denn wir sind leider über viele Veranstaltungen draußen im Lande nicht unterrichtet worden. Ihren Zweck haben sie trotzdem erfüllt.

Zu erwähnen sind auch die Naturpfade, die im vergangenen Jahr da und dort durch die Forstverwaltung und durch unsere Vereine angelegt wurden. In manchen Städten und Gemeinden haben sich die Wander-, Heimat- und Naturschutzbünde, die sogenannten „Grünen Kreise“, die Sport-, Gesangs- und Turnvereine zu Arbeits- oder Aktionsgemeinschaften für Umweltschutz zusammengeschlossen, um auf lokaler Ebene das zu tun, was wir auf Landesebene — ich möchte sagen — „angefacht“ haben. Die Aktionen „Sauberer Wald“ und „Grüner Kreis“ möchte ich dabei lobend erwähnen. Die Bevölkerung muß diese Gruppen besser unterstützen als dies bisher geschah.

Die Volkshochschulen und Volksbildungswerke, auch Höhere Schulen und Volksschulen haben zahlreiche Vortragsveranstaltungen durchgeführt. Art und Zahl hing weiterhin von den Lehrern ab. An einigen Universitäten wurden Arbeitskreise für Umweltschutz gebildet. Tierschutzvereine, ADAC, Technischer Überwachungsverein, Garten- und Obstbauvereine und viele andere haben sich unsere Ziele zu eigen gemacht und kräftig mitgeholfen. Nie zuvor standen diese Vereine so zusammen. Daß die letzte Sitzung der Aktionsgemeinschaft Naturschutzjahr 1970 die am stärksten besuchte war, ist bezeichnend und für die Initiatoren der schönste Lohn für ihr Tun in diesem arbeitsreichen Jahr. Herzlichen Dank allen, die mitgeholfen haben, besonders auch unserem Geschäftsführer Walter Gohl.

Für die Lösung der Umweltprobleme wird man einmal viel Geld brauchen. Noch so gute Gesetze, die zum Teil schon in Vorbereitung sind, können ohne Geld nicht durchgeführt werden. Geld ist nicht alles, aber ohne Geld ist es nichts. Die Beschaffung der für den Schutz des Lebens von Mensch, Tier

und Pflanze notwendigen Mittel wird die Hauptaufgabe der kommenden Jahre sein. Über die für den Umweltschutz nötigen Gelder können sich nur wenige einen Begriff machen: Es sind viele Milliarden. Nach einer Mitteilung des Bundesinnenministeriums soll allein die Säuberung und Reinhaltung des Wassers bis zum Jahre 1985 etwa 30 Mrd. kosten. Für 14 Mio Einwohner sind noch die Kanalisationen und für 25 Mio neue Kläranlagen erforderlich. Für 13 Mio Einwohner müssen die vorhandenen Kläranlagen vergrößert und modernisiert werden. Es ist unübersehbar, was das kosten wird. Minister Genscher — ein mutiger Mann — hat erklärt, daß er dieses gewaltige Programm bis 1985 unter allen Umständen verwirklichen wolle. Daneben muß die Industrie nach den Schätzungen des Bundesinnenministeriums jährlich 100 Mio DM für ihre Kläranlagen aufbringen. Das ist ein gewaltiger Zuschlag zu den schon hohen Steuern, ganz abgesehen davon, daß die geschätzte Summe bei weitem nicht reichen wird.

Es ist die *Aufgabe der siebziger Jahre*, in Zusammenarbeit mit Wissenschaft, Industrie und Staat eine grundlegende Verbesserung unserer Umweltverhältnisse zu erreichen. An den Universitäten müßten Lehrstühle für Umweltforschung und Ökologie geschaffen werden. Die Industrie, das Gewerbe und der Handel müssen als „Verursacher“ zur Beseitigung der von ihnen verursachten Schäden stärker als bisher herangezogen werden. In allen Betrieben, die durch ihre Erzeugnisse zur Gefährdung der Umwelt beitragen, müssen Fachkräfte herangebildet und eingesetzt werden, die diese Erzeugnisse von ihrer „Umweltschädlichkeit“ befreien. Eine verstärkte Aufklärungs- und Öffentlichkeitsarbeit ist nötig, damit bei dieser Umwälzung die Menschheit, die überleben will, mitgeht, daß sie insbesondere bereit wird, durch Verzicht auf übermäßigen Konsum und manches teure Vergnügen zur Deckung der ungeheuerlichen Kosten beizutragen.

Unendlich viele Probleme stehen also z. Z. an: viele von uns könnten mit ihrer Bearbeitung hauptamtlich beschäftigt, statt nur in ihrer Freizeit ehrenamtlich tätig sein. Ein Vortrag über Luft, Wasser, Schmutz und Lärm würde den Rahmen dieser Veranstaltung sprengen. Das ist auch nicht der Zweck dieser Abschlußfeier.

Ein paar Stichworte muß ich aber noch sagen:

Die Luftverschmutzung ist in der Bundesrepublik heute achtmal so stark wie in den USA. In New York, London und Tokio fallen täglich Hunderte von Menschen auf der Straße um, weil sie nicht mehr genügend gesunde Luft haben. Aber nicht nur in diesen Riesenstädten der Welt kommt das vor; dasselbe war am 15. Januar 1971 in Frankfurt und in Stuttgart auch der Fall. Das ist bei uns der Anfang! Stehen Sie einmal, wie ich es vor 14 Tagen in der Büchsenstraße tat, bei ruhigem Wetter und starkem Verkehr an den Straßenrand, dann merken Sie, daß gar nicht mehr viel fehlt bis zum Nullpunkt!

An der Luftverschmutzung und Vergiftung ist die Industrie mit 50 % beteiligt, der Rest entfällt fast ganz auf unsere Ölheizungen und die Abgase der Kraftfahrzeuge. Das sind weithin wir selbst. So gut die Volkswagenwerke weniger lärmende und fast abgasfreie Autos nach Amerika liefern können, weil dort andere nicht abgenommen werden dürfen, muß das auch bei uns möglich sein! Und wenn Sie dann noch bedenken, daß ein einziges Düsenflugzeug beim Start die gleiche Menge Abgase auspufft und auf der Erde zurückläßt wie 6800 Volkswagen zusammen, dann kann man auch verstehen, daß sich viele Menschen gegen Flugplätze in der Nähe von Wohngebieten und Erholungslandschaften wehren.

Wie es mit unserem Wasser aussieht, zeigt Ihnen schlagartig die Feststellung, daß sich in unserem schönen Rhein z. Z. rd. 6000 Giftstoffe befinden. In der schönen blauen Do-

nau werden es nicht viel weniger sein, gar nicht zu reden von all dem Dreck, der nicht giftig ist, sondern nur stinkt! Bald wird Wasser nicht mehr Leben sein!

Noch ein weiteres Beispiel:

Der *Abfall* oder, wie ich sage, der Kulturschutt der Menschheit hat sich in den letzten 20 Jahren auch bei uns verzwanzigfacht! Die Beseitigung solcher Mengen ist ein ganz schwieriges Problem!

Und zuletzt die aufregendste Feststellung:

Anerkannte, mit beiden Füßen auf dem Boden stehende Wissenschaftler sagen, sofern es so weitergeht, also wenn nichts Entscheidendes geschieht, schon der nächsten Generation die *Vergiftung* voraus! Die Atombombe braucht also, wie viele befürchten, gar nicht das einzige Mittel zur Ausrottung aller Lebewesen auf dieser alten und guten Erde sein. Die Times schrieb vor kurzem: „Die Welt wird untergehen mit einem Husten, einem Krächzen und einem Massenluftschnappen!“

Vom *Lärm* sagt Robert Koch schon im Jahr 1910:

Eines Tages wird man den Lärm so bekämpfen müssen wie die Cholera und die Pest. 1962 wurden in der Bundesrepublik 380 Fälle von Lärmtaubheit festgestellt, 1966 schon 903 und 1970 werden es noch viel mehr gewesen sein!

Zum Abschluß will ich doch noch zu einzelnen Fällen, die uns auf die Haut gehen, ein paar Worte sagen:

Denken Sie an den Bodensee, der Erholungsgebiet, SchiffsstraÙe, Abwasserspeicher und Trinkwasserversorger in einem sein soll. Wer in diesem Zusammenhang von der „Käseglocke des Naturschutzes“ spricht, hat das Problem nicht erkannt. Wir erwarten von der Landesregierung und von allen angrenzenden Ländern, Kreisen und Gemeinden die Sauberhaltung des Bodensees und seine Erhaltung als größtes Erholungsgebiet und wichtigster Trinkwasserspeicher unseres Lan-

des. Ich erinnere aber auch an die wunder-vollen Täler von Kocher und Jagst, an den Isteiner Klotz, an die 7 neuen Autobahn-trassen, die in unserem Land geplant sind und die ganz schwere Schädigungen der Landschaft zur Folge hätten. Denken Sie auch an die vielen — leider nötigen — Straßenbauten, militärische Anlagen, den zunehmenden Verkehr mit seinem Lärm und den bald nicht mehr erträglichen Abgasen. Wer will das verkraften und abwehren? Aber während wir uns gegen Lärm und Abgase auf den Straßen wehren, schaffen geschäftstüchtige Leute eine neue Attraktion, das Schneeeauto oder das Snow-Drom, das auf die Schihänge unserer Berge verpflanzt werden soll, damit man auch dort Lärm, Abgase und Unruhe hat. Dieses Vehikel wäre, wenn es Mode würde, noch weit schlimmer als die zahllosen Schilifte, die auch nicht alle nötig sind. Gegen diese Entwicklung müßten sich in erster Linie die Schiläufer wenden.

In dieser schwierigen Situation, in der klare gesetzliche Regelungen nötig sind, streitet man sich in Bonn und Stuttgart und auch sonst über „Zuständigkeiten“ in Natur- und Landschaftsschutz. Dazu muß ich, obwohl Sie sich vielleicht für solche Fragen weniger interessieren, noch ein Wort sagen:

Für den Streit um Zuständigkeiten haben die meisten Bundesbürger kein Verständnis. Der Streit verzögert die Arbeit! Es ist ja so, daß das Reichsnaturschutzgesetz von 1935 entsprechend einer Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vom 10. 1. 1959 nur noch als Landesrecht weiter gilt. Die Zuständigkeiten liegen also bei den Ländern, der Bund kann verhältnismäßig wenig tun. Nun hat sich aber doch in den letzten 35 Jahren so viel geändert, gerade auf dem Gebiet des Natur- und Landschaftsschutzes, daß man heute andere Lösungen und größere Geltungsbereiche braucht. Der Naturschutz, wie wir ihn bisher gepflegt haben, reicht nicht mehr aus. Natürlich geht es uns auch heute noch um die Erhaltung seltener Pflan-

zen und Tiere, bestimmter Landschaften, um „Oasen der Ruhe“, aber im Großen geht es uns um den Schutz der gesamten Umwelt, also unserer Lebensgrundlagen, und dies nicht nur im Lande Baden-Württemberg, nicht nur in der Bundesrepublik, nicht nur in Europa, sondern auf allen Erdteilen. Wir wissen ja, daß sich das berüchtigte und jetzt verbotene Pflanzenschutzmittel DDT auf der ganzen Erde und in allen Meeren ausgebreitet hat. Der Umweltschutz muß eine Sache aller Staaten dieser Erde werden, wenn wir und mit uns alles Leben auf dieser Erde geschützt sein sollen. Wir meinen deshalb, daß unsere Landesregierung der Übertragung der Zuständigkeit für den Natur- und Landschaftsschutz auf den Bund zustimmen und daß die Bundesregierung für alle überregionalen Fragen die Zuständigkeit des Europarates anerkennen sollte. Bestimmte Aufgaben, z. B. der Schutz einzelner Landschaften, wozu auch Flüsse und Seen gehören, Pflanzen und Tiere, die ja in jedem Land verschieden sind, können ja beim Land oder beim Bund bleiben. Die Länder werden damit noch genug zu tun haben, soviel daß dafür nicht eine kleine Abteilung ausreicht, sondern ein eigenes Amt unter einem Minister oder Staatssekretär nötig ist. Jedenfalls dürfen, und das ist mir ein ernstes Anliegen, wegen Zuständigkeitsstreitigkeiten wichtige Gesetze und Verordnungen und der Umweltschutz nicht verzögert werden. Die Reinhaltung der Gewässer und der Luft, die Dezimierung der Abgase und Giftstoffe, die Bekämpfung des Lärms u. a. gehören schon in den Bereich des Europarates, denn sie gehen alle Völker unseres Kontinents an.

Eigentlich müßte sogar der Weltsicherheitsrat zuständig sein, denn das, was auf dem Gebiet der Vergiftung, Verseuchung und Verschmutzung auf uns zukommt, ist mindestens so schlimm wie ein 3. Weltkrieg, den wir ja auch mit Hilfe des Weltsicherheitsrates unter allen Umständen vermeiden wollen.

Liebe Freunde, wenn Sie über diese heillose Entwicklung nachdenken, so werden Sie mit mir der Meinung sein, daß der Umweltschutz eine Existenzfrage der Menschheit und des Lebens auf dieser Erde ist. Dafür zu kämpfen, darf keinem zuviel sein.

Ich komme zum Schluß:

Wir haben in diesem Naturschutzjahr nicht nur geredet und „gepredigt“, wir haben auch gehandelt! Aber wir müssen noch viel mehr tun! Es muß eine Rangfolge für unser Tun, insbesondere aber auch für unsere Finanzminister aufgestellt werden: Die Aufgabe Nr. 1 muß der Schutz des Menschen, der Menschen- und Umweltschutz sein! Was hilft es uns, wenn wir in den Abgasen der Autos, im Rauch und Ruß der Fabriken und im Gestank der Schuttanlageplätze ersticken? Dann hilft kein schönes Haus, kein schnittiger Wagen, keine akademische Bildung und auch kein dicker Geldbeutel mehr. Dann ist es aus! Dahin darf es nicht kommen!! Ein kluger Franzose sagte einmal: Die Welt von morgen wird das sein, was wir aus ihr machen, sie wird uns für unsere Anstrengungen belohnen und sie wird uns für unsere Irrtümer und unseren Leichtsinns bestrafen. Sorgen wir mit dafür, daß die Menschheit nicht allzu hart bestraft werden muß!

## Buchbesprechungen

Stefan Heym, LENZ oder die Freiheit — Paul List Verlag München — 748 Seiten, DM 25,—.

Die Deutschen haben zu ihren Revolutionen ein eigenartig gebrochenes Verhältnis. Sie rebellieren selten, scheitern regelmäßig und verdrängen die Erinnerung daran, so gut es eben geht. Selbst eine Historikerin von hohem Grade, wie die Wahl-Heidelbergerin Ricarda Huch, ist an dem Thema der Bauernkriege ebenso vorübergegangen, wie an dem der deutschen Einigungserhebung von 1848/49. Es ist dies um so erstaunlicher, als gerade Ricarda Huch zum Thema „März 48“ eine große Reihe von Persönlichkeitsstudien geschrieben hat („Alte und neue Götter“), die zu dem Besten gehören, was über Männer und Mächte jener Revolutionszeit geschrieben worden ist. Um so erstaunlicher auch, als ihr zum Dreißigjährigen Krieg und zur Einigung Italiens durch Garibaldi Züge große Würfe gelungen sind.

Wir Badener haben in der großpreußischen Umarmung vor und nach 1871 in dieser Verdrängung der eigenen Geschichte nicht wenig geleistet. Wie schon Bismarck die badische Erhebung und insbesondere die aktive Teilnahme des Heeres daran als besonders „schmachvoll“ bezeichnet hat, so hat man bei uns, Generationen lang im preußischen Geschichtsdenken erzogen, auch nach dem Ende der Monarchie nicht gern von 1848 gesprochen. Anton Fendrich hat noch geschildert („Hundert Jahre Tränen“, immer noch lesenswert), wie bei einem Besuch des Bruders in dessen Rastatter Garnison ein Wachtmeister im Jahre 1878 den Dr. Carl Schurz als Halunken bezeichnet hat, denselben Schurz, dessen die USA noch heute dankbar gedenken. Und wer in Deutschland weiß schon, daß vom Dichter des Deutschland-Liedes, Heinrich Hoffmann von Fallersleben, auch die Verse stammen

„Nicht Mord, nicht Bann, nicht Kerker  
— und Standrecht obendrein —

Es muß noch kommen stärker, wenn's  
soll von Wirkung sein . . .

Dann, dann vielleicht erwacht noch in  
Euch ein besser Geist,

Der Geist, der über Nacht noch Euch hin  
zur Freiheit reißt.“

Man kann also ruhig, ja man soll und man muß darüber sprechen, daß badische und pfälzische Landsleute es gewesen sind, die vor 122 Jahren für Einheit, Freiheit und Demokratie gekämpft haben und unterlegen sind. Gleich einem Epos kündigt davon der hier angezeigte Roman. Man sollte ihn zur Schullektüre erheben. Unter Benutzung zeitgenössischer Berichte, so des preußischen Oberstleutnants von Staroste, des Heidelberger Universitätsprofessors und Historikers Ludwig Häusser, Gustav Struves und der Schilderung von Friedrich Engels über „Die deutsche Reichsverfassungs-Campagne“, gibt Stefan Heym ein bewegtes Bild der Vorgänge des Jahres 1849, beginnend mit der Insurrektion der badischen Truppen in den Garnisonen Rastatt und Freiburg und endend mit der Übergabe der Festung und dem Übertritt der Freischaren in die Schweiz. Die Erzählung läßt erkennen, daß die Form des echten Romans, der Reflexion enthält und zu ihr anregt, noch nicht tot ist:

„Keiner jener Leute, die die großen Ideen der Menschheit benutzen, um an den Futtertrog der Macht zu gelangen“, so der Bankier Einstein des Romans über Amand Goegg, der eine reale Person des Dramas gewesen ist.

„Der Mensch läßt sich nicht spalten in ein Kontobuch einerseits und in ein Wesen mit Blut und Herz und Nervensträngen und Gefühl andererseits.“

„Bei einer echten Revolution darf man neuen Wein nicht in alte Schläuche gießen, und man kann einen neuen Staat nicht auf einer alten Bürokratie errichten“, wir, die wir 1918 und 1945 erlebt haben, können dem nur zustimmen.

Sicher ist es dem aus amerikanischer Emigration in die DDR zurückgekehrten — und dort ungeliebten — Verfasser darauf angekommen, gewisse Parallelen zwischen 1849 und 1919 anzudeuten. Das soll nicht verschwiegen werden. Sein Regierungschef, der Mannheimer Anwalt Lorenz Brentano, der — historisch erwiesen — die Regierung des Landes mehr als Stellvertreter des geflohenen Großherzogs geführt hat denn als entschiedener Republikaner, erinnert in vielem, und soll es wohl auch, an

Friedrich Ebert, der nach eigenen Worten die soziale Revolution „wie die Sünde“ gehaßt hat. Auch andere Kläglichkeiten, wie sie in jeder revolutionären Erhebung vorkommen, werden nicht verschwiegen. Daß konservative Beamte und Offiziere auch damals zwangsläufig zu Konterrevolutionären geworden sind, wie 70 Jahre später, wen wundert das? Gelernt hat das deutsche Volk aus alledem nichts: manche derartigen Erscheinungen sind uns — wenn auch abgeschwächt und unter einiger Kontrolle — auch aus der Gegenwart geläufig.

Während die aktive Beteiligung von Friedrich Engels, später bekanntlich der bedeutendste Militärtheoretiker der deutschen Sozialdemokratie, historisch ist, hat sich der Erzähler offensichtlich auch verpflichtet gefühlt, Karl Marx in den Kreis der Handlung einzubeziehen. Lenz, der Held des Romans, meint allerdings von ihm, so wie er aussehe, sei zu bezweifeln, ob er den Lauf eines Gewehrs von dessen Schaft unterscheiden könne. Man darf ihm glauben; kein Nachteil für den Gelehrten.

Interessant auch für die deutsche und internationale Gegenwart, daß der Roman und die zitierten Quellen durchblicken lassen: die „Campagne“ zum Schutze der Reichsverfassung hatte hintergründig weitere Ziele als nur eben dieses. Man kennt die Erscheinung aus mancherlei Pro- und Contra-Bewegungen unserer Zeit. Das ändert nichts daran, daß die Tränen und die Trauer jener Tage hundert Jahre fortgewirkt haben, bis Anton Fendrich im Jahre 1948 schreiben konnte:

„Der Mensch ist verantwortlich für seine Herrscher. Das haben wir in den zehn Jahrzehnten lernen können. Und wer das begriffen hat, für den ist das vergangene Jahrhundert nicht verloren.“

Bedenkenswert auch für die ersten siebenzig Jahre unseres Jahrhunderts! Die Jugend interessiert sich (angeblich) nicht mehr für Geschichtliches. Dieser Roman könnte Interesse und Verständnis wieder erwecken. Ich würde ihn unbedenklich in jeder Schulbücherei einstellen.

Denn, wenn auch eine norddeutsche Wochenzeitung ihn vor einiger Zeit schlicht als langweilig abdeklariert hat, er ist es nicht. Andreas Lenz, badischer Korporal und Dichter, bewegt sich im Spannungsverhältnis zwischen Lenore

Einstein, der jüdischen Bankierstochter und Josepha, dem Mädchen vom Lande, das vom Soldatenliebchen zur Offiziersmätresse „aufsteigt“. Josepha ist es, die ihm unter Selbstaufopferung zur Flucht aus den Kasematten von Rastatt verhilft, Lenore schließt mit ihm den Lebensbund. Die beiden gehen nach Nordamerika, dort wird Lenz Captain im Sezessionskrieg und fällt in der Schlacht von Gettysburg. Sein Enkel fällt im Jahr 1944 bei der Invasion, die Deutschland von der Hitlerei befreit. Dessen Frau — so die Rahmenhandlung — hat dem Verfasser die Papiere des Helden unseres Romans übermittelt.

Mich hat das Buch von der ersten bis zur letzten Zeile gefesselt, zumal es — wie jeder klassische Roman — zum Nachdenken anregt. Man möge es kennenlernen!

Dr. Wolfgang Wipprecht

**Robert Hensle, Erfeld. Eine Gemeinde des Baulandes 1244—1969. Eine kulturgeschichtliche und heimatliche Betrachtung des oberen Erftals.** Erfeld 1970, Kunstleinenband, 215 S., mit zahlreichen Abb.

Der Raum zwischen Main und Neckar hat bisher in der historischen Forschung wenig Beachtung gefunden. So wird jede Veröffentlichung dankbar registriert, die sich mit diesem Gebiet befaßt.

Als Neuerscheinung ist jetzt der Band „Erfeld. Eine Gemeinde des Baulandes 1244—1969“ anzuzeigen. Der Verfasser, Robert Hensle, hat unter Heranziehung des einschlägigen Quellenmaterials des Fürstlich Leiningischen Archivs zu Amorbach, des Fürstlich Löwenstein Wertheim Rosenbergschen Archivs zu Wertheim, des Badischen Generallandesarchivs Karlsruhe, des Stadtarchivs Walldürn, des Staatsarchivs Würzburg und der Pfarr- und Gemeindearchive von Bretzingen und Erfeld eine mit großem Fleiß zusammengestellte Arbeit vorgelegt, die durch ein ausführliches Inhaltsverzeichnis erschlossen wird. In sechs Themenkreisen: Allgemeine Beschreibung, 725 Jahre Erfeld, Landwirtschaft, Pfarrei und Schule, Gemeinde und Soziales sowie Volkskunde wird der Ort Erfeld umfassend behandelt. In die Betrachtung sind auch die Nachbarorte, vor allem Bretzingen als gemein-

samer Pfarrort, mit einbezogen. Gerade das Kapitel über die Kirchen- und Schulverhältnisse, denen ein Drittel des Buches gewidmet ist, verdient besondere Erwähnung.

Kleine stilistische Unebenheiten sowie die zahlreichen vollständigen Quellenzitate im Text, die wohl besser im Anhang abgedruckt würden, und die häufige Anlehnung an die Sprache der Vorlagen beeinträchtigen die Lesbarkeit geringfügig. Eine Straffung, besonders im „Allgemeinen Teil“, wäre wünschenswert.

Trotz dieser Kritik ist die Studie über Erfeld sehr zu begrüßen. Nicht nur der Heimatfreund wird diese verdienstvolle „Kulturgeschichtliche und heimatkundliche Betrachtung des oberen Ertals“ mit Gewinn lesen.

München Heinrich Dunkhase

**Friedrich Schwärzel: Heimatbuch des Riedorfes Meißenheim.** Hrsg. anlässlich des 2. Heimattages am 20. 7. 1969 von der Gemeinde Meißenheim. Verlag Moritz Schauenburg K.G., Lahr/Schwarzwald

Ein schmuckes, aufstrebendes Dorf in der Rheinebene, beinahe in Sichtweite von Straßburg, bekannt durch seine Erinnerungen an Goethes Jugendliebe Friederike, durch seinen Tabak seit langer Zeit und seinen Rheinkies und Sand in der Gegenwart wirtschaftlich bedeutend, ist Meißenheim im Landkreis Lahr.

Nicht oft findet eine Gemeinde von der Größenordnung Meißenheims einen Chronisten, der wie Friedrich Schwärzel das Geschehen und die Fakten der Ortsgeschichte in solcher Fülle und Gediegenheit vor dem Leser ausbreitet. Der Verfasser, der viele Jahre als Rektor in der Riedgemeinde gewirkt hat, hat sich schon zu einer Zeit, da Heimatkunde noch ein begehrtes, angesehenes und auch gern betriebenes Fach in den Grund- und Hauptschulen war, um die Erschließung der Meißenheimer Vergangenheit bemüht und dazu während der langen Jahre seines Ruhestandes unermüdlich die dokumentarischen Belege in den Karlsruher Archiven erarbeitet. Aufgrund dieser intensiven Arbeit konnte zum 200. Jubiläum der Meißenheimer Kirche und aus Anlaß des zweiten Heimattages im Jahre

1969 der Öffentlichkeit ein Buchgeschenk übergeben werden, das als beispielhaft für weitere Ortschroniken anzusehen ist.

In einem detaillierten, ausführlichen Überblick zeichnet Fr. Schwärzel die reiche geschichtliche Entwicklung des Riedorfes, dessen erste historische Siedlungsspuren in die Hügelgräberbronzezeit zurückweisen und über die Kelten und Römer zur alemannisch-fränkischen Epoche weiterleiten. Im Mittelalter war das Geschlecht derer von Hohengeroldseck, im benachbarten Lahr und in Verbindung mit dem Straßburger Bistum zu Ansehen und Bedeutung gelangt, auf Dauer nicht imstande, diese seine Stellung und seinen Besitz, wozu auch Meißenheim gehörte, aufrechtzuerhalten; und bald wurden die elsässischen Herren der Wurmser von Vendenheim, 1481 mit Meißenheim belehnt, die tragenden und treibenden Kräfte bis ins 19. Jahrhundert, in dem die Wurmser reichsritterschaftliche Herrschaft dem badischen Staat einverleibt wurde.

Wesentlich beeinflusste Oberst Tulla mit seiner Rheinkorrektion die Weiterentwicklung und Gestaltung des Ortes. Tulla beseitigte auch für den Meißenheimer Raum die durch den Wildstrom immer wieder einsetzenden Hochwassergefahren und gab der Landschaft ein neues Gesicht und neue Möglichkeiten; ausführlich werden im Dorfbuch die dadurch bedingten Veränderungen der Gemarkungsverhältnisse beschrieben. Auch der Gemeinde in ihrer Organisation und ihren wirtschaftlichen Grundlagen, ihrer Bevölkerungszusammensetzung im Laufe der Zeit und ihrem Gemeinschaftsleben bis in unsere Tage sind wesentliche Seiten zuerkannt. Gerade die das dörfliche Leben durch die Jahrhunderte betreffenden rund dreißig Seiten enthalten eine unausschöpfbare Fülle von speziellen Angaben zur Namensforschung und zur Orts- und Gemarkungsentwicklung, alle durch archivalische Belege abgestützt. Insbesondere legt Rektor Fr. Schwärzel Wert auf eine Deutung der Namen und Flurbezeichnungen im Sumpfland und geschlossenen Waldgelände ebenso wie im offenen Acker- und Wiesenland; und die 400 belegten Flurnamen, die über die Gemarkung Meißenheims hinaus dem Suchenden und Forschenden Anreiz und beste Hilfen geben,

machen den besonderen Wert des 230 Seiten umfassenden Buches aus.

Dem gegebenen Anlaß der Chronik entsprechend, ist auch den kirchlichen Verhältnissen Meißenheimers eigens ein Kapitel zugeordnet, in dem ausführlich auf die Baugeschichte der von der opferbereiten Bürgerschaft getragenen Kirche mit ihrer Silbermann-Orgel eingegangen wird; und hier lag es nahe, Friederike Brion, Goethes Jugendliebe seiner Straßburger Zeit, zu erwähnen, die als „die große Tante“ Gutes wirkend die letzten Jahre ihres Leben im Meißenheimer Pfarrhaus verbrachte und neben der Kirche ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.\*)

Fernerhin bietet eine ausgiebige Zusammenstellung von gedruckten und archivalischen Quellen dem Heimatfreund und landeskundlichen Forscher insbesondere in Mittelbaden reiche Möglichkeiten weiteren Studiums und einer stofflichen Vertiefung. Der allgemein gültigen Kapitel zur Ortsgeschichte, insonderheit aber der Aussagen zur Siedlungs- und Flurnamenforschung wegen sollte dies Dorfbuch nicht nur in den Meißenheimer Familien, sondern als Anregung für andere Heimat- und Ortsspezialisten in den Büchereien der mittelbadischen Schulen und Gemeinden seinen verdienten Platz haben. W. H.

**Weinland Baden.** Bearbeitet und zusammengestellt von E. Herwig. Hrsg. von der Südwestdeutschen Verlagsanstalt GmbH in Zus.arbeit m. d. Bad. Weinbauverband Freiburg u. d. Weinwerbezentrale badischer Winzergenossenschaften Karlsruhe.

Mannheim: Südwestdeut. Verlagsanstalt 1969. 192 S., davon 74 S. Text, 70 ganz- oder doppelseitige Schwarzweißfotos, 35 Farbtaf., 8 Weinbaugebietskarten.

Dieses Buch — um das Ergebnis der gern getätigten Durchsicht vorwegzunehmen — ist etwas sehr Gelungenes. Das gilt für den Inhalt nach Text und Abbildungen, das gilt für die Form nach Typographie und Ausstattung. Es ist im Sachlichen richtig und ausführlich infor-

\*) Hierzu vergleiche man den Aufsatz vom gleichen Verfasser über „Das Friederiken-Grab in Meißenheim; in Badische Heimat, 48. Jg., 1968, Heft 1/2.

mierend, in der Aufmachung großartig, wenn auch ohne Protzerei. Insgesamt eine Meisterleistung, entstanden aus der vorbildlichen Zusammenarbeit von Verlag, Redaktion, Textautoren, Fotografen. Als Bearbeiter und Gestalter, dem man die vortreffliche innere und äußere Gestalt des Buches demnach in erster Linie verdankt, zeichnet Eugen Herwig, der Geschäftsführer der Südwestdeutschen Verlagsanstalt.

Im einzelnen: Die Textbeiträge des Bandes, in ihrer Gesamtheit durchweg zu loben, sind dennoch in ihrer Wichtigkeit verschieden. An erster Stelle stehen natürlich diejenigen aus der Feder von Sachkennern, die kenntnisreich, knapp und trotzdem erschöpfend Themen behandeln, die zum Arbeitsbereich der Verfasser gehören. Wenn also z. B. A. F. Wilhelm über die badischen Weinsorten spricht, E. Vogt über die Geschichte des badischen Weinbaus oder über „Weinbau und Wein in der Forschung“, F. Fünfgeld über „Qualitätsweinbau in Baden“, J. Frank über „Moderne Kellerwirtschaft in Baden“, oder über die „Sprache des Weinkenners“, R. Weissenberg über die Arbeiten im „Jahreskreis des Winzers“, — kommt hier der unumstrittene Fachmann zu Wort, und der Leser (hoffentlich mit diesen Namen bereits bekannt) weiß, daß er hier solideste Unterichtung erhält. Man mag in diesen Kreis noch hineinnehmen den Beitrag von L. Strub über die badischen Winzergenossenschaften, obwohl er sehr stark auf die ZBW zugeschnitten ist; immerhin bringt er in Faksimile die Gründungsurkunde der ersten badischen Winzergenossenschaft (1881 Hagnau am Bodensee) von der Hand des Initiators H. Hansjakob — oder den von M. Cämmerer über den „Wein in der Kunst des Oberrheins“. Die übrigen Beiträge — sie sind den einzelnen Weinbaulandschaften gewidmet — sind mehr oder weniger plaudernd-feuilletonistisch oder unverbindlich-persönlich gehalten und stellen ein mehr werbemäßig-orientiertes Genre dar als die Fachaufsätze; indessen vermögen auch sie Information zu vermitteln. Ihr Vorzug ist, daß sie gelegentlich die Atmosphäre der betreffenden Weinlandschaft sehr schön treffen, so z. B. der von F. Fischer über das Markgräflerland — „Beim Gutedel zu Gast“ — oder die von C. H.

Gräter über Kaiserstuhl-Tuniberg oder über das Tauberland.

Die Attraktion des großformatigen Bandes sind die farbigen oder schwarzweißen Fotos. Sie sind eindrucksvoll, manche geradezu vollkommen. Die überwiegende Mehrzahl stammt von R. Häusser, einige wenige von anderen bekannten Fotografen. Die Luftbilder sind Werke von A. Brugger. Fast alle Fotos scheinen speziell für diesen Band aufgenommen, alle sind bestens in den Zusammenhang der Texte eingefügt. Sehr viele sind schon für sich allein genommen Kunstwerke, so vor allem das Bild vom Schloß Staufenberg bei Durbach im flammenden Prunk der Herbstfarben (es zielt mit Recht auch den Schutzumschlag). Jede Einförmigkeit ist vermieden. Außerdem haben die Fotos den Vorzug der Aktualität; es sind keine antiquierten Aufnahmen, sondern zeigen Winzerarbeit und Kellerbetrieb von heute. Auch die Weinwerbung kommt ins Blickfeld des Fotografen, z. B. die Arbeit der qualitätsprüfenden Gremien. Dann und wann geht allerdings der zum Prospekt tendierende Trend durch: Etwa bei den Fotos S. 77 und 78. Einige Aufnahmen von badischen Weinorten wiederum gehören zu den besten und künstlerischsten Aufnahmen des Bandes. Am eindrucksvollsten, präzise Sachlichkeit mit gekonntester Bildgestaltung vereinernd, scheinen dem Rez. die an den Anfang platzierten Fotos von blühenden Reben und von reifen Trauben, sowie die Fotos, die Kunstwerke wiedergeben, die mit dem Wein in Beziehung stehen / (St. Urban, Faßböden etc.). Die Luftbilder zeigen instruktiv die Veränderung der Reblandschaften durch die Umlegungen und belegen deren Zweckmäßigkeit. Besonders dicht und gelungen sind ein paar Fotos von einzelnen Menschen: unübertrefflich jenes von dem Kappelrodecker Kellermeister oder das darauffolgende eines Wieslocher Weinkenners. Die Bildunterschriften sind meist sachlich richtig und von Informationswert.

Den Schluß des Bandes bildet ein Register der Weinorte und mehrere graphisch gestaltete Karten der Weinlandschaften; die Zeichner haben sich mit Erfolg bemüht, eine schöne Bildgestaltung mit kartographischer Treue zu vereinen. Wenn etwas vermißt wird und als Desiderat für eine zweite Auflage anzumerken

wäre, so wäre das eine wenigstens einführende Bibliographie des Buchthemas, an Hand deren sich der Leser weiter in das interessante Gebiet des badischen Weinbaus hineinarbeiten könnte. Alles in allem ist das Buch rundum gelungen, auch Typographie, Satz, Druck und Einband, samt Schutzumschlag. Alles in allem ein repräsentatives und würdig repräsentierendes Werk. Der Preis ist demgegenüber (DM 45,—) vergleichsweise mäßig zu nennen. Alles in allem: ein großartiges Buch für alle, die das badische Land und den badischen Wein lieben. Ein großartiges Buch aber auch als Buch schlechthin: Wenn dieses Buch nicht unter die „Schönsten deutschen Bücher des Jahrs 1969“ aufgenommen wurde oder wird, dann ist oder war die Jury mit Blindheit oder Vorurteil gegen Baden oder gegen den Wein geschlagen. Der Badener jedenfalls — es wird impliziert, daß er auch Weinkenner ist — wird dem Verlag, den Herausgebern und den Mitarbeitern, insbesondere aber dem Bearbeiter des Bandes einen herzlichen Dank und Glückwunsch zu diesem Band zusprechen.

Dr. R. Feger

#### **Metz, Rudolf: Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald besonders in dessen alten Bergbaurevieren.**

516 Seiten mit 393 Abbildungen im Text, darunter vielen ganzseitigen Karten und Bildern und 4 Faltkarten sowie einer geologisch-petrographischen Übersichtskarte des Nordschwarzwalds (50 x 47 cm) im Anhang. Format DIN A 5, Umschlag mit Glanzfolie wasserfest überzogen. Preis für Mitglieder der VFMG 28,— DM, für Nichtmitglieder 42,— DM. Bezug durch die Geschäftsstelle der VFMG, 69 Heidelberg, Blumenstraße 34, oder den Buchhandel.

Der am Institut für Geologie der Universität Karlsruhe tätige Verfasser, Sohn des bekannten Freiburger Geographen, legt unter diesem Titel einen außerordentlich inhaltsreichen, gut ausgestatteten Band vor, dessen Bezeichnung als Sonderheft all zu bescheiden ist. Hier wurde ein moderner Exkursionsführer geschaffen, der auf die Bedürfnisse des Autowanderers zugeschnitten ist. Die lohnenden Gebiete sollen mit dem Wagen angefahren, die einzelnen Aufschlüsse,

Ruinen, Kunstdenkmäler usw. dagegen zu Fuß erwandert werden. Neben dem umfangreichen Schrifttum wurden eigene Forschungen im Generallandesarchiv Karlsruhe und im Gelände ausgewertet.

Das Exkursionsgebiet wird durch die Städte Karlsruhe — Offenburg — Freudenstadt — Pforzheim grob umrissen: die Südgrenze bildet der Freudenstädter Graben, die Wasserscheide zur Kinzig und zur Rench. Immer wieder werden die Beziehungen zum Gesamtschwarzwald, zur Oberrheinebene und den Gäulandschaften herausgehoben.

Die Lagerstätten (Steine und Erden, Kohlen, Mineral- und Erzlagerstätten) und die auf ihnen aufbauenden Gewerbe werden ausführlich geschildert. Besonders eingehend behandelt sind der alte Bergbau und das Hüttenwesen, da darüber noch keine umfassende Darstellung vorlag. Auch die oft vernachlässigte Steinbruchindustrie kommt zu ihrem Recht. Überall finden sich Hinweise auf Bauwerke aus heimischen Gesteinen.

Die Schrift will dem Mineralien- und Gesteinssammler die Zusammenhänge zwischen dem geologischen Bau und dem Werden der Kulturlandschaft zeigen, und ihn damit zu einer vertieften Betrachtung der Landschaft anregen.

Der Inhalt gliedert sich in einen geologisch-petrographischen Überblick (33 S., Kristallines Grundgebirge, Oberkarbon, Rotliegendes, Buntsandstein, tertiäre Tektonik und Aufstieg des Schwarzwaldes, Bruchtektonik und Mineralisation, Quartär), eine Übersicht über topographische und geologische Karten (4 S.), einen geologisch-landeskundlichen Überblick (54 S., u. a., geologische Baueinheiten, Morphologie, Mineral- und Thermalquellen, Wald und Waldbesitz, Besiedlung, Territorialentwicklung, Fortifikationslinien, Waldgewerbe und Flößerei, Verkehrslinien, Ausnützung der Wasserkräfte, die Behandlung der Lagerstätten (129 S. mit Wirtschaftsgeschichte) und 15 Exkursionsvorschläge (266 S.). Ein Kapitel über alte Maße und Gewichte in den Bergbaurevieren des Nord-schwarzwaldes, eine Schrifttumsauswahl (16 S. Kleindruck, meist neuere Arbeiten) sowie ein Mineral- und Ortsregister bilden den Abschluß.

Eine besondere Note erhält das Buch durch die sehr starke Berücksichtigung der Geschichte.

Nicht nur, daß die Wirtschaftsgeschichte der mineralischen und pflanzlichen Rohstoffe mit all ihren Ausstrahlungen ausführlich behandelt wird, auch zur Landeskunde, liegen eingehende historische Angaben vor, z. B. die erste Nennung von Ortschaften, die Geschichte der Stadt- und Klostergründungen, der Beginn des Weinbaues in der Vorbergzone usw. usw. Viele Abbildungen entstanden nach alten Vorlagen. Der Rezensent weiß aus eigener Erfahrung, daß die Beschäftigung mit der Geschichte der Rohstoffgewinnung Tatsachen ans Licht bringen kann, die heute für die praktische Geologie bei ganz anderer Fragestellung plötzlich sehr wichtig sind. Man ist dann dankbar, wenn ein anderer diese Befunde aus den Archiven erhoben und allgemein zugänglich gemacht hat.

Daß in einem derartig vielseitig angelegten Werk hin und wieder auch kleinere Irrtümer oder mißverständliche Wendungen vorkommen, kann niemand wundern und beeinträchtigt seinen Wert in gar keiner Weise. So ist z. B. (S. 44) der Schöpfer der Regelmann'schen Karte nicht der Landesgeologe Karl Regelmann, sondern sein Vater Karl Christian Friedrich Regelmann (1842—1920). Hier wäre auch ein Hinweis auf die neueste Auflage (1954) der erwähnten geologischen Übersichtskarte von Südwestdeutschland 1 : 600 000 angebracht gewesen. Die geologischen Karten von Baden-Württemberg sind *nicht* von der Zweigstelle Stuttgart des Geologischen Landesamtes Baden-Württemberg zu beziehen, sondern vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, 7 Stuttgart 1, Büchsenstraße 54. Der wiederholt erwähnte Bergrat Münzig heißt nach anderen Quellen Münzing. Auf Abb. 362 fehlt die Buntsandstein-Zwischenscholle, die auf Abb. 363 erwähnt wird. Ludwig Eichrodt (S. 473) hat den Begriff Biedermeier bekannt gemacht, geprägt hat ihn aber Friedrich Samuel Sauter aus Flehingen.

Der offenbar kritische Charakter des Verfassers zeigt sich an vielen Stellen, und zwar sowohl bei der Behandlung veralteter Kreisgrenzen u. ä. als auch bei der Würdigung wissenschaftlicher Arbeiten.

Alles in allem ein vorzügliches Buch, das nicht nur dem Mineraliensammler, sondern auch allen an der Landeskunde Interessierten unbe-

dingt empfohlen werden kann. Der Preis ist in Anbetracht des Gebotenen und im Vergleich mit anderen Exkursionsführern durchaus angemessen.

Klaus Münzing

Augustinermuseum Freiburg. **Kunstepochen der Stadt Freiburg.** Ausstellung zur 850-Jahrfeier. Hrsg. von den Städt. Museen Freiburg i. Br. Freiburg/Br. 1970. 338 S., 11 Farbtaf., 74 Schwarzweißtafeln. 8° Brosch.

Gute Ausstellungskataloge sind besser als gute Monographien über das gleiche Gebiet. Diese Behauptung läßt sich leicht erhärten: Man versuche einmal, aus einer Monographie gleicher Stärke wie ein Katalog über dasselbe Thema sie besitzt, ebensoviel Information herauszuholen wie aus dem Katalog; der Katalog bietet immer mehr an Fakten, an Reproduktionen, an bibliographischen Hinweisen. Woher das? Nun, ein Katalog hat sich an die Ausstellungsobjekte zu halten, er bespricht sie möglichst eingehend, bildet sie möglichst alle ab, will das Gesamtbild dieser Objekte möglichst und objektiv vorstellen. Während eine Monographie oft — nicht immer — allzuviel Subjektives in den Vordergrund stellt und darüber hinaus auch in der Auswahl des Vorgeführten willkürlich verfahren kann. Ein anderer, sehr ins Gewicht fallender Grund für die Präponderanz guter Ausstellungskataloge ist, daß die beschriebenen Ausstellungen repräsentativen Charakter für ein Land, eine Stadt oder ein Museum haben und ihre Kataloge deshalb auch von den Trägern der Ausstellung bestens finanziert werden. Selbstredend bleibt die Qualität der Verfasserschaft hiervon unberührt; aber jeder Ausstellungsträger ist natürlich auch bemüht, die besten Fachleute zum Aufbau der Ausstellung und zur Abfassung der Kataloge zu gewinnen, wenn er sie nicht gar schon hat und durch sie überhaupt erst in die Lage versetzt wurde, eine gehaltvolle Ausstellung aufzubauen und einen ebensolchen Katalog dazu schreiben zu lassen. Diese Fachleute, meist beamtet, kenntnisreich, ihrem Dienstherrn auch ideell verpflichtet und vor allem abseits jedes an Universitäten anzufindenden Dünkels, machen Ausstellung wie Katalog zu einer persönlichen Sache.

Man hat aus der Kunstgeschichte des Oberrheingebiets an Katalogen dieser sauberen, er-

schöpfenden Art etwa den Hans-Baldung-Grien-Katalog der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe (1959) oder den über die Malerfamilie Holbein in Basel (1960). Diesen großartigen Verzeichnissen reiht sich nun würdig der oben genannte Katalog an. Sein Haupttitel ist voll gerechtfertigt, wenn nicht sogar zu bescheiden. Denn in Wirklichkeit wird hier anhand von ausgewählten Einzelobjekten eine regelrechte Kunstgeschichte der Stadt Freiburg und ihrer Einzugsgebiete geboten — und dies nicht in abstraktem akademischem Raum, sondern auf dem Hintergrund der Kulturgeschichte von Stadt und Umland. Diese weitgespannte Intention ist schon aus dem einleitenden Aufsatz von Museumsdirektor Dr. H. Gombert zu ersehen, der einen kompakten Abriss der Geschichte und Kulturgeschichte Freiburgs mit besonderer Berücksichtigung der Kunstgeschichte gibt. Dieser Einleitung folgt die Vorstellung der vom 24. 5. 70 bis 26. 7. 70 im Augustinermuseum zu Freiburg zusammengebrachten Objekte. Sie entstammten keinesfalls nur Städtischem Museumsbesitz, sei er kirchlicher oder kommunaler Natur, sondern waren tatsächlich aus der ganzen Welt durch den Fleiß und die Kenntnisse der Freiburger Museumsleute zusammengetragen und an der Stelle ihrer ursprünglichen Heimat für kurze Zeit wieder vereinigt worden; die Liste der Leihgeber ist sehr aufschlußreich. Die Vorstellung der Kunstwerke erfolgt in der chronologischen Reihenfolge entweder ihrer Entstehung oder aber ihrer Übernahme durch die Stadt oder das Erzbistum Freiburg; eine sehr sinnvolle Anordnung, die das kulturelle Gesamtgeschehen des Berichtsraumes dem immer etwas abstrakten, nur kunsthistorischen Geschehen voranstellt. Indessen ist die so vorgenommene Aufreihung keineswegs ermüdend: Es werden jeweils den Epochen oder auch den mit mehreren Objekten auftretenden Künstlern Exkurse vorangestellt, die eine teilweise Übersicht über den folgenden Abschnitt geben und die Basis für das Verständnis der Einzelheiten bieten. Die Einzelobjekte selbst sind kenntnisreich und liebevoll beschrieben nach Aussehen, Herkunft, stilistischer Zugehörigkeit, kunsthistorischer Zuschreibung; sehr oft unterrichtet eine kleine Bibliographie über die einschlägige Literatur. Das Verdienst,

den Katalog in seinen Einzelheiten bearbeitet zu haben, gebührt Frau Dr. Krummer-Schroth. Die Reproduktionen, ob farbig oder schwarzweiß, sind ausgezeichnet. Ein genaues Verzeichnis der Farbtafeln, ein Verzeichnis der Schwarzweiß-Abbildungen, ein zur Bibliographie angewachsenes Verzeichnis der häufiger benutzten Literatur und ein Klischeenachweis schließen sich den präzisen und erschöpfenden Informationen an. Das Ganze ist von einer um so mehr lobenswerten wissenschaftlichen Sauberkeit, als man dergleichen Akribie nicht eben immer antrifft. Dem Inhalt nach — er ist kaum auszuschöpfen — bietet dieser Katalog dem strengen Kunsthistoriker sowohl wie dem kulturhistorisch interessierten Freund der Stadt Freiburg gleichermaßen solide und anregende Unterrichtung. Dieser Katalog ist ein Lehr- wie ein Lesebuch zugleich und ersetzt für seinen Bereich auch eine Kunstgeschichte Freiburgs und seiner Landschaft; man wird sich hier wie dort, beim Kunsthistoriker wie beim kulturhistorischen Laien, noch lange auf ihn berufen können, und man wird auf beiden Seiten den Bearbeitern dieses ausgezeichneten Inventarwerks aufrichtigen Dank wissen. Dr. Robert Feger

**Alb. Knoepfli: Kunstgeschichte des Bodenseeraumes. Bd. 2: Vom späten 14. bis zum frühen 17. Jahrhundert. Überblick. Baukunst.** Sigmaringen: Thorbecke-Verlag. 1969. 528 S., 88 Abb. im Text, 300 Abb. auf Tafeln, Reg.

Dies ist, um den Gesamteindruck vorwegzunehmen, ein großartiges und außerordentliches Buch. Der erste Eindruck, den es formiert, ist der einer strotzenden Fülle. Ein zweiter Überblick korrigiert, jedoch zum Besseren: Hier ist geordnete Fülle angeboten. Das Werk ist ein Kunstinventar für einen geographischen und kulturellen Raum einerseits — und für einen bestimmten Zeitraum andererseits. Es beschreibt die Objekte mit einer Akribie ohnegleichen — und sieht sie gleichzeitig in ihrem stilgeschichtlichen Zusammenhang, in ihrem kunstgeschichtlichen Kontext sozusagen. Das Buch beschreibt diese Objekte aber nicht nüchtern, sondern in lebendiger Sprache, ordnet sie souverän, setzt sie in Beziehungen zu einander und zu anderen Objekten und beurteilt sie. Im Lesen ist man immer wieder erstaunt und

geradezu verblüfft: Was soll man mehr bewundern: Die enorme Arbeitskraft, die eine solche Fülle von Material gebändigt hat — oder die unbestechliche Urteilsfähigkeit, mit der Wertungen und Wertvergleiche, Abhängigkeiten und Zuschreibungen, Zuordnungen und Zusammenfassungen festgestellt und bewiesen werden — oder die wunderbare bildkräftige Sprache, in der selbst schwebende Nuancen treffsicher benannt werden? Ein solches Globalurteil ist nicht leichtfertig abgegeben: Es rührt von einem Kunsthistoriker her, der zwei Jahrzehnte lang an einer alten Universitätsbibliothek des Oberrheinraumes als Referent für Kunst- und Kulturgeschichte tätig war; er hat in dieser Eigenschaft manche Bücher über Kunst und Kunstgeschichte gesehen, gelesen und zu beurteilen gehabt — ein Buch von der Qualität dieses 2. Bandes von Knoepflis Kunstgeschichte des Bodenseeraumes ist ihm dabei aber nicht zu Augen gekommen. Indessen soll man sich aber auch nicht auf das Urteil von Experten verlassen: Man kaufe und lese das Buch selbst — und man wird weder Geld noch Aufmerksamkeit vergebens aufgewendet haben.

Dr. R. Feger, Freiburg

**Kleine Kunst- und Kirchenführer.** Hrsg. von Hugo Schnell. Bildredaktion Johannes Steiner. Verlag Schnell und Steiner, München u. Zürich. — (Neue Hefte zu badischen Objekten.)

Diese Kleinen Führer sind jedem kunstgeschichtlich und kulturgeschichtlich Interessierten ein Begriff. Die Reihe läuft seit Jahrzehnten und dabei in der Ausstattung — Farbbilder, Kunstdruckpapier — immer attraktiver. Im Aufbau ist die seit je bestehende Qualität gleichgeblieben. Erste Fachkennner führen in knappen, komprimierten Texten in das behandelte Objekt, seine Geschichte, Baumeister, Künstler, seinen Stil und seine Ikonologie vortrefflich ein. Die Texte werden vorzüglich und instruktiv illustriert durch charakteristische Fotoreproduktionen in Schwarzweiß und Farbe. Die Preise — DM 1,— bis DM 1,20 — sind lobenswert klein. Unter den über 900 Nummern, auf welche die Reihe bisher angewachsen ist, befinden sich immer wieder auch solche, die Baudenkmäler aus Baden zum Gegenstand haben. Alte Bauwerke finden dabei

ebenso Beachtung wie neue. Bereits seit langem vorhandene Führer werden laufend verbessert aufgelegt. So liegt jetzt in 7. Aufl. (1970) vor: St. Märgen im Schw.; Manfr. Hermann hat den früheren Text von H. Ginter überarbeitet. Der Führer enthält 15 Bilder (Schwarzweiß) (Nr. 539). — Über die 1961—65 erbaute neue Kirche auf dem Feldberg berichtet Alb. Rapp (Nr. 882); das Heft hat 2 Farbbilder und 13 Schwarzweißfotos. — Die Stadtpfarrkirche St. Johann in Donaueschingen wird vorgestellt in einer 3., neubearbeiteten Auflage (1968) des Führers von 1957 (Nr. 633); den Text schrieb Chr. Altgraf Salm (16 S., 18 Abb.). — Ebenfalls in 3. Aufl. erschien 1968 der Kunstführer zu dem spätromanischen Münster in Villingen mit seiner spätgotischen Kanzel und seinen Barockaltären (Nr. 549; 16 S., 19 Abb.); den Text schrieb Hugo Schnell selbst. — Die alte evangelische Kirche St. Nikolaus in Buchenberg, eine romanische kleine Kirche mit Fresken aus dem 15. Jh., in den letzten Jahren sorgfältig wiederhergestellt, wird im Kunstführer Nr. 757 (3. Aufl. 1969) von Elf. Schulze-Battmann erklärt (16 S., 15 Abb.). — Durch das Münster U. L. Frau zu Konstanz leitet ein Kunstführerheft (Nr. 581, 6. Aufl. 1969), als dessen Verfasser Herib. Reiners zeichnet, der dieses Münster auch in Bd. I der Kunstdenkmäler Südbadens beschrieben hat (24 S., 18 Fotos). — Neu erschien 1967 der Kunstführer über das gotische Münster von Salem (Nr. 875, 16 S., 4 Farbbilder, 9 Schwarzweißfotos); der Text ist von Conr. Stengele. — Zur 14. Auflage hat es gebracht der Führer über die Wallfahrtskirche Birnau am Bodensee (Nr. 435, 16 S., 10 Abb.), immer noch mit dem Text des verstorbenen Denkmalpflegers Herm. Ginter (1970). — Die Nr. 916 trägt der Führer zur Pfarrkirche von Sasbach i. d. Ortenau (1969, 16 S., 11 Abb.); für den Text zeichnen verantwortlich E. Blümle und H. Schnell. Die Kirche von Sasbach weist in charakteristischen Bauteilen noch den in der Ortenau im Mittelalter beliebten Typus der Chorturmkirche auf; in der Ausstattung mischen sich abklingendes Rokoko und Klassizismus. — Die stattliche Nr. 932 trägt die Beschreibung der 1963—68 erbauten Dreifaltigkeitskirche von Sandhausen b. Heidelberg (1970, 16 S., 2 Farb., 10 Schwarz-

weißfotos, 1 Grundriß), einer Kirchenbaulösung, deren Grundriß auf symmetrisch angeordneten Sechsecken beruht.

Kein Zweifel, daß die Kleinen Kunst- und Kirchenführer des Verlags Schnell und Steiner nicht nur dem Kunstliebhaber, sondern auch dem Touristen vortreffliche Dienste leisten werden. Man kann nur wünschen, daß die verdienstvollen Herausgeber sich noch möglichst vieler anderer Objekte aus dem badischen Raum annehmen möchten. Dr. Rob. Feger

**Rudolf Behrle: Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, Leben und Werk.** 1971, Konkordia AG für Druck u. Verlag, Bühl/Baden.

Dreihundert Jahre sind verflossen, seit das Hauptwerk von Grimmelshausen, der Abenteuerliche Simplicissimus, erschienen ist. Wenn Grimmelshausens Bücher uns heutige Menschen nicht mehr so ansprechen wie die Leser seiner Zeit, so ist es doch sehr zu begrüßen, daß in der vorliegenden Schrift von R. Behrle neben den alten, auch die neuesten Erkenntnisse in der Grimmelshausenforschung zusammengefaßt sind. Sein schriftstellerisches Werk findet eine objektive Würdigung, und zum Schluß erfahren wir Wissenswertes über die Familie des Dichters und seiner Nachkommen bis in unsere Tage. — Es ist zu hoffen, daß das schicke Bändchen nicht nur im engen Wirkungskreis Grimmelshausens, in der Ortenau, sondern weit darüber hinaus Verbreitung finden möge. E. B.

**Ursmar Engelmänn: Reichenauer Buchmalerei, Initialen aus einem Lektionar des frühen 10. Jahrhunderts.** 104 Seiten, mit 12 fünf-farbigem (mit Golddruck) und 12 einfarbigem Bildtafeln. 1971, Verlag Herder, Freiburg i. Br., Preis DM 17,50, Best.-Nr. 16267.

Obiger Band stellt auf dem Büchermarkt des Jahres 1971 eine Kostbarkeit besonderer Art dar. Ursmar Engelmänn untersucht und würdigt darin 24 der eindrucksvollsten Initialen der Reichenauer Pergamenthandschrift, 16 aus dem frühen 10. Jahrhundert. Er gibt zugleich Einblick in die Entstehung, Form und Inhalt der Initialen. Der Leser und Betrachter erlebt gewissermaßen die mittelalterliche Werkstatt des Inselklosters, in der die unendlichen Schätze

und Kostbarkeiten bibliophiler Kunst geschaffen wurden. Die aus insgesamt 84 ausgesuchten 24 Initialen zeichnen sich durch besondere Schönheit und anerkannte Meisterschaft aus. Die Wiedergabe der zum Teil fünffarbigen (mit Golddruck) Tafeln ist so vollkommen, daß dieses Buch nicht nur in Fachkreisen, sondern bei allen Freunden der Reichenau und des Bodenseegebietes guten Anklang finden wird.

E. B.

**A. von Schneider: Badische Malerei des 19. Jahrhunderts.** Karlsruhe: Verlag C. F. Müller 1968. 312 S., Farbtaf., 153 Abb. 4°.

Die erste Auflage dieses wichtigen Buches ist bereits im Jahre 1935 erschienen; damals innerhalb der Reihe „Forschungen zur deutschen Kunstgeschichte“, in recht großem unhandlichem Format und aufwendigem Druck. Insofern ist die vorliegende Zweitaufgabe besser und vernünftiger: Sie ist in einem brauchbaren Quartformat gestaltet und der Text in einer üblichen Antiqua gesetzt; außerdem sind jetzt — bei einem Buch über Malerei besonders zu begrüßen — einige Farb reproduktionen beigegeben: So von Franz Xaver Winterhalter das virtuos gemalte und psychologisch so aufschlußreiche Porträt der Großherzogin Sophie von Baden, — vom gleichen Maler das Selbstbildnis zusammen mit seinem Bruder Hermann (auf dem Schutzumschlag), — ein Ausschnitt aus einer romantischen Landschaft in Italien von Carl Philipp Fohr, wohl der größten Schöpfung dieses Künstlers und von großer Leuchtkraft der Farben, — ein atmosphärisch starkes, zartfarbenes Aquarell von Carl Rottmann, das eine Ansicht der Insel Delos zeigt, — eine romantisch-akademische Parkstudie in Aquarell von Ernst Fries (der zusammen mit Fohr in die Zeichenschule Friedrich Rottmanns gegangen war), — ein Selbstbildnis von Marie Ellenrieder, — auf die obligate Nanna Risi von Anselm Feuerbach hätte man verzichten können, — von Hans Thoma eine wuchernde Hochrheinlandschaft mit Mädchen, sehr stimmungsvoll und sehr typisch für die besseren Arbeiten dieses Malers, — von Wilhelm Trübner ein sehr stilles und wenig bekanntes Apfelstilleben, das einem zum Bewußtsein bringt, daß dieser Künstler außer seinen furiosen Grünorgien auch noch andere Farben auf der Palette hatte.

Der Hauptbilderteil in Schwarz-Weiß enttäuscht dagegen leider etwas: Nicht nur wurden die Klischeeformate durchweg sehr klein gewählt, so daß die Bilder zum Teil recht verloren auf den ungenügend gefüllten Kunstdruckpapierseiten sitzen, — auch die Qualität der Reproduktionen ist, vergleicht man sie mit der Qualität der Reproduktionen der Erstaufgabe, nicht ganz zufriedenstellend: Damals waren die Bildwiedergaben in einem ganz ausgezeichneten Lichtdruck hergestellt, — in einem Verfahren also, das zwar schwierig, aber unerreicht ist in der Wiedergabe zartester Tonwertstufen. Die Reproduktionen der Zweitaufgabe sind dagegen meist zu flach oder zu dunkel.

Dergleichen ist um so mehr zu bedauern, als die Neuauflage ein wirkliches Verdienst ist. Der Verfasser, Arthur von Schneider, braucht nicht eigens vorgestellt zu werden, — er hat sich als Autor kunsthistorischer Werke — über niederländische Malerei, über Caravaggio, verschiedene Kataloge zu Teilen der Karlsruher Kunstsammlungen — wie auch als praktischer Museumsmann (an der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe und nach dem Zweiten Weltkrieg als Direktor des Badischen Landesmuseums) ausgewiesen und einen ehrenvollen Namen gemacht. Man darf ihn fraglos als den größten derzeitigen Kenner des Buchthemas ansprechen.

A. von Schneider ist sich der Problematik durchaus bewußt, die darin liegt, von „Badischer“ Malerei zu sprechen. Doch setzt Schneider für seine Berichtszeit den Begriff eines badischen Kulturraums, — den es indessen nicht in gleicher Weise gibt wie einen schwäbischen oder einen württembergischen, weil seine politische Grundlagenkonzeption viel zu jung ist, um eine homogene Kultur darauf entstehen zu lassen — aus seiner ihm geläufigen Welt des dynastisch bestimmten Vorweltkriegsraums. Das heißt als badisch wird angesprochen, was sich innerhalb des späteren Großherzogtums Baden an Malerischem begab, gleichgültig woher nun die Antriebe ideeller und wirtschaftlicher Art gekommen sein mögen. Indessen geht von Schneider sorgfältig eben diesen verschiedenen Impulsen nach und gliedert neben den epochal-stilistischen Tendenzen — Romantik, Realismus — auch nach motivlichen Gesichtspunkten — Architekturstück, Landschaft, Tierstück, Bildnis — und des weite-

ren auch nach schulenbildenden Persönlichkeiten und ihren Schulen. Die einzelnen Künstler werden je nach Bedeutung in längeren oder kürzeren biographischen Einschüben behandelt. So entsteht ein zwar buntes, aber der Wahrheit und dem Leben entsprechendes, unschematisches Gesamtbild, das gerade in seiner breitgestreuten Fülle zeigt, daß die badische Malerei — was immer nun auch darunter zu verstehen sei — den Vergleich mit den Produkten größerer und bekannterer Kunstzentren nicht zu scheuen braucht. Weshalb? Weil in der Kunstgeschichte der größte Effekt immer dort erzielt wird, wo sich die verschiedensten Tendenzen mischen, getragen von urwüchsigen Persönlichkeiten und Talenten. Düsseldorf ist in Baden ebenso gegenwärtig wie München, kunsthistorisch gesprochen, und diese Gegenwart manifestiert sich jeweils sehr potent, aber auch sehr eigenwillig; daneben aber ist — etwa in der Heidelberger Landschaftsromantik — das bodenständige Element bewußt und kräftig vorhanden. Wie das zu verstehen ist, wird deutlich, wenn aus den verschiedenen Stilepochen einzelne Künstler herausgehoben werden, die aus badischer, süddeutscher Wurzel heraus in ihrem Genre schlechthin Überregionales, ja Europäisches geleistet haben: Etwa aus dem ausgehenden Klassizismus und der beginnenden Romantik mit ihren Architekturstücken und ihren Veduten Carl Ludwig Frommel, aus der realistischen Genremalerei Johann Baptist Kirner, aus der Höhezeit des realistischen Bildnisses der unübertroffene Franz Xaver Winterhalter, ein Meister von durchaus europäischer Resonanz, aus dem Neoklassizismus Anselm Feuerbach und Edmund Kanoldt. Schade, daß von Schneider für die Zeit nach 1850 die stilistische Gliederung weithin aufgibt und mehr nach Schulen ordnet; es geschieht das, weil seit diesem Zeitpunkt etwa die Karlsruher Akademie schulenbildend und stilbestimmend gewirkt hat. So finden sich im 4. Abschnitt des Buches so auseinanderstrebende Potenzen zusammen wie der noch als romantisch anzusprechende Joh. Wilhelm Schirmer samt den epigonalen Emil Lugo, Hans Thoma und anderen, der Maler wildbewegter Schlachten, Ferdinand Keller, der retrospektive Landschaftler Karl Friedrich Lessing. Weshalb hiervon noch eine eigene Karlsruher Landschafterschule — Hauptvertreter Gustav Schönleber — abgesondert wird, will nicht recht einleuchten,

ebensowenig, warum der Karlsruher Künstlerbund gesondert auftritt. Indessen ist bei der Vielfalt der zu nennenden Künstlerpersönlichkeiten eine Einteilung — wie gesagt — nicht gerade leicht, und man wird jedem Wunsch nach einer anderen Einordnung dieses oder jenes Namens immer als überwiegendes Plus entgegenhalten dürfen, daß von Schneider jedenfalls entschieden und überzeugt nach Qualität wertet; und wenn ein kunsthistorisches Buch es heutzutage überhaupt wagt, Wertungen auszusprechen und einen Standpunkt zu beziehen, darf es von vornherein des Beifalls kritischer, d. h. selbständig urteilender Leser sicher sein.

Die wissenschaftliche Haltung ist einwandfrei. Der Autor bespricht die Einzelercheinungen aus eigener Kenntnis, aber auch auf Grund von Vorarbeiten, die zitiert werden. Daneben gibt es kluge Interpretationen und Bildbeschreibungen. Ein reichhaltiger Anmerkungsanhang beglaubigt die wissenschaftliche Höhe auch formal. Wenn Wünsche offen bleiben, so wären es diese: Das Künstlerverzeichnis — d. h. das Verzeichnis der in dem Buch vorkommenden Künstler könnte mit den biographischen Daten versehen sein; man dürfte auch erwarten, daß 1968 auch alle diejenigen badischen Künstler mit aufgeführt würden, die in Josef August Beringer, Badische Malerei, Karlsruhe 1922, schon erschienen waren; als Beispiel eines bei von Schneider vermißten Namens diene der 1814 in Mannheim geborene, 1851 gestorbene J. A. Bissinger, dessen Landschaftsstudien zum Besten gehören, was in Baden beim Übergang von der Romantik zum Realismus geschaffen wurde.

Jedoch: All das tut der Bedeutung und der Wichtigkeit dieser Neuauflage keinen Abtrag. Man wird lediglich auch in Zukunft Beringer und Schneider nebeneinander zu Rate ziehen müssen. Jedenfalls aber hat man in der Neuauflage von Schneiders Buch eine sauber erarbeitete und interessant geschriebene Grundlage zur Hand, die man nach Belieben durch Befragung von Sonderarbeiten ergänzen kann. Daß diese Neuauflage auch vom Verlag her liebevoll ausgestattet wurde, wird das schöne Buch für den Liebhaber badischer Kunst und badischer Vergangenheit wertvoll machen.

Robert Feger, Freiburg

**Die Höllentalbahn. Ein Bildband von Bruno Ruff.** Augsburg: Rösler & Zimmer 1970. 165 S. m. ca. 150 Abb. DM 19.—

Hier ist ein Fachmann am Werk gewesen. Ruffs Buch über die Höllentalbahn bietet sachliche Information über Streckenführung, Bauten, Brücken, Tunnels, Bahnhöfe, Lokomotiven und technische Einrichtungen der Linie, — und dies sowohl im Bildmaterial wie im Text. Das Bild steht im Vordergrund und hat dokumentarischen Charakter, die Bildtexte erläutern es knapp oder ausführlich, aber stets kenntnisreich. Im Mittelpunkt steht die Gegenwart, der Betrieb der Bahn heute bzw. während der letzten Jahrzehnte, aber die Entwicklungsgeschichte der Bahnlinie ist keinesfalls außer acht gelassen. Das beigegebene Quellenverzeichnis ist nützlich für den, der mehr wissen will; der Bildnachweis unterrichtet darüber, daß die meisten Fotos vom Verfasser selbst stammen, darunter so höchst aktuelle wie das von der Fernsehkameraüberwachung zweier Kirzartener Bahnübergänge (S. 71). Ein sehr fundiertes Sachbuch also, nicht nur für den Freund der Eisenbahngeschichte, sondern auch für den Kenner des Schwarzwalds, und eine äußerst wertvolle Ergänzung zu A. Kuntzemüllers Buch „Die badischen Eisenbahnen 1840 bis 1940“ (1940).  
Dr. R. Feger

**Otto und Willy Bickel, mit Beiträgen von Rudolf Groll, Bretten: Zwei Kraichgauer „Bickel-Ahnentafeln“ mit illustrierten Vorfahrengeschichten, Bd. I 1950, 256 S.; Bd. II 1964, 332 S.**

Die Gebr. Bickel haben nach jahrelangem Bienenfleiß mit der Herausgabe der o. a. genealogischen Werke eine Arbeit geleistet, in der wohl eine der größten badischen Ahnengeschichte dargestellt wird.

Die 290 Bilder, Kupferstiche, Zeichnungen und Karten über Herkunftsorte und Berufe der Vorfahren, geben den Bänden eine besondere Note.

**Otto Bickel: Rinklingen, ein Kraichgaudorf in Vergangenheit u. Gegenwart, 360 S. mit 485**

historischen und zeitgemäßen Abbildungen. Verl. Bürgermeisteramt Rinklingen.

Auch in diesem Heimatbuch steckt eine riesige Fleißarbeit mit wertvollen Beiträgen zur Geschichte des Kraichgaus.

Die nordbadischen Heimatforscher danken den Gebr. Bickel für ihre Arbeiten, mit denen sie sich sehr verdient gemacht haben.

R. Herzer, Freiburg

**Hans Hauser: Dief i de Nacht, 75 Seiten, Ganzleinen, mit einigen Zeichnungen, Wort-erklärungen und einem Nachwort von Dr. M. Maier, H.-Müller-Verlag, Villingen, 9,60 DM.**

Es ist eine besondere Freude, in unseren jetzigen siebziger Jahren einen neuen zweiten, starken, alemannischen Mundartdichter vorstellen zu können, jetzt, da die Mundart zu erlöschen droht. (Der andere ist Karl Kurrus mit dem Buch „Üs am Kriagli“, das soeben in die 2. Aufl. ging.) Hans Hauser, 62jährig, ein Villingener und Beherrscher der Baarer Mundart, bedichtet zwar in konventioneller Art die Heimat und ihre Menschen, verwendet auch traditionsgetreu Reim, Strophe und klassische Rhythmen, aber er ist, und das ist das Entscheidende, in seiner dichterischen Aussage doch eigen, geradezu einmalig. Die Gedichte sind sehr apart in Themen und Sprache und tragen darüber hinaus eine so starke dichterische Atmosphäre der Echtheit, der Wärme, der Sicherheit und des Wohlklanges, daß sie beglücken, überwältigen, tief, tief befriedigen. Ja, so stark müssen Gedichte von einer echten Dichterpersönlichkeit geprägt sein wie hier! Da findet sich nichts Angelesenes, Nachempfundenes; alles ist urwüchsig, rein und neu. Hauser ist ein Erwählter, der souverän aus dem Eigenen und Vollen schöpft. Er weiß auch sehr wohl um seinen dichterischen Auftrag. Er schreibt Seite 27:

Ich waas vu innen us mer rus  
und moß ells modle no mim Bild.

Seite 9:

Denn nint, wa je mol dur mi duri goht.  
vekunnt; es sinkt nu abe uff de Grund  
und weest as Blüemen uff im neue Kload.

Aus diesem tiefen und reinen Fundus zieht Hauser seine Stoffe, seine Kraft, sein Feuer,

den Glanz. Es finden sich in dem schmalen Band viele gehaltvolle, wohltemperierte Strophen und Gedichte; ein Meistergedicht von seltener Eigenwilligkeit und Überzeugungsstärke ist „Mutter“.

Nun sei auch ein mahnendes Wort vorgebracht. Es ist notwendig, denn der Dichter ist manchmal unbegreiflicher Weise ein wenig leichtfertig. Es unterlaufen ihm Füllsel, Pressungen, hochdeutsche Wörter und hochdeutsche Satzkonstruktionen. Das Wort „wunderträchtige“ gibt es im Alemannischen nicht. Hier muß der Dichter strenger sein. Und er kann es. Es ist ein Erwählter.

Wir wünschen ihm und uns, daß er noch viele Gedichte von seiner glückenden Art uns schenke. Er ist ein würdiger Nachfahre von Hebel und Burte. Diese drei Dutzend Gedichte gehören zur besten Lyrik im Alemannischen.

Richard Gäng

**Günther Imm: „Baden, wie es lacht“, 144 Seiten, Leinen, 14 Zeichnungen von H. Michel, 14,80 DM, Verlag Weidlich, Frankfurt a. M.**

Ja, wie lacht man im Badner Ländle? Gewichtige Frage! Baden, im harten Kräftespiel der kleinen Potentaten und der Weltmächte in der abstrusen Stiefelform entstanden, grenzt an mehrere Staaten und Länder, liegt im Mittelpunkt von Europa und fühlt sich kleinstaatlich, deutsch und europäisch zugleich, alemannisch und fränkisch miteinander. Wie lächt man da? Günther Imm sagt es uns. Und wie! Immer ist er bei seinen Darbietungen und Gestaltungen sachlich, distanziert, objektiv, fein nuanciert und trotzdem voll persönlicher Anteilnahme. Man merkt es an der Konzeption des Buches, der Kapitel, der Einzelheiten, an der Auswahl der Stoffe, an ihrer Formulierung und an der ausgezeichneten Pointierung. Ja, an dieser Pointierung, die immer einem zugespitzten Pfeil gleicht, der trifft, erkennt man seine Liebe zum Thema, erfährt man sein stilistisches, dichterisches Können.

Der Inhalt des Buches? Es sind Witze, Humoresken, Schelmereien, Grottesken, Anekdoten, kurze Geschichten, Plaudereien mit liebenswürdig verbindenden Texten. Man erfährt alles und jedes, was jemals bei uns in froher Stunde zählt, geklatscht und getuschelt wurde. Man

findet, ganz ohne ethnologische Ambitionen, die oberländische alemannische Versponnenheit, die leichtlebige, pfälzische Witzigkeit, die hinterländische fränkische Trockenheit, die österreichische Gemütlichkeit, die preußische Schneidigkeit, die schweizerische Urchigkeit, den französischen brillianten Witz, den deutschen, tiefen Humor. Der Mensch wird im Badener in seinen Schwächen, Stärken und Besonderheiten dargestellt, belacht, bejubelt.

Das Buch bringt Heimlichkeiten, Kleinigkeiten, weltweite, lustige Geschehnisse; Vorder- und Hintergründiges, Taktvolles und Allzumenschliches, Echtes, Bodenständiges, Kolportiertes und Assimiliertes; einen gewaltigen Stoff. Es ist eine einzige Heitererei, die den Leser von einer Freude in die andere stürzt, aber auch in Erhellungen und Erleuchtungen. Wahrhaft geistvoll hat Imm den ganzen Zuckerundpfefferteig in 16 Lektionen eingeteilt, so daß er übersichtlich und leicht zugänglich wird. Wer ihn sich zu Gemüte führt, hält gewissermaßen den Kopf unter eine kalte und warme Brause und schaut nachher für Minuten in einen blauen Himmel.

Richard Gäng

**Franz Kirchheimer: Das Alter des Silberbergbaus im südlichen Schwarzwald. (35 Seiten, 17 Abbildungen, 37 Anmerkungen mit Literaturangaben). Kricheldorf-Verlag, Freiburg im Breisgau, 1971.**

Bisher gab es keine sicheren Beweise für einen römischen Bergbau im südlichen Schwarzwald. Eisernes Gezähe, wie es in einem alten Stollen im Untermünstertal gefunden wurde, kann wegen der Zeitlosigkeit der Form nicht zu einer Datierung herangezogen werden. Die Analyse der Bleirohre in der Römischen Baderuine in Badenweiler spricht wegen des Zinngehaltes für einen Import des Bleis und gegen dessen Herkunft aus heimischem Bergbau.

Der Verfasser untersuchte den Mörtel des römischen Bades in Badenweiler. Dabei stellte er unter einem Verputz einen Mörtel fest, der als Zuschlagstoffe Fragmente von Bleiglanz, Quarz, Schwerspat und Flußspat enthielt. Diese Minerale können nur aus Abgängen einer Erzaufbereitung stammen. Die Fundumstände für

diese bergbaulichen Mörtelbestandteile lassen sie in die ersten Jahrzehnte des 3. Jahrhunderts einordnen. Dagegen konnten in den älteren Bauteilen keine Minerale aus einem Erzgang nachgewiesen werden. Auch die Bleirohre stammen aus einer frühen Bauperiode. Der Baubeginn für das Bad wird um das Jahr 70 angesetzt. Für das Alter des römischen Bergbaus sind damit die Zeitmarken festgelegt.

Erz und Begleitmaterial stammen aus dem in der Nähe austreichenden Quarzriff. Dafür spricht auch die Radioaktivität im Erzgang und im Mörtel der jüngsten Bauperiode. Die Grube dürfte im Gewann „Blaue Steine“ zu suchen sein. Erzaufbereitung und Schmelzhütte werden vom Verfasser unterhalb der Badruine lokalisiert.

Auch über den mittelalterlichen Bergbau im Münstertal konnten neue Erkenntnisse gewonnen werden. Hier sind in einer Verleihungs-urkunde von 1028 zum ersten Male alte Silbergruben erwähnt: Cropach und Steinebronnen. Klösterliche Berichte lassen einen im 12. Jahrhundert auf dem Teufelsgrundgang in Untermünstertal umgehenden Bergbau vermuten. 1512 wurde hier das „verlegen Bergwerckh genant zu dem Schindler“ verliehen. Der Bergbau war also in der Zwischenzeit eingestellt. 1956 wurden in neu angefahrenen alten Abbauen über der 4. Sohle des Blindschachtes der Flußspat-

grube Teufelsgrund eine erzführende Stufe mit „eingewachsener“ Holzkohle gefunden. Die Stufe wurde vom Verfasser eingehend untersucht: eine glasig-silikatische Schmelze mit Mennige und metallischem Blei kennzeichnen sie als Erzeugnis des Feuersetzens. Die Holzkohle stammt von Rotbuche. Eine ganz große Überraschung brachte die Radiocarbon-Datierung einer Probe von verkohltem Holz: sie ergab ein Alter von  $1015 \pm 60$  Jahre. Demnach ist der zu Feuersetzholz verarbeitete Buchenstamm um das Jahr 953 gefällt worden. Da die Probe aus Abbauen stammt, die 100 m unter der Haspelkammer des mittelalterlichen Schachtes — entdeckt im vorigen Jahrhundert beim Abteufen des Engländerschachtes — liegen, muß der Beginn des Bergbaus hier um einige Jahrzehnte früher angesetzt werden.

Mit diesen Forschungen ist eine Arbeit entstanden, die grundlegende Erkenntnisse liefert und deshalb in der Literatur über die Geschichte des Schwarzwälder Bergbaus einen hervorragenden Platz einnehmen wird. Sie ist allen denen zu empfehlen, die sich um die Klärung technisch-geschichtlicher Probleme bemühen, weil sie viele Hinweise zu modernen Forschungsmethoden vermittelt. Der Heimatforscher wird darin manche Entdeckungen zur Bergbau- und Münzgeschichte des Münstertales finden.

Gustav Albiez, Freiburg/Brg.



## MONINGER BIER

**anerkannt hervorragend**

## Schwetzingen

Weltberühmter  
Schloßgarten

Ein immer lohnendes Reiseziel  
von europäischem Rang.  
Festliche Säle, gepflegte Gastlichkeit

Prospekte durch  
Verkehrsverein Schwetzingen e.V.,  
Telefon (0 62 02) 49 33

## Strom der Mitte

Die Rheinlandschaften  
von Konstanz bis Mainz



*zusammengestellt von Georg Richter,  
französische Fassung Dr. Lucien Sittler,  
Bildunterschriften deutsch, französisch, englisch;  
144 Bildseiten, 13 Farbtafeln, 8 Werkdruckseiten,  
sep. Bilderläuterungen und eine Übersichtskarte.  
DM 36.-*

Verlag G. Braun 75 Karlsruhe

Mitglieder,  
werbt neue  
Mitglieder!

Stiftet Mitgliedschaften  
als Geschenke!

Ziel für 1971:  
Jedes Mitglied wirbt  
ein neues Mitglied.